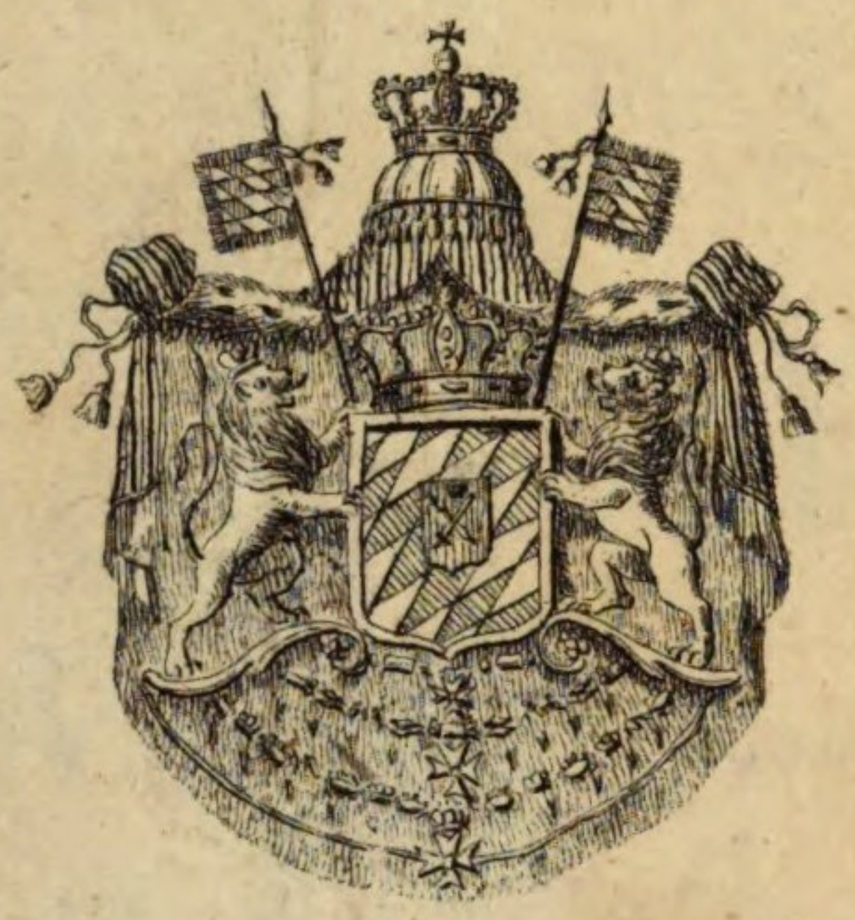
Med. q. 450



BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS.

<36619136300013

<36619136300013

Bayer. Staatsbibliothek

Med. Gen.

450

D. Johann Christian Stark's.

Der Arzeneywissenschaft ordentlich. öffentl. Lehrers, des hiesigen Herzogl. Hebammeninstituts Subdirektors, der lateinischen Jenaischen Gesellschaft Ehrenmitglieds ꝛc.

Versuch einer wahren und falschen Politik der Aerzte,

zu Vorlesungen bestimmt.

Jaeck

Jena,

verlegens C. H. Cuno's Erben. 1784.

Dem

Herrn

D. Ernst Gottfried Baldinger

Sr. Hochfürstl. Durchl. des Regierenden Herrn Landgrafen zu Hessen Cassel Hofrath und ersten würklichen Leibarzt, der praktischen Arzeneywissenschaft ordentl. Professor am Collegio illustri Carolino, ordentlichem Arzte des Cadetten Corps, der Garde du Corps und des ersten Bataillons Garde ꝛc.

Seinem theuersten Freunde und Gönner.

[redacted]

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Dem

Herrn

D. Heinrich Friedrich Delius

Sr. Hochfürstl. Durchl. des Regierenden Marggrafen zu Brandenburg, Onold, Culmbach. Geheimen Hofrath, ersten Professor der Arzeneywissenschaft zu Erlangen, der Kaiserl. Akademie der Naturforscher Adjunkt, der Königl. Gesellschaft zu Montpeiller, der Akademie der Wissenschaften und Künste, wie auch der Churfürstl. Bäyerl. Mitglied ꝛc.

Seinem Hochzuehrenden Freund und Gönner.

Dem

Herrn

D. Joh. Ludw. Friedr. Dietz

Der Anatomie und Physiologie, ordentl. öffentl. Lehrer auf der Akademie zu Giessen, verschiedener Gesellschaften Mitglied.

Seinem geliebtesten Freunde und Gönner.

widmet

Hochachtungsvoll

diesen Ersten Theil

des

Versuchs einer wahren u. falschen Politik der Aerzte

Der Verfasser.

Vorrede.

Die Schicksale unserer Mitbrüder zu erleichtern und uns selbst den leichtesten und geradesten Weg zu unserm eigenen Wohl zubahnen, wodurch wir vermöge unseres Erweiterungstriebes gedenken bis zu der Staffel zu gelangen, wo wir Zufriedenheit und dauerhaftes Glück athmen, gewährt uns nicht allein

das süsseste Vergnügen, sondern ist auch Pflicht. Allein wie manchfaltige Hindernisse werden uns auf dieser Laufbahn in den Weg gelegt, und wie viele Glücksstörer treten oft gegen uns auf. Jene zu heben und diesen aus zu weichen, hilft uns nicht Kühnheit, nicht Unerschrockenheit, nicht allezeit gestählter Muth, denn oft dünkt sich auch der Wille aus der noch nicht erprobten Erfahrung mehr zuvermögen, als die ganze Ansamlung der Kräfte leisten können, sondern Vorsicht, Klugheit und weißlich angestellte und oft von uns oder andern wiederhohlte Erfahrungen. — Hier öfnet sich das viel umfassende Feld der Politik, dessen manchfaltige Abwechselungen jeder durch wandeln muß, wenn er anders glücklich leben will.

Diese Kunst ist mit unendlich viel Schwierigkeiten verknüpft und mit mehrern, als mancher wohl glaubt. Es sind die Personen zu manchfaltig, und ihre Denkarten zu verschieden, mit denen man umzugehen hat, und der Umstände zu viele, die auf einen stoßen, einen umgeben und oft gar drücken, die man zu behandeln, bald näher zu locken, bald mehr zu entfernen genöthiget ist. Hier hat man zu lernen und kaum wird man je auslernen, man wird immer noch Forscher bleiben, und Kenntnisse samlen bis ans Grab.

Schwerer, noch viel schwerer ist die Kunst sie auszuüben. Hierzu gehört nicht blos gemeiner Men-

schenverstand; sondern ein scharfes Urtheil, tiefe Einsicht in den Karackter und in die Handlungsweisse der Menschen, vieler Umgang mit Menschen, und lange Erfahrung. Alle die nöthigen Regeln sich zu abstrahiren, ihre Anwendung am gehörigen Ort wieder zu machen, erfordern Jahre und bleibt oft noch bey zweifelhafter Bestimmung und bey schwankenden Ungewißheiten.

Ohne Anleitungen bis zu einer gewissen Vollkommenheit darinne zu kommen, erfordert Zeit und viele mislungene Versuche. Um also leichter darinne fortzuschreiten müssen uns Leiter und Führer in diesem Feld immer willkommen seyn. Und wem kann sie es mehr seyn, als jungen Leuten, die erst in die Menschengesellschaft treten, sich zeigen, handeln und würklich nutzen wollen?

Wem ist diese fürtrefliche Kunst wohl nöthiger, wem muß ihre Erlernung und Ausübung wohl wichtiger seyn, als dem Arzt, dem größten Theilnehmer des menschlich-körperlichen Elendes? Er hat deshalb mit zu viel einzeln Menschen von allerley Stand, Würden und Geschlecht umzugehen, nach denen er sich so ackomodiren muß, daß er ihnen nicht lästig, verhaßt, und unangenehm wird, daß er aber die Kranken sich so zu eigen zu machen weiß, daß sie ihn wünschen, achten, vertrauen und ehren.

Auch

Auch hat der Arzt kein besseres Hülfsmittel sich bald zuheben, als dieses. Er besitze noch so viel Gelehrsamkeit und Wissenschaften, in der ältern und neuern Litteratur, sey der beste ausübende Arzt; aber ohne diese Kunst wird er weniger geachtet, nicht gesucht, nicht geliebt, mit einem Wort er wird verkannt und und nie ein glücklicher Arzt werden. Die Ausführung zeigt an vielen Stellen, wie schwer die Kranken es oft dem Arzt machen, wie sonderbahr sie mit ihm oft umzugehen pflegen, durch Hintergehen, bösen Willen und durch andere heimliche Täuschungen, durch schon lang vorgefaßte und eingewurzelte Meinungen. Hat er sich einmal dem ärztlichen Geschäft unterzogen und er will daraus die nöthigsten Bedürfnisse seines Lebens ziehen, sie mögen nun oft so sparsam seyn, als sie wollen, so muß er sich gegen die Kranken so betragen, daß er recht oft Gelegenheit habe, sie einzusamlen und daß sie ihm willig dargereicht werden.

Wo soll aber der junge Arzt diese lernen? In den gewöhnlichen Vorlesungen? Es mögen theoretische oder practische seyn, so wird und kann auch nur höchst wenig daran gedacht werden. In Hospitälern und Lazarethen? Ob man sie da lernen kann, zweifle ich sehr aus mancherley nicht unerheblichen Gründen. Denn theils geht in solchen Anstalten alles zu flüchtig, schnellvorübergehend, theils ist der Kranke hier unterm Gehorsam oder Zwang, darf und kann also

nicht

nicht allezeit handeln wie er wolte, theils muß sich der Kranke nach dem dirigirenden Arzt richten und nehmen was und wie er es ihm giebt. Und wär es ja, daß er etwas ablernte, so ist es doch nur ein Theil des Ganzen. In klinischen Instituten? Hier wäre die Sphäre doch etwas ausgebreiteter, er hat Gelegenheit mehrere Menschen zu sehen, die auch schon freyer handeln können, weil sie in ihrem Eigenthum bleiben, ohne Aufsicht sind, und nach ihren Einsichten verfahren. Dieses nähert sich freylich einer höhern Stufe, gewährt etwas Vollkommenheit mehr, besonders wenn man bey vorkommenden Gelegenheiten, als Leiter die jungen Leute immer dazu angeführt und wiederhohlt drauf aufmerksam macht, wie ich in dem meinigen zu thun pflege. Allein auch hier kann man noch nicht alles finden, was man wünscht. Denn es ist doch nur meist eine Classe von Menschen, nemlich der ärmere Theil, die zwar unter sich immer auch differirt und Pröbgen unter ihnen von allen Menschenklassen angetroffen werden, aber er lebt doch gedruckt, und handelt dann, weil er nicht kann, nur versteckt, nur heimlich.

Was ist also dem jungen Arzt, wenn er nun ausstudiert und promoviert hat übrig, als sich selbst entweder auf geradewohl und dreiste zu überlassen, oder so viel ihm sein Mutterwitz darreicht, schüchtern und furcht-

sam

sam seine ärztliche Laufbahn anzutreten. Nach vielmahligen Fehlern, Anstößen und empfindlichen Rückgängen, wird er etwas aufmerksam werden, mühsam Vorsichtsregeln suchen, und doch immer noch irren. —

Vielleicht kann er sich durch Lesung praktischer Schriften und gurer Beobachtungen zu diesen wichtigen Geschäften vorbereiten, oder darinne forthelfen? Das ist freylich noch ausser der Erfahrung, der einzige Weg zu diesem Zweck zu gelangen, allein noch immer unvollkommen genug. Denn nicht jeder Beobachter sagt wie? und warum? er dieses oder jenes gethan und, was er besonders aus Vorsicht und Klugheit unterlassen, oder würklich verrichtet hat.

Man findet zwar auch in einigen andern Schriften, wie ich am Ende des Buchs aus einer klein angehängten Bibliothek darthun werde, vieles zu diesem Zweck passende zerstreute einzusammen, wie uns der fürtrefliche und fleißige Herr Berg-Rath Uden in Berlin, durch den übersezten und modernisirten Hofmann voriges Jahr davon eine Probe gegeben hat. Hofmann der gröste Praktikus seiner Zeit kannte und hatte die Wichtigkeit dieses Studiums erfahren, deshalb er auch jungen Aerzten diese Anleitung schrieb, die in ihrer Art gewiß körnigt ist, und durch die Zusätze

und

und Reflexionen des Herrn Berg-Rath noch mehr gewonnen hat.

Weil ich also die Wichtigkeit selbst erfahren und eingesehen hatte, wie schwer und wie wichtig doch diese Kenntniß sey, entschloß ich mich schon vor zwey Jahren eine Politik der Aerzte zu schreiben, wie sie auch das Medizinische Wochenblatt, und das Baldingerische Magazin angekündigt hatte. Ich würde auch mein Versprechen bald erfüllet haben, wenn ich nicht mit Fleiß die Vollendung hätte gesucht hinauszuschieben. Weil ich während der Bearbeitung fand, daß die Sache schwerer war, als ich mir sie in der ersten Wärme gedacht hatte. Ich fand, daß schon viel Erfahrung darzu gehöre, und wünschte zwanzig oder dreyßig Jahr älter zu seyn, um erst den Gegenstand würdig genug ausführen zu können. Ob ich gleich während meiner weitläuftigen Praxis mit vielen Menschen, von allerley Stand und Würden, vom Fürsten bis zum Bettler, habe umzugehen, und mancherley sonderbahre Leute zu behandeln gehabt, wo ich mir, weil ich schon lange mit der Idee war schwanger gegangen, immer Erfahrungen und Regeln sammlete; so fühlte ich mich für die Uebernahme doch noch sehr schwach. Länger wollte und konnte sich aber die Verlags Handlung nicht aufhalten lassen. Mein Wort war gegeben, der Kontrackt lange geschlossen, also mußte

ichs

ichs doch liefern, wie ich's hatte, und wie ichs dem Publikum vorlegen kann. Ich habe mir zwar die möglichste Mühe gegeben, um es so auszuarbeiten, daß ich doch vom ältesten und erfahrensten Theil ausübender Aerzte und von der Beurtheilung einsichtsvoller einige Zufriedenheit und Beyfall erhalten möchte. Und wie sehr würde es mich freuen diesen Zweck nur einigermaßen erreicht zu haben. Es ist ein Versuch, und ich wünsche ihn auch nur so beurtheilt zu sehen, den ich aber doch zu Vorlesungen für junge Leute bestimmt habe, und deshalb freylich manches bis dahin zu mehrerer Erläuterung habe versparen müssen.

Ich schmeichle mir daher bey jungen Aerzten Dank zu verdienen, daß ich ihnen diesen schriftlichen und von Zeit zu Zeit auch mündlichen Versuch der wahren und falschen Politik in die Hände gegeben habe. Werden sie ihn so nutzen, wie ichs wünsche, so können sie sich früher und geschwinder zu glücklichen Aerzten bilden, und können das vielleicht schon im ersten Jahr werden, was sie ausserdem nach zehen und mehrern Jahren erst mühsam aus guter und böser Erfahrung hätten lernen müssen. Sie finden hier zwar das Allgemeine, aber doch so, daß sie sich gewiß in allen vorkommenden Fällen werden helfen können. Es giebt freylich auch höchst specielle Fälle, wo auch immer specielle Anleitung fort hilft, die ich auch nächstens in dem zweyten Theil oder in

der speciellen Politik mittheilen werde, wozu ich aber nichts mehr wünschte, als einige nützliche Beyträge von erfahrnen und beobachtenden Aerzten. Aus dem Grunde ist auch schon hier beym Inhalt, der Plan zum zweyten Theil zu finden, den ich auch gern ändere, wenn mir jemand einige schikliche Erinnerungen, oder wenn es gefällig wär, einige Abänderungen machen wollte. Da meine Absicht ist, nicht eben überal recht zu haben, sondern zu nutzen; so würde ich alle bescheidene Erinnerungen und nützliche Beyträge mit den wärmsten Dank annehmen. Schon in diesem Theil muß ich die gefällige Unterstützung meines Freundes und Gönners des Herrn Geheime Hofrath Delius rühmen, und ihn öffentlich danken, der mir so mancherley Schriften, die die Charlatanerie vorzüglich betreffen angab. Ob ich gleich die meisten schon selbst besaß, so war mir die Mittheilung von einigen noch unbekannten angenehm und schätzbar.

Neben die wahre Politik stellte ich gleich die falsche oder die Charlatanerie. Sehr oft gerathen junge Aerzte entweder aus dem Trieb der Nachahmung oder aus eigenen Trieb sich zu heben und groß zu werden, auf die schlüpfrigsten und niederträchtigsten Irrwege, bilden sich eine Politik, aber eine falsche, und werden Charlatans. — Deshalb ich diese in allen ihren Farben zum abschreckenden Beyspiel geschildert aufgestellt habe. Wie leicht ist es ein Char-

latan zu werden. Ein solches Ungeheuer zu werden, hüte dich junger ärztlicher Freund! Verabscheue es ärger, als den Tod! — Auch hier findet man die Ursachen und Quellen, aber auch die kräftigsten Mittel sie zu verstopfen, wenn man nur will. —

Hierbey will ich nur noch errinnern und bitten, daß sich Niemand einfallen lasse, zu ein, oder der andern aufgestellten Copie hie, oder da die Originale finden zu wollen. Sie sind nicht an einem Ort, in einer Stadt anzutreffen, sondern es finden sich deren viele in allen Ländern und Städten, wie ich auch in der Abhandlung aus verschiedenen Schriftstellern dargethan habe. Will sich aber jemand etwas zur Besserung und zur Lehre herausziehen, dem steht die freye Wahl offen. Wenn ich nur nutzen kann, es sey auf welche Art es wolle, so sind meine Wünsche erfüllt.

Darstellung
des
beobachteten und noch zubeobachtenden Plans.

Erster Theil

Falsche und wahre Politik im allgemeinen. Einleitung.

Kap. I. Allgemeine Politik. §. 1 — 22.

II. Unterschied der ächten und falschen Politik, oder Charlatanerie.

a) Charlatanerie der gelehrten überhaupt. §. 23 — 43.

b) Charlatanerie der Aerzte überhaupt. §. 44 — 46.

1. Der öffentlichen Lehrer und Schriftsteller, wozu besonders das Docktormachen mit gehört. §. 47 — 61.

2. Der Chemisten. §. 62 — 68.

3. Der Allchemisten. §. 69 — 78.

4. Der eigentlich. practisch. Aerzte. (§. 79.) oder feinern Charlatanen.

α) Sonst rechtlichen Aerzte. §. 80-83.

β) Docktorirten Aerzte. §. 84-119.

γ) Chirurgen und Hebärzte. §. 120-125. beyläufig. 1. Die Quellen

und

Inhalt.

und Ursachen der Charlatanerie. §. 126 — 146.
2. Einige Mittel dagegen §. 147-168.
5. Der Nichtärzte oder der gröbern Charlatanen. §. 169. 170.
α) Der Märktschreyer. §. 171-175.
β) Der Quacksalber. §. 176-184.
γ) Der dumm. Empyrik. §. 185-186.
δ) Der Pfuscher und sogenanten Afterärzte. §. 187-189.
1. Die Geistlichen. §. 160-204.
2. Die Apotheker. §. 205-207.
3. Die Chirurgen, Bader und Balbierer. §. 208-209.
4. Frauenzimmer. §. 210-215.
5. Scharfrichter, Hirten, Schäfer ꝛc. §. 216-219.
6. Bauern Docktor. §. 220-222.
Noch einige hieher gehör. Schriftsteller §. 223. hierauserwachsende Nachtheile für die A. W. nebst ihrer Beurtheilung u. Wiederlegung. §. 224-238.

Kap. III. Von der wahren Politik der Aerzte.

Erster Abschnitt. Von den Eigenschaften eines guten Arztes.

1, Allgemeine, Betrachtung. §. 239-241.
2. Auf-

Inhalt.

2. Auſſer weſentliche. §. 242-247.
3. Weſentl. §. 248 = 326.
Zweyter Abſchnitt. Von der klugen Anwendung der ärztlichen Eigenſchaften. §. 327.
1. Beym Ruf zum Kranken. §. 328-338.
2. Um ſich Zutrauen zu erwerben, und zu erhalten. §. 339-365.
3. Um den Krankheitszuſtand zu erforſchen §. 366-378.
4. Beym Beſuch des Kranken. §. 379-385.
5. Bey der Beurtheilung. §. 368-391.
6. Bey der Vorherſage. §. 392-
7. Bey der Heilung. §. 408.

Zweyter Theil. *

die wahre Politik im beſondern.

Kap. I. Als eigentlicher Practikus.
1. Bey der Indikation u. Contraindikat.
2. Bey Verordnung und Einrichtung der Diät und des übrigen Verhaltens.
3. Bey Anwend. der verſchied. Mittel ſelbſt.
a) Der Vorbauungs Mittel.
b) Der eigentl. Heilmittel im Krankheitsſtande.
c) Der ſogenannten Nachkur.
4. Bey unerwarteten Vorfallenheiten als unbekannte, neue Mittel u. Krankheit. ꝛc.

Kap.

*) Iſt der noch zu bearbeitende Plan, ſ. Vorrede.

Inhalt.

Kap. II. Als Chirurgus.

III. Als Hebarzt.

IV. Als Feldarzt.

Deren ihr Verhalten in Rücksicht.

1. Auf den Ort, als in großen Städten, Hospitälern, im Felde und im Standort, oder im Lazareth ꝛc.
2. Auf den verschiedenen Stand.
3. Auf das Geschlecht und dessen mancherley Veränderungen.
4. Auf das Alter.
5. Auf die Untergeordneten, als Unterärzte, Apotheker, Wundärzte, Hebammen, Krankenwärter ꝛc.
6. Auf schriftl. u. mündliche Berathschlag. mit andern u. von andern Collegen, oder Layen, auch in Ansehung der Anfragen und Antworten.

V. Als Akademischer Lehrer.

1. Als privat Dozent.
2. Als Ordentl. Oeffentlicher.
3. Als Fakultist.

VI. Als Physikus.

1. In Policeysach. bey Apothek. Pfuscher. ꝛc.
2. Bey gerichtlichen Leichenöfnungen.
3. Bey medicinal Berichten u. ihrer Abfass.
4. Bey Verfertig. u. Aushänd. der Attestate.

Kap. VII. Eine kleine Biblioth. der vorzügl. hiehergehörigen Schriftsteller. Ein-

Einleitung.

§. 1.

Wollen wir das Angenehme eines gesellschaftlichen Lebens genießen; so müssen wir uns auch billig denen Verhältnißen, in welche wir dadurch versezt werden, gemäß betragen. Monarchen gegen Monarchen, Helden gegen Helden, Bürger gegen Bürger stehen in dieser Bande. Nicht weniger richtig sind die Verhältnisse ungleich geparter auf verschiedenen Bahnen mit ungleichen Schritten Wandelnder. Ich meine Monarchen gegen Unterthanen, Sieger gegen Be-

siegte, Bürger gegen Bettler. Und Aerzte solten aus dieser Kette geschlossen seyn?

§. 2.

Die Manchfaltigkeit dieser Verhältnisse und deren nicht seltene Kollisionen würden nur gar zu oft die Gesellschaften trennen, oder vielleicht für sie nachtheilig werden, daher, damit sie nicht für uns und unsere Gesellschafter zu lästig oder wohl gar nachtheilig werden, müssen wir sie uns suchen durch gut gewählte Auswege zu erleichtern. Diese Auswege möchte uns wohl die Wissenschaft, die wir **Politik** nennen am besten anweisen können.

§. 3.

Das Wort Politik hat mancherley Bedeutungen. Denn bald zeigt es den Weg zur Weisheit und Klugheit an seine Absichten gut auszuführen; *a*) bald die Kunst zu leben, oder nach dem Wohlstand zu leben; *b*) bald die Kunst seine Anschläge listig und schlau auszuführen. (*c*) Diese verstellt aber den edlen Charakter, und macht ihn zweydeutig, und verdient daher den guten Nahmen der Politik nicht. Ob sie gleich allezeit ein Genie erfordert und dadurch nützlich werden könnte, wenn die erfundenen und oft witzig ausgedachten Touren gehörig angewen-

(*a*) Daries in der philosoph. Sittenlehre Abschnitt. 2.
(*b*) Mr. le Noble. Ecole du monde.
(*c*) *Pacisci a lapide* (Raabe) homo politicus.

gewendet würden. Etwas eingeschränkter ist der Begriff, da sie uns lehrt gesellschaftlich zu leben. (*d*) Und noch eingeschränkter, wie man in einem Staate oder bürgerlichen gesellschaftlich leben soll. (*e*) Weil diese zu unbestimmt sind, so hat sich der geheime Rath Daries bemüht einen mehr umfaßendern zu geben, und nennt sie eine Wissenschaft von der Anwendung der Klugheit in Beförderung gemeinnützlicher Absichten. (*f*)

§. 4.

Weil wir aber durch mancherley Erfahrungen, Gegeneinander haltung der Umstände, des Vortheilhaften und Nachtheiligen ein gutes gesundes Urtheil fällen lernen, woraus, wie mir dünkt, dann erst Klugheit erwächst, so glaube ich, es würde meiner Absicht der Begriff gemäser seyn, wenn ich die Politik eine Wissenschaft nenne, die uns lehrt, wie wir unter gewissen Umständen durch gut gewählte Mittel und Auswege uns einander unsere Verhältnisse erleichtern können.

§. 5.

Diesen allgemeinen Begriff kann jedes Glied der bürgerlichen Gesellschaft vorzüglich der Arzt schicklich auf sich

(*d*) Gottl. Stolle kurzgefaßte Lehre der allgemeinen Klugheit.
(*e*) von Rohr Einleitung zur Staatsklugheit.
(*f*) Einleitung in des Freyhern von Bielefeld Lehrbegriff der Staatsklugheit Jena 1764. p. 54.

anwenden. In wie vielen Verhältnissen steht er? Unter wie mancherley Umstände wird er versetzt? Auf wie viele Mittel und Auswege muß er also denken durchzukommen, um sich und andern ihr Schicksal erleichtern zu können?

§. 6.

Freylich muß dieses nicht durch schlechte, unerlaubte Mittel und Auswege geschehen, wodurch man sich zwar Erleichterung verschaft, seinen Mitbürgern aber das größte Nachtheil zuzieht, der ihm vielleicht nach und nach erst zu wächst und dann schnell überrascht. Dieß hat den Schein, ist aber eine falsche Politik. Allein Ehrlichkeit mit Klugheit verbunden, wird immer die ächte Politik bleiben. Und wenn die falsche, oder mit einem andern zierlichen Nahmen, die Scharletanerie sich empor geschwungen hat, und ihren Schimmer auszusprüen und zu verbreiten sucht; so wird doch die ächte sie überleuchten und ihren Schimmer sehr verdunkeln.

§. 7.

Diesen wichtigen Unterschied werde ich im zweiten Kapitel näher zeigen, wenn ich in dem ersten einige Regeln der allgemeinen Politik angegeben habe, auf welche im dritten Kapitel die Anweisung der besondern ärztlichen Politik kommt. Wie er sich a) als Praktikus zubetragen, b) als akademischer Lehrer c) als Geburtshelfer d) als Chirurgus. In diesen Verhältnissen, wird er sein Betragen anders einrichten müssen beym Vornehmern

mern, anders bey Geringern, anders beym mittlern Stand, z. B. wo er geistliche oder andere Personen antrift mit denen er oft collidirt. Ferner e) wie er als Physikus und in der gerichtlichen Arzeneykunst zu handeln. Wie f) in schriftlichen und mündlichen Berathschlagungen theils von Collegen, theils von Layen. Wie endlich g) in Lazarethen und Hospitälern. Daß wird der kurze Leitfaden seyn, den ich in der Ausführung folgen werde. Vielleicht möchte es nicht unschicklich seyn, noch einen Anhang beyzufügen, wie etwa Anfragen und Antworten schicklich abzufassen wären.

§. 8.

Außer vielen andern guten Kenntnissen, die man billig von einem rechtlichen und geschickten Arzt fordert, ist ihm eine gute Politik höchst unentbehrlich. Wie manchfaltig sind seine Verhältnisse? Wie verschieden sind die Menschen, mit denen er umgehen muß? Bald heißt ihm seine Pflicht Hohe, bald Niedere, bald Mittlere zusehen zu sprechen und ihnen gewünschten Rath zu ertheilen. Kann und darf er diesen nach der Verschiedenheit ihrer edlen und unedlen Charaktere gleichförmig dienen und mit etwa gewohnten Formeln befriedigend antworten? Bald nähert sich ihm einer mit einer edlen und biedern Seele und eben so redlichen Miene ganz unschuldig. Er ist würklich der edle rechtschaffene Mann, den er sieht. Bald muß er einen unter dieser Maske aufwarten voller Verstellung mit einer Seele ganz mit unedlen Absichten

und vielleicht schwarzen Thaten erfüllt. Bald wieder einem andern und noch gefährlichern. Hier würde die Physiognomie, wenn sie das wäre, was sie seyn sollte, die Fakel seyn, wo mit er alles beleuchten, oder der Schlüssel, womit er die geheimen Fächer öfnen könnte. Und dann würde er gewiß seine Maasregeln zu nehmen wissen und sich den Umständen gemäs betragen. Da aber unser Auge zu stumpf gleich die Güte oder Tücke der feinen oder schlechten Seele beym ersten und zweyten Blick zu durchschauen, da unser Verstand nicht schnell und scharf genug bey der ersten Vergleichung der geäußerten Gedanken, das Wahre und Falsche, das Natürliche vom Erkünstelten zu unterscheiden und jedes in seiner ächten Natur darzustellen; so sind schon allgemeinere Regeln der Klugheit die Stütze auf die wir uns lehnen können, die Segel die uns entfliehen helfen nnd Führer auf steilen schlüpfrigen Pfad zum geborgenen Ort. Ist nun diese Kunst dem Arzt entbehrlich? darf er wohl je wagen ohne diese treue Begleiterin sicher seyn zukönnen? ohne sie nur einen Schritt thun zu dürfen, ohne zu gleiten? Aber verweißt uns das nicht auf Menschenkenntniß? Sollte der Arzt sich nicht verzüglich bemühen die Karakter zu studiren, die ihm unter den Nahmen der Temperamente bekannt sind, und ihm die Heilart bald erschwehren, bald erleichtern können? Wenn nun der Arzt seinen Patienten kennt und Entschlüsse nach den Umständen gefaßt hat, die auf das Wohl des Patienten abzwekten, wird er seine reellen, edlen Absichten gerade zu seinen Wün-

schen

schen gemäs ohne Politik ausführen können? Gegenseitig lehrt ihm auch diese Kunst die unlautern Absichten anderer übeldenkender Menschen geschikt zuvereiteln. Und diese unangenehme Nothwendigkeit ereignet sich nicht selten. Schließt aber überhaupt die Nothwendigkeit nicht auch zugleich den Nutzen der Politik in sich?

Erstes Kapitel.

Allgemeine Politik.

§. 1.

Nach dem Begriff der Politik (Einl. §. 4.) kann sie nur im gesellschaftlichen Leben ausgeübt werden. Richtet man daher sein gesellschaftliches Verhalten, und seine Handlungen so ein, daß man dadurch Niemand anstößig wird oder beleidiget, so glaube ich die erste Regel der Politik erfüllt zu haben. Denn dieses macht uns leidlich, knüpft das Band der Gesellschaft vester und befreyt uns von dem Nahmen des Sonderlings. Man muß sich daher billig nach der Gewohnheit, und Sitten, der Länder und Völker so viel als möglich akkommodiren, sich gut in die Verschiedenheit der Stände und Geschlechter schicken, weil man dadurch immer mehr gewinnt,

als verliert. Denn auch die kleinste Creatur kann mir schaden, wenn sie mir auch nicht nüzt.

§. 2.

Verstand, Tugend, Religion, mit einem Wort Rechtschaffenheit, Welt- und Menschenkenntniß, gute Erziehung können uns, vor diesen Klippen, wo wir scheitern könnten bewahren. Aus der letzten fliessen die vorhergehenden Erfordernisse, die wir billig besitzen müssen, wenn wir glücklich im Staat leben wollen. Denn ein Mensch ohne Kenntnisse, sagt Gracian ist in der Politik eine Welt ohne Licht.

§. 3.

Man studire also seinen eignen Karakter auf das genaueste aus, man durchblättere alle Falten seines Herzens oder seiner Denkungsart. Man lerne im Menschenumgang Menschen kennen. Mit jenen Eigenschaften verbunden bin ich nun vorbereitet in die Welt und in meine Verhältniße zutreten.

§. 4.

Unsern Karakter oder unsere Schwäche und Stärke müssen wir in unserer Gewalt haben. Jene zu verbergen, diese zur rechten Zeit zu gebrauchen. Denn die Schwächen oder die Heftigkeit der Leidenschaften, können uns bald verrathen und die besten Absichten vereiteln. Hingegen die Gewalt über diese, die Hülfe

unsers guten, viel übersehenden Verstandes werden uns unendlich viel Vortheil bringen.

§. 5.

Durch öftere Wiederhohlung gewöhnt, muß man bey jeder Gelegenheit, bey jeder Art der Umstände gleichen Blick halten. Weder unleidlicher Stolz, noch kriechende Niedrigkeit, weder unüberlegte Verwegenheit: noch kindische Furchtsamkeit, weder unbegrenzte Verschwendung, noch niederträchtiger Eigennutz, weder mürrisches Misvergnügen, noch ausgelassene Freude, weder überspannte Empfindlichkeit, noch frostige Gleichgültigkeit und hölzerne Fühllosigkeit, weder übertriebene Akkuratesse oder Eigensinn, noch leichtsinnige Fahrläßigkeit, muß unsern Mienen und Blicken entschlüpfen.

§. 6.

Hierdurch entgehen wir vielen wiedrigen Urtheilen, wir weichen der Verachtung aus, dem Mistrauen, der Unbeständigkeit, dem unrichtigen Genuß und Gebrauch der Glücksgüter, der Trennung der Freundschaftsbande, der Mittheilnehmung unserer Schicksale und dem Haß, der Entziehung unsers Umgangs und vielen andern Unangenehmen mehr, das wir uns durch diesen Contrast in unserm Betragen zu ziehen können.

§. 7.

Da wir uns aber oft mehr und sicherer durch unsere Handlungen verrathen, als durch unsere Mienen, die sehr teuschen können; so müssen wir uns auch in unsern Handlungen immmer gleich bleiben. Denn handelt man bald so, bald wieder anders, ohne daß der Beobachter, den wir doch gewinnen wollen, oder durch dessen Hülfe wir eine Absicht ausführen wollen, unsere Absichten einsehen kann, indem er bey uns immer viel Ungewißheit und Unstätigkeit bemerkt, so wird er mistrauisch werden und wir werden den Zwek verfehlen. Mit einem Wort die Achtung von uns wird vermindert.

§. 8.

Die Klugheit befielt uns arbeitsam und fleißig zu seyn und die Bequemlichkeit zu verabscheuen, doch auch nicht auf Jedermanns schon seitwärts gethanen Wink mit aller Emsigkeit aufwarten zu sollen. Auf einer Seite müssen wir das Wohl unserer Brüder und die Beförderung Ihrer Glückseligkeit nicht aus den Augen setzen. Wie könnte das aber geschehen, wenn wir gar zu komode und vielleicht gar faul sind? Wir müssen Ihnen durch unsere verliehenen Gaben helfen, wir müssen also für sie und für uns arbeitsam seyn, damit wir nicht durch unsere Faulheit verabsäumen uns die nöthigen Bedürfnisse zu verschaffen, wodurch wir uns bey andern in Miskredit setzen. Doch müssen wir auch nicht gleich Jederman

dermann unsere Dienste darbieten. Denn wir wissen nicht gleich ob ers verdankt. Und Dienste zur unrechten Zeit oder ohne Noth angebracht, werden oft gering geachtet und nach dem Sprichwort schlecht belohnt. Oft scheint es, als ob man wenig zuarbeiten habe und ungesucht nur immer dienen wolle. Dieß muß natürlich einen Verdacht und Geringschätzung erwekken und wird einen gewiß eher entbehrlich machen.

§. 9.

Allein die gröste Befriedigung für uns und unbewußte Wohlthat für andere ist es, wenn man sein Verhalten so einrichten kann, daß man nothwendig, daß man unentbehrlich wird. Das ist die größte Klugheitsregel, wodurch man unendlich viel ausrichten kann. Und glücklich, wer es dahin gebracht sie ausüben zukönnen. Dieses muß aber durch die erworbene und fortdaurende Achtung und Hochschätzung für unsere guten Eigenschaften zu deren ferneren Genuß wir unsern Beurtheilern Hofnung machen und sie noch mehr anlocken, und aus den vorhin Angeführten erwachsen. Durch diese habe ich andere Personen in meiner Gewalt sie zu meinem und auch ihrem Vortheil zu gebrauchen. Sie lieben und fürchten mich. Vielleicht beydes in ungleichen Graden, weil sie meiner Hülfe bedürfen, sich nach mir geniren müssen und mich ohne ihren Nachtheil nicht beleidigen dürfen.

§. 10.

Außer andern guten Eigenschaften, die uns nur entbehrlich machen sollen, gehört auch eine gehörige, vernünftige Verschwiegenheit, in deren Schoos das Drükkende ausgeschüttet, in deren Herz es vergraben werden kann. Diese erwirbt uns viel Zutrauen, wir machen uns mehrere Freunde, sie wissen, was sie uns sagen, ist bey uns geborgen und tief verschlossen. Wir erleichtern uns dadurch unser Leben, und können eher gemeinschaftlich unser Glück befördern und unsere Absichten ausführen. Doch muß man auch vernünftig verschwiegen seyn, nicht aus jeder Kleinigkeit gleich ein wichtig Geheimniß machen. Denn weiß, oder erfährt der Andere die Paviole, lacht er über unsere Thorheit, oder wird verdrüßlich und mistrauisch. Denn billig müssen wir durch unsere reife Beurtheilungskraft die Verhältnisse und die verschiedenen Sachen zusammen stellen, ob sie, wenn sie mehrere wissen, ihm, oder uns nachtheilig werden können. Doch ist die Offenherzigkeit gegenseitig erstaunend gefährlich. Diese ist Leuten, die gerne viel und immer schwazen, besonders eigen. Vor diesen muß man sich in Acht nehmen. Denn wird ein Projekt, eine Idee ꝛc. ehe ausgeplaudert, ehe es zur Reife gekommen, so wird es vereitelt.

§. 11.

Will man aber des andern Verschwiegenheit prüfen, oder man will gern etwas näher erfahren, so muß man

thun,

thun, als ob mans schon wisse, muß aber sich d a-bey nach dem Karakter, den man vor sich hat, ri h-ten, und bald tadeln, bald loben, bald widersp re-chen, bald vollkommen einstimmig seyn. D enn betrift die Sache ihn selbst und er ist ehrgeizig und st olz; so wird mein treffendes Lob ihm reizen alles im v ollen Glanz darzu stellen, den Tadel und Vorwürfe w ieder Willen abzulehnen suchen, dnrch Gründe, die mir ein gröss-eres Licht geben. Mein kalter Wiederspruch wird ihn wei-ter führen, wo vielleicht seine Hitze ihn ganz ver räth. Betrift es eine fremde Sache, die ich für bekannt a nneh-me, so macht er kein Geheimniß daraus. Ich fange aber mei-nen Handwerksspruch an, den ich gewiß richtig nac h der Art und Weise seines Vortrags anstimmen kann, w oraus ich gleich sehe, ob er sich deshalb intreßirt, oder nicht. Werde also auf vorige Weiße meinen Entzweck zu mei-nen oder anderer Vortheil erreichen.

§. 12.

Oft ist es nöthig schweigend zu hören, und wenig zu reden. Denn kennt man die Personen, mit denen man umgeht noch nicht genau, so ist es gefährlich viel zu reden und seine Urtheile gerade heraus zu sagen, die oft gemisdeutet werden können. Läßt man hingegen sich viel vor erzehlen und fällt seine Urtheile im Stillen, be-nuzt, was man benutzen kann, und solltens auch schon be-kannte Sachen seyn, so kann ich doch durch eine vielleicht umständlichere Erzehlung mit eingestreuten Reflexionen

eine

eine bessere Aufklärung von der mir erwünschten Sache erhalten. Bey Vornehmern wird aber diese Regel vorzüglich zubeobachten seyn, damit man sich bey diesen durch seine Urtheile nicht übereile und sich lieber als unwissend belehren lasse.

§. 13.

Diese Regel würde aber bey Personen von geringern Stande, als wir sind übel, angebracht seyn. Sie sind oft furchtsam, scheu und verlegen. Daher muß man mit diesen viel reden, ihnen Gelegenheit zu reden geben. Denn dadurch erwirbt man sich ihr Zutrauen, sie reden denn freyer, und man erfährt bey ihnen oft für uns die interessentesten Sachen. Ihre Urtheile sind oft gut und treffend.

§. 14.

Die beyden Regeln erfordern die dritte. Man muß billig mit allen Menschen reden und umgehen, doch bey Vornehmern und Klügern, Geringern und Einfältigern suche man lieber seine Schwachheiten zu verbergen, als sich durch unvorsichtig Handeln und Reden verächtlich zu machen. Denn oft haben wir nicht genugsame Kenntnisse der Sachen, die wir doch durch Stillschweigen nicht so leicht errathen. Sind es Sachen, die nicht in unser Fach schlagen, so ist das Geständniß der Unwissenheit

keine

keine Schande. Sollten wir sie aber verstehen, dann müssen wir nur nicht voreilig seyn.

§. 15.

Wird mit einem über etwas gesprochen, worüber der Andere seine Urtheile so fällt, daß er scheint mehr vor das Eine eingenommen zu sein, ohne daß Nachtheile daraus erwachsen; so soll man der Klugheit gemäs nicht widersprechen, noch auch, wenn Gründe fürs Gegentheil da wären sie urgiren, sondern Gutes und Schlechtes von beyden Theilen darstellen, aber es unentschieden lassen und lieber sein Urtheil suspendiren. Denn ist sein Beytritt zu der einen Parthey groß; so helfen meine Vorstellungen nichts, und ich möchte dabey das Zutrauen verlieren, oder den Verdacht erwecken, als ob ich der andern Parthey günstiger wäre, die eben nicht mehr Gründe und Vortheile vor sich hat. Erwächst durch mein Stillschweigen, oder der Gleichgültigkeit für beyde Partheyen ohnedem kein Nachtheil; so kann man es geschehen lassen, und lobt es und stimmt dem Entschluß bey.

§. 16.

Man muß auch nicht Jedes Vortrag trauen und sein entscheidendes Urtheil geben ohne auch Erläuterung von andern zu haben. Daher muß man oft zweydeutig reden und antworten. Jeder Theil wird nothwendig zu seinem Vortheil die Sache

vortragen, wo ich durch einseitige Entscheidung dem einen zu wehe thun würde. Oft freue ich mich unter diesen Umständen über die Politik eines Freundes, der viele Vorträge, Anfragen und Aussagen seines Urtheils durch niedliche genommene Wendung eines Anekdötchens oder einer passenden Geschichte beantwortet. Woraus der Frager, oder Hörer, oder geneigte Leser für sich so viel nehmen kann, als er just braucht.

§. 17.

Da man aber genöthiget ist im gesellschaftlichen Leben öfters schriftlich zu unterhandlen; so darf man billig **wichtige Sachen einen Brief nie an vertrauen.** Wie leicht können Briefe verloren gehen? Wie oft werden sie erbrochen? z. B. in Kriegs Zeiten, oder in Städten, wo man sehr mistrauisch ist? Wie oft ist dies der Fall und das Unglück einzelner Personen, ia ganzer Familien gewesen? Oder kriegen dergleichen Briefe Personen in die Hände, die unedel denken und mit ihrer schwarzen Seele gern anderer Unglück suchen und auf deren Ruin ihr Glück bauen wollen, oder wenigstens so zu misbrauchen wissen, daß unsere Absichten unsere Beyräthe vereitelt und zernichtet werden.

§. 18.

Auser andern allgemeinen Klugheits-Regeln, die man in Sittenlehren und andern Orten findet und der gesunde Menschenverstand angeben kann, will ich nur

noch

noch einige auswählen, nemlich seine Absichten geschickt zu erreichen. Man äußert oft gegen die Sache die man doch wünscht ein gewisses gleichgültiges Wesen, als ob einem nicht daran gelegen wär. Ein solches Betragen verleitet zur Sicherheit, die Leute glauben, daß sie deshalb nichts zu besorgen haben, eröfnen eher die Umstände um es intressant zu machen und geben uns dadurch die verborgne Winckel zu erkennen, wo wir einschlüpfen können, wenn wir unsern Zeitpunkt ersehen haben. Man lernt also die Sache, die Personen, die Besorgung über sich haben genau kennen. Je kaltblütiger man sich dabey verhält, desto mehr gewinnt man. Sobald jemand merkt, man habe Absichten, man ist sehr attent auf eine Sache, sie intreßirt, so erwächst ein Argwohn, sie werden still, halten zurück und verbergen.

§. 19.

Hat man Freyheit Personen zu seinem Umgang zu wählen, so hat man auch mehrere Zeit Klugheit anzuwenden. Folglich sey man in seiner Wahl vorsichtig. Nicht die Anzahl der Freunde, (*a*) nicht der angesehene Stand, nicht der Anschein des Guten bey den Menschen macht uns glücklich; sondern Aechtheit des Herzens, edler Karakter, mit einem Wort, Tugend ist das, weswegen man Menschen schätzen, lieben und wählen muß. Solche werden Beförderer unseres Glücks seyn, wie wir uns be-

(*a*) *Plutarch* de multitudine amicor.

bestreben, Erhalter des Ihrigen zu werden. Solche müssen wir wählen, die mit uns sympathesiren.

§. 20.

Unser Umgang sey entweder gewählt, oder unser Geschäfte haben ihn uns angewiesen, er sey so verschieden als er wolle, und sey es auch der freundschaftlichste; so gebietet uns doch die Klugheit uns immer in einem gewissen Respeckt zu erhalten. Dieses Verhalten erlaubt uns denn eher ein Wort mit Gewicht zu sagen und hält uns und unsere Gesellschafter in einer gewissen Aufmerksamkeit, es bewahrt uns für alzu großer Zutraulichkeit und Familiarität, daß wir nicht so leicht wechselseitig beleidigen.

§. 21.

Daher wird man sich länger in Ansehen erhalten, man wird mehr Nutzen stiften und höher geschäzt werden, wenn man nicht alle Tage seine Gegenwart zeigt, sondern sich zu weilen seltener macht. Schon der unterbrochene Umgang, die Entfernung von einander und dann einmal Wiedersehen gießt in die Herzen neue Wärme und giebt den Gemüthern neue Hochachtung. Da hingegen durch das öftere und tägliche Sehen der Gedanke des Gewöhnlichen entsteht, allzugroße Zutraulichkeit und Dreistigkeit, wodurch leicht die nöthige Achtung gemindert wird.

§. 22.

§. 22.

Ist man endlich in diesen Verhältnissen gehalten gewisse Versprechungen zu thun; so verspreche man allezeit weniger, als man würklich leisten kann. Nie muß man mehr versprechen, als man zuhalten im Stande ist, weil man oft außer Stand gesetzt wird, nur so viel zu erfüllen als der andere billig fordert. Wo bleibt nun der ehrliche Nahme des thätigen Mannes? Wie lange wird er seinen Kredit erhalten? Also jeweniger man verspricht, desto weniger hat man zuleisten, leiste ich aber mehr, wird das nicht meinen Kredit vergrössern und mir süße Beruhigung seyn?

Zweytes Kapitel.

Vom Unterschied der ächten und falschen Politik oder der Charletanerie.

§. 23.

Wie delikat der Scheideweg der wahren und falschen Politik oder Charletanerie sey, kann man schon aus dem Vorhergehenden sehen. Wie leicht ist es die Fußtapfen eines Heuchlers oder Charletans zu betreten, wie schwer

aber immer den Weg zu gehen, den der ehrliche Mann und wahre Politiker wandelt? Der Charletan sucht alles zu seinem Vortheil und sich bey mäsigen Kenntnissen zu erheben und groß zu machen. Doch ist es dem Politiker nicht so gar übel zu nehmen wenn er oft etwas mit weiser Bescheidenheit zu seinem Lobe anführt, um dadurch andere zur Nahrung zureizen und ihr Glück zu befördern, (*b*) daher will ich erst die Zeichen des Charletans bekannt machen und sie darstellen, dann wolln wir sehen, ob wir das Bild des Charletans finden oder doch wenigstens seinen Umriß ziehen können.

§. 24.

Das gelehrte Alterthum so wie fast die ganze Welt hatte Pedanterey, (*c*) Charletanerie und wie Yorick sagt sein Steckenpferd, die die neuere lichtvolle Welt nicht hat, die ihr entweder zu plump, unanständig und niedrig sind, oder nun nicht mehr auf die heutige Mode passen. Doch hat sie sich vieles zu modernisiren gewußt, das im alten Gewand steif aussieht, im neuen aber artiger, niedlicher und gefälliger, aber dem Gehalt nach eben so würkend, und zwekmäßig als die alte ist. Das heißt unerlaubte Absichten, eben so neu maskirt ausführen, als es die Alten unverlarvt thaten.

§. 25.

(*b*) Baco de Verulam, B. 8. de augmento scientiarum, Kap. 2. S. 433.

(*c*) Petron sagt: totum orbem exercere histrioniam.

§. 25.

Sehr gerne verwandelten sie ihre guten deutschen Nahmen in unnatürliche, Lateinische, Griechische oder hängten dieser fremder Völker Wortendungen an. Freylich glaubte der Unwissende, der Pöbel mehr Gelehrsamkeit an einem Pelarchus als an Storch zu finden, mehr Sprachkunde im Faber als im Schmidt, mehr philosophischen und beobachtenden Geist im Taurellus als in Ochslein, mehr Rechtsgelehrsamkeit in Finkelthuhus, als in Finkelthaus.

§. 26.

Noch eine Eigenheit verriethen sie dadurch, daß sie sich öfters nach dem Land oder Städten oder alten Geschlechtern nennten, wo von einige sich nach der Sitte damaliger Zeit richteten, einige sich von andern gleiches Nahmens unterscheiden wollten, einige aber sich würklich dadurch zu erhöhen suchten, wenn sie den Nahmen von einer großen, berühmten Stadt, Land oder Geschlecht hatten, daher haben wir keinen Fabricius ab aquapendente, Ferrarius a gradibus etc. (*d*) Und wer kennt nicht den lächerlichen Streit, durch den zwey sonst so geschickte Männer so erbittert auf einander wurden und sich dem ganzen Gelehrten Publikum zum Gelächter und Spott darstellten. Nemlich Iulius Caesar Scaliger suchte durch

(*d*) A. Phil. Theophrastus Paracelsus Bombast ab Hohenheim.

viele akademische gelehrte Deduktionen seinen Fürstenstamm von Scala zu beweisen, und Caspar Scioppius bekräftigte seine Adeliche Herkunft durch viele eidlich abgehörte Zeugen und schrieb sich immer mit den Beytitel Römischer Patricius und Ritter des heil. Petri ꝛc.

§. 27.

Kaum solte man glauben, daß sie sich auf den Nahmen Magister hätten so viel zu gut thun können, den sie sich immer nachsezten, auch wohl gar nach mit dem glänzenden Beynahmen aus schmückten, princeps. Obgleich unsere heutigen Magistri sich dieses ehren vollen Nahmens schämen, und doch lieber dos zweysylbige Wort, Doctor, dessen freylich sich mehrere Fakultäten mit mehreren Glanz zu bedienen scheinen, wählen und dadurch sich höher dünken. Allein man findet ihn bey einem sonst edeldenkenden und stolzlosen Berengarius, Arnoldus novicomensis oder de villa nova. Freylich blizt er am meisten bey denen Nachschreibern, Nichtselbstwürkern, und in denen Weltperioden, wo die Gelehrsamkeit in einem Dunkel verhüllt war und doch was seyn sollte, nemlich bey den Latinobarbaren. Wie gern schmükten sie sich auch in spätern Zeiten mit großen hochklingenden Titeln aus, so daß man auch die vernünftigsten Männer an der Titelmanie krank sah, die sie sich mit schmeichelnder und kriechender Miene gerne zutheilen sahen. Worunter das besonders schöne Hochberühmt, Hochgelahrt, Hochertahrn, Hochansehnlich ꝛc. gehört.

Wie

Wie gern sie sich dergleichen zugeeignet haben, sagt uns Menk von einem M. Seger, der sich und den gekreuzigten Jesum in Kupfer stechen lassen, und ihn so anredet Mein Herr Jesu hast du mich lieb? wo aus dem Mund des Herrn Jesu die Worte fließen: Ja Hochberühmter, vortreflicher und wohlgelahrter Herr Magister Seger gekrönter kaiserl. Port und Hochwohlverdienter Rektor der Wittenbergischen Schule, ich liebe dich. Diese große Titelwuth hat zwar in unsern Zeiten sehr abgenommen und ist ziemlich kurirt, doch hohlt man sie nun von der Geburt her und schmückt sich einander gar schön aus. Gewisse Pedanten werden dadurch gleich so beleidigt, wenn man sie nicht gleich mit der Anrede beehrt, die ihm ein kriechender Speichellecker aus Noth gedrungen unterthäniglich zu Füßen legte. Daher roullirt der Hochgebohrne, Hochwohlgebohrne, Wohlgebohrne ꝛc. bey Leuten die selbst nicht wissen, was es bedeutet und oft bey solchen angebracht wird, die sich kaum etwas über den Stallknecht oder Ladenjungen erheben. Sind wir nicht selbst Schuld, da wir einander diesen nicht riechenden Weyrauch streuen, daß der Höhere, der Vernünftige und der Ausländer über uns lacht und seinen Spott gelegentlich ausgießt. Rangordnung, Unterschied des Standes und der Würden muß seyn. Aber sich etwas zueignen lassen und dann sich dessen als eines gewissen Eigenthums annehmen und den Fehlenden mit sauerer Miene behandeln, ist das nicht Thorheit! — Glücklich ist der Franzos mit seinem Monsieur.

Und konnte der Teutsche nicht eben so stark mit seinem mein Herr! ehren, indem jedes Standes Größe und Unterschied schon läg? — Endlich wie geizt man doch auch heut zu Tag nach Titeln von großen Herrn die zwar allezeit sollen ein Ehrenzeichen und ein belohnender Beweiß der Verdienste seyn und sie ertheilen sie auch zu diesen Zwek. Dürfen aber Verdienste keine Ansprüche auf sie machen, so weiß man sie durch gute Freunde zu erschleichen, oder hat man Geld genug, so stehen sie auch wohlfeil und theuer, wie man sie verlangt zum Dienste. Dann sehen wir sie als geachtete Leute im State, der Pöbel staunt sie an, und bückt sich. — Doch so wollen Thoren getäuscht seyn. —

§. 28.

Auch dadurch vermeinten sie ihre Laufbahn glänzend zu machen, wenn sie griechische, hebräische und syrische ꝛc. Reden hielten, oder in dergleichen Sprachen schrieben, auch ihren Schriften prächtige, vielsagende Titel vorsezten, z. B. des Mench. Faventinus Buch war betitelt: Admirabile et novum opus viri in tota Italia et Europa praeclarissimi de omni genere febrium; oder Lucidarium, flos florum medicinae, pantheum medicum, philonium aureum et perutile opus, Lilium, Rosa, liber secretus secretorum, Goldner Hauptschlüssel, triumphirender Wagen, oder wie die Rosenkreuzer, wiederkehrende Posaune der lezten Jubelzeit ꝛc. Sind aber den neu-

ren ihre Encyclopädien, Magazine, Brieftaschen, Merkurius ꝛc. besser?

§. 29.

Ehedem schrieb man Pansophica und las auch dergleichen Collegia, die freylich dem Lehrling viel versprachen und ihn reizten in kurzer Zeit alles zulernen, was man sonst nach Jahren erst mühsam erringen muß. Deshalb sich auch Lilienthal (*f*) sehr beklagt. Eben so versprach Peter von Mantmaur Professor der griechischen Sprache in Paris in einem Anschlag unendlich viel, wie seine eigenen Worte es beweißen: „Mit Gott! Peter „von Montmaur K. Professor der griechischen Sprache „wird die mit vieler versteckten Gelehrsamkeit angefüllten „Glossen des Hesychius öffentlich zu betrachten und zu ge„nießen vorlegen, auch ihre Vortreflichkeit in der auserle„senſten Erklärung kund machen: ferner mit festen Grün„den, in der Vorrede beweisen, daß der Autor von der „christlichen Religion nicht sey entfernt gewesen, den „schweren Worten wird er eine Auslegung, den alten „ein neues Ansehen, denen bisher verworfnen ihren vo„rigen Glanz, den dunkeln ihr Licht, den Verachteten ih„re Annehmlichkeit und den zweifelhaften eine Gewißheit „geben. In allen diesen aber wird er Gott und alles in „Gott suchen, damit durch dessen Beystand etwas wür„diges vorgetragen werde, welches sonderlich bey dieser „Fastenzeit keine guten Gedanken verderben möge. Ich „werde eitel Gutes haben.“ Werden aber unsere neuern

(*f*) Machiavellisterey der Gelehrten, p. 96.

beliebten Encyclopädien nicht auch unter diese Klasse passen? Sie versprechen den ganzen Umfang, freylich oft nur den Umriß der Wissenschaft vorzutragen. Glücklich genuz wer in dieser Encyclopädischen Welt lebt um in kurzer Zeit so viel lernen zu können. Denn Teinture der Sache ist schon Weisheit genug! —

§. 30.

Dergleichen Verfahren ist aus eigner Ruhmräthigkeit geflossen, deren sich viele plump viele gar fein zubedienen und ihren eignen Nahmen Schriften und Geniswerkgen mit so viel Lob auszupossaunen wissen, daß man sollte glauben, alles ruft ihnen Beyfall zu; auch bey jeder Kleinigkeit suchen sie ihren geehrten und gerühmten Nahmen nochmahls rühmlich anzuführen, und welches Glück Zeitungen und Journale lassen das gedruckt erscheinen, was sie schriftlich auch wohl gar eigenhändig in diese Buden geschickt haben und zum Verkauf darbieten. So gratulirte in einer Dedikation D. J. Ker der Königin Anna von England, daß eben unter ihrer Regierung seine Anmerkungen über die lateinische Sprache herausgekommen wären. Wie viele sprechen in Gesellschaft von nichts, als von sich und ihren Werken und Thaten: Aerzte wissen oft vor dem Kranken ihrer Eigenliebe so zu schmeicheln, und sich durch ihre großen gehabten oder auch erdichtete Erfahrungen und schon durch mehr solche glücklich geheilte Kranken, die vielleicht noch viel kränker gewesen sind mehr anzupreißen und täglich zu wiederhohlen

als

als der Marktschreyer, der auf seiner Bude öffentlich mit vielem emphatischen Geschrey die Würmer und Eyderen zeigt, die er von vielen Menschen abgetrieben hat.

§. 31.

Manche glauben auch ihrem Ruhm dadurch vergrössern zu können, wenn sie Gelehrten und ungelehrten vorprahlen daß sie schon viele ausgearbeitete Werke liegen haben, über noch vielen arbeiten und vieles noch schreiben wollen davon sie oft die Materien hererzehlen oder auch Jahrlang voraus verkündigen lassen, daß ihnen kein anderer zuvorkomme, andre aber weißlich verbergen, was für Materien sie bearbeiten wollen, damit nicht etwa ein Geschäftsloser komme, der doch auch gern etwas schreiben wolle, und ihnen die Materie wegschnappe und sich damit groß mache. Prahlerisch genug war das Verfahren eines **Markus Meibom**, der allen Fremden und Reisenden bey ihrem Besuch große Bände zeigte und ihnen geheimnißvoll versicherte, er wolle die darinnen enthaltnen Schätze der Gelehrtenwelt nicht gern länger vorenthalten, wenn sie ihm nur mit einem mäßigen Honorarium vergütet würden. Auch so schrieb **La Croix du Maine** am **Heinrich** III. König in Frankreich: Er habe 800 Schriften von allem Dingen die der menschliche Verstand wissen oder begreifen könnte, aus gearbeitet, die er dem König vor 20,000 Thaler überlassen wolle und vor solche unermäßliche Schätze sey das wenig bezahlt. Leider wird der Charletan als denn entdeckt, wenn er was leisten soll

und

und sein Versprechen so erfüllt, daß es scheint, als wolte er Berge gebären und dann kriegt ein Mäußgen hervor. Wie uns die Geschichte von Chapelain erzehlt, daß er sollte die Iean d' Arc besingen, und die Pucelle d' Orlean sehr klein und unpoetisch erschien, weswegen einige Spötter sein Denkmal so stifteten und poetisch besungen:

Illa Capellani dudum exspectata puella,
post longa in lucem tempora prodit anus.

§. 32.

Sich einander selbst zu loben oder von gedungenen Creaturen sich loben lassen, ist der große Kunstgriff kleiner Geister, groß zu werden und ein biederes Publikum zu blenden. Es geschehe aus Furcht oder aus Liebe, oder aus Intresse. Genug der Zweck wird erreicht, das dritte weiß doch nicht, wo her das Lob zweyer andern Männer kam. Oft ist die Furcht die Haupttriebfeder, wenn beyde etwas weit umgreiffende Hände haben und deswegen die Geissel stark schwingen möchten. Im Herzen sind sie einander Tod feind, aber äusserlich verfahren sie säuberlich mit einander, denn sie handeln beyde nach einem Zweck, nemlich gelobt, gefürchtet, von treuherzigen Publikum angebetet und angestaunt zu werden. Daher auch schon Erasmus sagt: (e) sie suchen einander zujucken, und mit Briefen, Gedichten und Lobsprüchen einander zu überschütten, nur Schade, das daß ein ungelehrter den andern

(e) Encom. moror. p. 91.

dern, ein Dumkopf den andern und ein Thor den andern es vorsagt.

§. 33.

Dagegen suchen andere Gegner zu erhalten und schreiben viel Paradoxes Zeug, wodurch sie viele aufmerksam auf sich machen wollen, posaunen es aus mit einem grosen Wortpomb und mit so viel Dreistigkeit und Unverschämtheit daß den Weitseher, mehr erfahrnen nothwendig reizen muß. Lang würden sie versteckt geblieben seyn und die gelehrte Republik würde sie nie gewußt haben, wenn sie nicht diese Bahn betreten hätten. Auch erhaschen sie oft eine neue Materie, die entweder schon ein anderer bekannt gemacht und darüber geplaudert oder geschrieben hat, weil sie neu, ungewöhnlich und von eigener Art ist, oder ist eine Mode Materie, eine Lieblingsmaterie mit der sich viele glücklich und zum Vortheil ihrer Mitmenschen beschäftigen, er aber sie nur behandelt, weil sie in der Mode ist, damit sein Nahme auch in der Suite der Schriftsteller bey der Geschichte dieser Lehre genennt werde. Genug er schreibt mit darüber, er verstehe so wenig davon als möglich. Genug er vertheidigt mit größter Strenge, Dreistigkeit und Hitze, Sätze, die weder der Theorie noch Erfahrung entsprechen. Manche suchen auch etwas besonders darinne, daß sie immer von seltenen Materien handeln oder schreiben. Sie werden bewundert ihrer Einfälle wegen, und daß sie eben

nichts

nichts alltägiges gewählt haben. Und wer sollte diese profunde Weisheit und Gelehrsamkeit nicht anstaunen?

§. 34.

So wie viele gerne loben um wieder gelobt zu werden, so giebt es auch solche die alles tadeln und besser machen wollen. Dadurch wollen sie verrathen, als ob sie die größte Weisheit und Einsicht hätten alles zu beurtheilen, alle Kenntnisse von der richtigsten Seite gefasset und dadurch im Stand gesetzt wären, alle Fehler, auch die Kleinsten zu finden, und damit Niemand höher, mehr wissender schiene als sie. Denn eben durch den häufigen Tadel, den sie bey andern anbringen und bey jeder Gelegenheit abbringen. Dadurch geben sie sich freylich die Miene des Vielwissers und des glücklichen Reformators.

§. 35.

Daher auch noch zur allgemeinen Charletanerie gehört, fleisig gelehrte Disputationen schreiben und öffentlich sich auf den Catheder herumzanken: Ehedem geschahe es mit Sophistereyen und andern sclavischen Schlüssen, die ja alle entweder nach Barbara, oder celarent etc. mußten geformt seyn, und wer eine Sylbe versahe wurde mit viel Gelächter als unwissend erklärt, und wer sehr unhöflich schimpfen konnte, war ein großer Witzling. Ob man gleich bey den izzigen Disputiren einander die Haare auch nicht ausrauft und nur Spiel und den Schatten von ehedem

zeigt,

zeigt, denn Wahrheiten werden nie ausgemacht; so macht es doch Aufsehen und verräth hohe Weisheit, wer vorzüglich viel plaudern kann, und wenn es auch Unsinn ist.

§. 36.

In mündlichen Vortrag erlauben sich manche Gelehrte mancherley Charletanerie. Ein blumigter poetscher Vortrag juckt das Ohr sehr, der Zuhörer erstaunt und ist entzückt. Oft wird mit einer Menge schöner Worte gespielt, aber wesentliches findet der Hörer wenig, wenn er sich prüft. Späßgen von sittlicher und unsittlicher Art locken oft den Jüngling der hier glaubt einen unterhaltenden Vortrag zu hören. Feinere oder gröbere Spötte-reyen, und Herabwürdigung seiner Collegen, erweckt uns oft bey dem nicht fähigen und geübten Beurtheiler gegen den andern Verachtung, vermindert seinen Beyfall und scheint dem Vortheile zu verschaffen, der fähig genug ist dieser Art Bosheiten auszuüben. Daher bemühen sich auch viele immer launigt zu seyn, es sey in festgesetzten öffentlichen Vorträgen oder in Gesellschaften. Ein mir bekannter Gelehrter hatte ganze Samlungen von gelehrten Späßgen und amusanten Anekdötgen, die er sich meist vorher, ehe er öffentlich erschien, sich bekannt machte und nach dem Schnürgen und bey Gelegenheiten anzubringen und auszukramen suchte. Genug er gewann die Gunst des Publikums.

§. 37.

§. 37.

Vielschreiberey erwirbt auch den Nahmen eines grossen Gelehrten. Ein großer Gelehrter muß keine Messe vorbey lassen wo nicht ein zwey und drey Werke feil erscheinen oder doch wenigstens eben so viel angekündiget werden. Ist gleich alles aus andern zusammen geschrieben, übersezt, ältere wieder aufgelegt, das thut nichts, der Nahme erscheint doch vor so vielen Werken und Meßkatalogi, Journale und Zeitungen nennen ihn alle Augenblick. Und noch grösser ist der Ruhm, wenn so ein Mann weiß in allen Fächern zu schreiben. Vielmehr erhält der auch Beyfall, der zugleich einen schönen modischen Styl und Schreibart hat, auch schlechte, vade, abgedroschene Sächlichen so weiß aufzustuzen und dem Publikum appetitlich aufzutischen, daß man in diesen schönen Gewande, oder einer wohlschmeckenden Sauce es vor neu und noch unbekannt anerkennen soll.

§. 38.

Ehedem war es noch ein wichtiger Griff zu blenden, wenn noch nicht bekannte nur aber in das Publikum tretende Schriftsteller in Begleitung eines schon angesehenen und berühmten Mannes erschienen. Denn entweder mußte es einem Manne der ersten Größe gewidmet werden, das gab Ansehen, und wenn es schmeichelhaft genug geschehen war, auch Ehrenstellen; oder der große Mann glänzte auf den Titelblat groß gedruckt mit der Anzeige

einer

einer Vorrede oder Anmerkungen. Beydes macht schon mehr Ansehen und verschaft wenigstens dem Buchhändler mehr Käufer, es sey nun hinter der ausgearbeiteten Materie so wenig als es wolle.

§. 39.

Noch viel gelehrter war aber der Schriftsteller, der viele voluminöse Werke schrieb, wo man zu zwanzig bis vier und zwanzig Folio- oder Quartbände zählen konnte. Wer aber heut zu Tage recht viel gelehrte Werke und Männer citiren und unter den Text setzen kann, dessen Gelehrsamkeit ist weit ausgebreitet. Denn das verräth viel Belesenheit, unermüdetes Studiren, alle diese alten Knasterbärder und neuern Scriblifaxe durch gelesen, excerpirt und angeführt zu haben. Obgleich, wenn man das blinkende Flitter-Gold näher untersucht, es entweder von einem andern entlehnt ist, aus real- und verbal-Lexicis zusammengesucht, oder nur höchstens Register Gelehrsamkeit ist, wie mir einmal ein Gelehrter sagte: selten schaffe ich mir die eigentlichen Werke an: sondern kaufe nur die Register oder schneide sie los und verkaufe das Buch wieder, und er schrieb doch grose Werke. Oft hält sie daher auch gar nicht stich, weil es einer dem andern nachschreibt, felerhaft anführt und würklich zuweilen den Verfasser nicht recht verstanden hat, besonders wenn er in einer andern als in der Mutterspracbe geschrieben hat.

§. 40.

Die Mode verändert auch unter den Gelehrten sehr viel. Wer deshalb gustös schreiben will muß es ja im Taschenformat, auf Schreibepapier und mit schönen scharfen Lettern thun. Doch müssen die Vignetten auf den Titelblatt oder von innen und aussen ja nicht vergessen werden, wodurch das Buch eine besondere Zierde erhällt, und kann ein Chodowieki oder nur das Zeichen seiner Fabrick drunter stehen, desto mehr muß man Beyfall zurufen und der Nahme des Erfindungsvollen Verfassers wird mit verherlichet.

§. 41.

Wer aber nicht selbst schreiben oder sich dadurch groß und berühmt machen kann, sammlet große Bibliotheken aus allen Fächern, und darinne die räresten und splendidesten Werke, so wie sie ihm gute Wegweisser oder Catalogen angeben, oder es muß wenigstens in seinem Fach alles neue, was nur die Messe erscheint gekauft und in den schönsten, das Auge blendenden Bänden aufgestellt werden. Dazu gehört oft ein Münz-Naturalien-Bilder und Antiken-Cabinet. Je schöner aber die Uhren, Landkarten, Büsten u. d. gl. geordnet sind, desto prachtvoller und glänzender ist ein solcher Büchersaal.

§. 42.

Die Wohnung selbst, das Betragen der Person und Kleidung muß auch nach der Mode seyn. Hier kommt es nun eben auf den Geschmack an, der zu einer Zeit herscht. Denn bald gilt das Altherthum; daher muß das Zimmer, das Möblement der übrige Aufpuz ganz antik seyn. Urnen, Büsten von römischen Köpfen müssen in einer schönen Ordnung abwechseln. Bald richtet man sich nach englischen, bald nach französischen Geschmack, deshalb die Handlungen ganz nach diesem Ton eingerichtet werden. Der Kopfpulz ist bald verschnitten und ungekünstelt, bald so gekämt, daß man nicht weiß mit was man ihn vergleichen soll. Die Kleidung muß durchaus in Ansehung der Farbe, des Zuschnittes u. d. gl. ganz nach der Mode seyn. Sie muß so bald, als sie nur aufkömmt nachgeahmt werden, desto mehr Aufmerksamkeit wird erweckt, und man beliebt einen solchen in allen Gesellschaften, ein Muster und geschmackvollen Mann zu nennen, und mit viel Lobeserhebungen aufzustellen.

§. 43.

Spricht man sie in ihren schön geschmükten Zimmern, dann wissen sie das Gespräch so zulenken bis man auf ihre Ehrentitel, Ehrenzeichen und für kleine Dienstleistungen erschlichene Belohnungen kommt, die sie denn sehr schicklich wissen, durch viele Dipplomata, Briefe ꝛc. zu dokumentiren, oder sind sie gereißt, dann hört man die

Wunder anderer Länder. Die erhaltenen Ehrenbezeigungen, und eingesamleten Schätze werden aufgethan, und der Gast wird reichlich damit tracktirt. (g)

§. 44.

Doch wir sind von der allgemeinen Charletanerie sehr gesättiget, und wollen uns nur noch mit der besondern nemlich der **Charletanerie der Aerzte** beschäftigen. Denn alle Klassen durch zu gehen, würde hier der Ort nicht seyn, und wäre ganz zwekwidrig. Obgleich jede ihre Charletans hat.

§. 45.

Doch scheint der Gebrauch dieses Worts bey keiner Klasse so gewöhnlich zu seyn und ist so familiarisirt, als bey den Aerzten und wenn man von einem Charletan spricht, denkt man sich meistentheils einen Arzt dabey, wie wohl mit Unrecht. Man kann diese Beschuldigung dem Theologen, Juristen, Philosophen ꝛc. eben so wohl machen, wie dem Arzt. Der edle, vernünftige, große Arzt wird nie die Miene eines Charletans annehmen, wenn er auch seinen größten Vortheil dabey fände. Der unwissende, einfältige, kleine hingegen ist gar oft genöthiget noch Mittel aufzusuchen, die ihm seinen Unterhalt und wenn auch nur sparsam zutheilen, und dann versteckt er sich unter der Maske der Charletanerie.

§. 46.

(g) Sebast. Stadel Brief de circumforanea litterato. rum vanitate.

§. 46.

Es ist nicht zu läugnen, daß manche sonst brave Aerzte sich kein Gewissen machen etwas Charletanerie zutreiben, weil ihr Intresse dabey gewinnt, und man wohl von vielen Aerzten sagen könnte, was Cicero (*h*) von den Haruspikern schreibt, Er wundre sich, daß die Haruspiker sich einander begegnen könnten ohne zu lachen. Doch fällt sie immer mehr auf die Unwissenden. Daher auch **Menke** (*i*) sagt: Sie verstehen mit einem Wort von allen gar nichts, doch geben sie ihre Pillen, Syrupe und Tröpfgen und dergleichen überal für baar Geld ausgerufene, geheime Mittelchen und Panaceen iedermann mit solcher Unverschämtheit und Prahlerey, daß sie dreiste versichern so gar die Verstorbenen wieder lebendig zu machen. Bey alle dem morden sie mit einer unwiederstehlichen Gewalt ungestraft und nennen sich glücklich, weil die Sonne ihre glücklichen Kuren erleichte und jedermann im vollen Glanze darstellt, die Erde aber die schlecht ausgefallenen stille bedecke. Dieses bestätiget nicht allein **Menage** (*k*) sondern er erklärt sich auch über die Worte des **Seneka**, der von der Menge der Bücher als einer unnützen Last redet, daß das vielmehr von den Aerzten gelte, weil er selbst unsterblich seyn sollte, da die Charletans und Aerzte, die er in eine Klasse sezt, es noch nicht ha-

(*h*) Lib. I. de natura deorum.

(*i*) De Charletaneria eruditorum, p. 174.

(*k*) Menagiana, Tom. I. p. 294.

ben können dahin bringen, ihn sterben zu lassen, Er habe dreyzehen Aerzte gehabt die ihn Studiren und Schreiben verboten haben, wenn er länger leben wolle. Er habe just das Gegentheil gethan, und lebe noch und niemals so wohl, als izt. Dieses unbillige und unfreundliche Urtheil haben noch verschiedene andere Feinde der Aerzte gefällt, wie ältere und neuere Schriften es beweisen. Theils haben sie sie nicht alle von der rechten Seite beurtheilet, theils sind die Aerzte oft selbst schuld gewesen, wie ich es gleich mit mehrern Beyspielen darthun will.

§. 47.

So gar öffentliche Lehrer in und außer den Akademien schriftlich und mündlich haben dazu Veranlassung gegeben. Freylich bauen sie kein Theater auf, ausgeschmückt mit allerhand schönen Raritäten und erscheinen darauf nicht mit einem schönen gallionirten Kleid, doch haben sie oft eine auszeichnende Tracht und Bedienung, eine auffallende Lebensart und ein allübersehendes Betragen, womit sie in Gesellschaft und auf ihren Catheder erscheinen. Rund um stehen vielleicht Skelete von fremden seltenen Thieren oder andern medicinischen Seltenheiten.

§. 48.

Die öffentlichen Vorträge geschehen mit viel Schwazhaftigkeit und weit aushohlenden Erzehlungen. Soll er mehr, Eingang finden, so müssen nicht grobe Scherze und andre Rodomontaden eingewebt werden, sondern die

Leb=

Lebhaftigkeit des Vortrags wird durch Anführung und Vorzeigung vieler medizinischen seltenen Schriften, Beyspiele von wichtigen unheilbaren Kranken Geschichten, die die eigene Praxis angiebt, und die voluminösen Tagebücher enthalten, kräftiglich unterstüzt. Dabey wird zuweilen ein durchdringlicher Hieb auf Freund N. als Herrn Kollegen gethan, oder Auswärtige als Nichtswisser und Dummköpfe vorgeführt, und menschenfreundlich vo reinem gelehrten Hörsale junger Leute begrüßt.

§. 49.

Herzu gehört noch, daß man sich sehr oft läßt aus den Vorlesungen oder andern öffentlichen Orten rufen. Denn dies scheint, daß es dringende Geschäfte seyn, vielleicht tödliche Patienten oder andere Dinge, die sich durchaus nicht bis nach der Stunde, oder Beendigung der öffentlichen Versamlung verschieben' lassen. Das macht aufmerksam und erwekt bey der Studirenden Jugend keine geringe Idee. —

§. 50.

Er muß sich ferner in die Zeit schicken, und nach den Umständen akkomodiren. Er muß die Alten viel und oft anführen und nennen. Recht oft Hippokrates, Galen, Paulus von Egina ꝛc. nennen, ganze Stellen griechisch oder lateinisch hersagen, wenn er auch kein

Wörtgen davon versteht, und kaum weiß, wer die alten Leute waren, und was sie lehrten; sie als unerschöpfliche Quellen anpreißen, woher einzig und allein alle ärztliche Weisheit zuholen sey. Dagegen die Neuern ganz verwerfen und als Hirnlose Wortkrämer und gelehrte Charletans ausspotten, die nur den Alten nachplauderten, und die keiner Empfindung mehr fähig wären; oder zu einer andern Zeit, wenn ein anderer Wind wehet, brav auf sie schimpfen, die Griechen für stolze Prahler und Windschneider, lateinische Aerzte für Galante Quaksalber, die Araber für aberglaubische Judenärzte und unverständliche Idioten, die Latinobarbarn für dumme Ausschreiber erklären und so alle spätere ältere mit dem feindseeligsten Farben schildern. Die Neuern sind hingegen Männer, die Licht in die Wissenschaft tragen, alles besser, deutlicher entdeckt haben und beschreiben, und als wahre Kraftmänner unter den Aerzten erscheinen. Die alten Lehren passen nicht mehr auf unsere Zeiten, man lese, studire und empfehle die Neuern. —

§. 51.

Seine Theorie muß er fleißig mit sinnreichen Hypothesen ausschmücken, sie modisch aufstutzen, wenn er sie auch heimlich von einem Aelteren gestohlen hat, muß vorgeben wie viel diese in der Heilkunde nützen, und vieles was bisher noch dunkel und unbekannt, dadurch illustirt werde und wie groß der Nutzen in der Praxis sey, lasse sich kaum

mit

mit Worten ausdrükken. Was noch mehr, es passe so fürtreflich in das System. Denn alles müsse bey Ihnen systematisch seyn, ohnerachtet alles so verworren vorgetragen wird, daß man sollte glauben, sie kennen System nicht einmal der Wortbedeutung nach, geschweige denn den Begriff seines Umfangs nach.

§. 52.

Um dieses desto mehr glaubend zu machen, so werden häufige Demonstrationen mit einer viel bedeutenden Miene und vielleicht gar in syllogistischen Formen vorgeführt, obgleich die Sache schon vor sich am Tage liegt. Doch bemüht man sich Sachen und Sätze zu demonstriren, die höchst versteckt und vielleicht noch für die Nachwelt aufgehoben sind zu erklären, wie die Wirkungen der Seele auf den Körper und umgekehrt, die Verrichtungen des Gehirns, die Absonderungen ꝛc. Ob sie aber dadurch nicht mehr verdunkelt und noch verwirrter gemacht werden ist eine andere Frage, doch werden die Zuhörer mit einem Dunst von scheinender Gelehrsamkeit umhüllt, daß sie staunen und den Wundermann über das, als den grösten Gelehrten und Entdecker verborgener Sachen verehren und fast vergöttern, was sie in der That, wenn man sie fragt selbst nicht verstehen. Aber eben das macht das Tiefdenken und die Gelehrsamkeit ihres Lehrers.

§. 53.

Endlich befördern auch gewisse Lehrmethoden den Beyfall gar sehr. Theils viel versprechen lassen von alle dem was man lehren wolle. Sind es besonders praktische Vorlesungen, so pflegen sie viele Recepte und besonders specifike und geheime Mittel zu versprechen, die sie nie bey irgend einer Krankheit verlassen haben. Und welcher Schüler, der einmal in der Welt sein Glück zu machen und nützlich zu werden gedenkt, wird dabey gleichgültig seyn? Er wird alles gleichsam verschlingen und andere reizen sein unirrbares Orakel doch ja auch zuhören und Geheimnisse da zu hohlen.

§. 54.

Hat man schon einen Hörsaal voll Zuhörer, dann sind diese Art Vorträge wohl leicht zu machen, aber diesen erst zu erhalten, sind Vortheilgen, die akademische Lehrer sehr gut anzuwenden wissen. Sie suchen sich unter dem Studirenden viel Bekanntschaft zu machen, wie es nur geschehen kann, z. B. sie gehen ausserordentlich freundlich und schmeichelhaft mit ihnen um, versetzen sich, wenn es darauf ankommt, wohl gar wieder in eine gewisse Gleichheit mit ihnen und vergessen was sie sind. Freylich sinkt dann auch zu weilen der Respeckt. Doch was kann der nicht alles über sehenden Jugend, die noch aus Mangel der Erfahrung viel zu kurzsichtig ist alle die Schlingen zu entdecken, die ihnen gelegt sind. Man schmeichelt

sie,

sie, um sie zu gewinnen, bis zur Niederträchtigkeit. Sehr artig und anständig scheinend, weiß man sie zu einer Tasse Coffee, Abendsuppe und andern Veränderungen einzuladen. Man bietet ein Spielgen an, und gewinnt den jungen Mann so viel ab, das das Honorarium weit übertrift. (*l*) Doch das weis man großmüthig zu vergüten. Denn bringt er das Honorarium, so weigert man sich es anzunehmen, und hält es auch wohl. Es wird von dem, was sie nächstens lehren wollen, mit viel Wärme gesprochen, wie lehrreich alles vorgetragen, und durch seltene Kupfer oder Präparate erläutert werden soll. Sie wissen ohne Nahmen den andern der das nehmliche lehrt, einseitig zu loben, um unpartheyisch zu scheinen, aber auf der andern unvermerkt so lächerlich zu machen, daß ihn der junge Mann verachtet und glaubt, Niemand sey wohl fähiger ihn zu leiten, als eben dieser sich itzt angegebene Freund und Gönner. Um nicht undankbar zu seyn eilt er so bald der Hörsaal geöfnet hinzu, und bemüht sich noch einige seiner Freunde zu überreden, ihn zu begleiten, und diesen ächten freundschaftlichen, gelehrten und gefälligen Arzt und Lehrer zu hören. Während den halbjährigen Vorlesungen werden diese Günstlinge oft und gut traktirt, das sie durch Abend-Musiken, um bey ihren so genannten fidelen Nachtfeyerlichkeiten durch ein meilenweit ertönendes Vivat durch Hülfe der übrigen fidelen Brüder recht laut zu vergelten sich bemühen. Und

das

(*l*) Leben, Thaten und Meinungen des D. P. Menadie 1 Theil S. 207.

das macht Eindruck, und Ansehen auf der Akademie. — Es geling, der Hörsaal wird angefüllt, der Zweck ist glücklich erreicht. Oft wissen sie sich einen, dem vielleicht die Natur Glücksgüter versagt hat, übrigens aber viel äusserliches, empfehlendes und viel Bekanntschaft und Ansehen unter seinen Mitschülern hat, so zu eigen zumachen, daß dieser alles thut, um seinen Gönner zu empfehlen zu rühmen, zu heben und ihm Beyfall zu erwerben. Denn oft ist dieser junge Mann um Lohn gedungen, er erhält alle Vorlesungen frey, oft auch Wohnungen mit Zubehör, und was noch mehr, vielleicht auch das wichtige Versprechen ihm einmal seine Doktorpromotion durch vieles zu erleichtern. Dieser, der vielleicht mehr Gefühl für Wahrheit und Erkenntlichkeit als sein hocherfahrner Patron hat, sucht ihm seinen Hörsal zu füllen. Vielleicht hat er die Erlaubniß oder vielmehr den Befehl erhalten die Vorlesung wohlfeil anzubieten, wenn sich die Hochgeehrtesten Herrn nur im voraus aufschreiben wollen, denn das ist kein Verbrechen, ob es gleich die fundirten akademischen Gesetze verbieten. Ja man thut noch mehr, um den theuern Zuhörern ihr Studiren nicht zu erschweren, und bittet sie, das Honorarium zu was andern zu nutzen, und habe sich ein Vergnügen draus gemacht, ihnen nützlich zu werden. Man weiß ihnen sehr verstehen zu geben, was für Landeskinder sie sind, und was ihr Vaterland für Produckte habe, die bey uns rar sind und man doch sehr liebt, sich beklagt, daß man sie nicht ächt haben könne, und wünsche nur einen Kanal, woher Wein, Taback,

und

und andere Mund und Magen Bedürfnisse fließen möchten. Erfreut über den Streich seine Absicht durch unedle Wege erreicht zu haben, schreibt er es laut seinen Verdiensten zu und gratulirt sich für andern, ein solcher geehrter und Beyfalls würdiger Lehrer zu seyn.

§. 55.

Wie sollte er es anders anfangen um nur einigen Schimmer von Verdienst zu haben. Denn die Wege zur Stelle eines Professors zu gelangen, waren eben so krumm, als der, ein Beyfallswürdiger Lehrer zu werden. Bey dem einem war sein akademisches Leben flüchtig, lustig, vergnügt und Freund vieler Gesellschaften. Auch da mangelten schon die nöthigen Schulwissenschaften, wurden und konnten auch nicht nach gehohlt werden, doch verflogen kaum die drey studir Jahre, nun schrieb der liebe Vater zur Rückehr ins Vaterland, und man dachte drauf zu promoviren, doch sich hinzusetzen, viel zu denken und was gründlich aus zu arbeiten, hatte man nicht Lust. Man wählte oder ließ sich eine Materie vorschlagen, that als ob man was daran ausarbeiten wollte, allein man war nicht so recht aufgelegt, und überhaupt in den Fach des Schreibens geübt, daher mußte der vertrauteste Lehrer für Geld und gute Worte das meiste daran thun, und nun erschien der junge Docktor in Form nach geendigten ängstlich ausgestandenem Examen und sogenanter Disputation, wobey vielleicht der Vorsitzer das meiste gethan hatte, wenn auch gleich seine angenommene Dreistigkeit zu weilen ihn etwas

mit

mit darzwischen plaudern hieß. Auf einmal rufen ihn alle Zeitungen und Journale als berufenen Professor auf, ob ihn gleich blos Freunde aus dem Gesellschafts Zirkel an vermeinte treue Kuratoren der Akademie empfohlen und mit den besten Farben abgeschildert haben, obgleich der Vater, Onkel, Vetter entweder am Ruder mit saß, oder wohl gar Leibmedicus war, und den jungen lieben Vetter bestens empfohlen, und als einen höchst brauchbaren Mann angepriesen hatten. Vielleicht haben auch Präsente in allerhand Form geholfen, die nun einen glänzenden Schimmer auf den Kandidaten der Profeßion werfen, die Stimmen vollzähliger machen und ihn zur Denomination verhelfen. Zuweilen, doch nicht immer, würkt auch dabey das Mitleid mit.

§. 56.

Keine grössere Charletanerie kann ich mir gedenken, als die, welche auf Akademien mit dem Docktor machen getrieben wird. Denn nach dem Urbegriff und der ersten Ertheilung dieser Würde, konnte niemand Docktor heißen, der nicht die Hauptsätze in seinen bekannten Lehren in ihrem ganzen Umfang gekannt, genau verstanden, und davon privatim und öffentlich hinlängliche Antwort zu geben gewußt hätte. Ich will diesen weitläuftigen Begriff der strengen Alten nach Billigkeit einschränken und zum privilegirten Docktor, wenigstens die genaue Kenntniß der Hauptlehren der Arzeneywissenschaft erfordern, oder eines einzelnen Theils, dem er sich allein widmet, und

mit

mit dem er dem Publikum zu dienen gedenkt. Denn es kann jemand, die Botanik, Anatomie, Hebammenkunst, Chirurgie ganz zu seinem Geschäfte machen, darf sie aber weder Lehren noch ausüben, wenn er nicht die Docktorwürde erhalten hat, oder es eine eigene Landesobrigkeit erlaubt. — Doch wer wollte so viel verlangen, als denn hieße ja die medicinische Fakultät nicht gratiosa? Daher handelt sie heut zu Tag ganz nach ihren Nahmen und weil bey den meisten menschlichen Handlungen das Intresse und bey dem docktoriren, etwas laut gesagt, das Geld intresse die Haupt-Triebfeder ist; so ist sie auch generöser, mitleidiger und barmherziger, wie sich Kurella (*m*) in folgenden weitläuftiger darüber ausdrückt.

§. 57.

„Man wird entweder seinen Zweck durch Vermitte„lung und Fürsprache großer Gönner oder durch eine be„trächtliche Anzahl Geldes, oder noch auf andere Weise „erreichen können. Ist man versichert, daß einem die„ser, oder jener (Lehrer) wohl will, und daß man auf „seine Gunst sich verlassen könne, so wird es wohl am „besten seyn, daß man denselben seine Schwachheit barm„herzig gesteht und denselben um seinen geneigten Bey„stand und Fürsprache bey den übrigen bittet.“ Und wenn ein solcher Gönner etwas ehrgeizig (oder gemeiniglich

(*m*) Endeckung der Maximen ohne Zeitverlust und Mühe ein berühmter und reicher Arzt zu werden. Berlin und Potsdam 1750. S. 36.

glich geldgeizig) zu seyn scheint, so muß man es an Schmeicheleyen (klingender Münze) nicht fehlen lassen, öfters mit grosen Lobeserhebungen, und Ruhm von seiner Bereitwilligkeit andern zu helfen, Worte machen. Alle desselben Tittel muß man sich wohl bekannt machen, nebst denselben weitläuftigen Erzehlungen eine Excellenz nach der andern ihm ganz demüthig mit öfterer tiefen Neigung des Lobes in die Augen sagen. Wenn man also dessen Gunst sich erworben, so wird man von den andern nichts zu befürchten haben. Denn dieser wird bey seinen Mitarbeitern und Collegen schon vermögend seyn, alles zu bewürken, und diese dürfen es nicht abschlagen, (n) um im gleichen Fall seine Stimme auch eingeschalten. Hierauf unterwirft man sich den heilsamen Gesetzen und läßt sich getrost alle Fragen vorlegen, welche doch in der That schon so eingerichtet seyn werden, daß man im Stande seyn wird, solche zu beantworten, oder sie sind noch gütiger, und sagen zum voraus, was sie fragen und wie die Antwort drauf soll eingerichtet werden. Eben auf solche Weise kann man auch seinen Zweck erreichen, wenn man entweder einem von denen, oder allen zugleich eine ansehnliche Summe Geldes verehrt, und dieses wird noch vielmehr als die Fürsprache groser Gönner würken können, dergestallt, daß man nicht allein die Fragen und Antworten dafür erkauft, sondern man wird auch noch der wenig gehabten Uebung wegen, in der Sprache entschuldigt, oder man wird so gefragt, daß

(n) Clericus clericum non decimat.

daß man nichts weiter, als ein Ja, oder Nein antworten dürfe, und wenn das auch wohl falsch und verkehrt wäre, so werden sie auf solche sogenannte Kleinigkeiten auch nicht acht haben. —

§. 58.

Izt bleibt nur noch das eine übrig, daß man einige Sätze öffentlich auf dem akademischen Catheder vertheidigt und dadurch den Beschluß macht. Dieses wird wohl beynahe das schwerste seyn, wie man dergleichen Sätze verfertigen, und selbige öffentlich in so vieler Gegenwart vertheidigen möge. Nein das ist das geringste. Denn entweder darf man nur verschiedene Meinungen von einer Sache samlen und hinschreiben, wenn es auch etwas konfus ist und solche drucken lassen, sich aber die Freyheit erbitten, solche ohne dieselben öffentlich zu vertheidigen der gelehrten Welt mit zutheilen. (o) Viele können sich dieses Vortheils bedienen, die eine stammelnde Zunge (wenn auch nur bey der Gelegenheit) oder ihre grose Blödigkeit, vermöge welcher sie in einer zahlreichen Versammlung zu einer Schamröthe gebracht würden, vorgestellt haben.

§. 59.

(o) Daß heißt nach technischen Ausdruck einen bloß mit einem Specimen durchwischen lassen.

§. 59.

Wer aber noch etwas ehrgeitzig ist, und doch auch Ehre mit der Unwissenheit verknüpfen will, der wird sich einige Sätze von andern für Geld ausarbeiten lassen, und unter seinem Nahmen mit dem öffentlichen Beysatze Auctor, dem öffentlichen Druck übergeben. Ist er noch ja der lateinischen Sprache so mächtig, daß er zur Noth die Gegengründe seines Gegners verstehen kann, so wird er sich nur den Beystand eines gelehrten Mannes erbitten, und sodann die Sätze seiner Gegner und Wiedersacher wiederhohlen, die Wiederlegung aber solcher Gegengründe und die Wahrheit seiner Sätze, seinem Schutz-Gott überlassen, der durch wahre oder Scheingründe, oder wie es öfters geschicht durch schimpfen oder schmähen, oder durch ein mit hochtrabenden Worten, und ansehnlicher ehrbahren Gesichtsstellung auferlegtes Stillschweigen den Streit heben, und die Ehre seines Respondenten retten muß. Wer eine beredte Zunge und laute Stimme hat, dabey die lateinische Sprache ziemlich fertig, obgleich nicht zierlich weiß, (denn dieses ist nur pedantisch, wenn man sich lauter Ciceronianischer Worte bedient) der wird um so besser zu recht kommen, wenn er gleich die Sache selbst nicht versteht. Denn er darf nur so gleich, wenn sein Gegner etwas vorgebracht hat, mit einer lächelnden und verächtlichen Miene dieselben Worte wiederhohlen, solche für abgeschmackt ausschreyen, öfters die Worte ergo absurdum und viele dergleichen

mehr

mehr ausrufen, den Gegner nicht zum Wort kommen lassen, und so bald derselbe anfangen will zu vertheidigen, ihn mit seinem Geschrey so gleich übertäuben, daß sein Gegner genöthiget werde aufzuhören, und aus Ekel und Verdruß ihm alles zuzugeben. Auf solche Weise wird er recht behalten und für gelehrt und geschickt verehrt werden.

§. 60.

Diejenigen aber, so weder in der Sache noch auch in der lateinischen Sprache bewandert sind, werden vor jenem ohngleich mehrere Mühe haben. Denn damit sie ihre Schwäche nicht gar zu blos geben mögen, so müssen sie sich solche Gegner aussuchen, die die intimesten Freunde sind oder sie durch gute Worte oder auf eine andere Weise überreden können, ihnen die Gegensätze und Zweifel wie auch derselben Wiederlegung einige Tage vorher mitzutheilen. Wenn sie solche erhalten, müssen sie dieselben recht gut auswendig lernen, und auf dem Catheder mit einer solchen Art, daß es Niemand merke, so fertig wie die Nonne den Psalter hersagen. (p) Fehlt es Ihnen noch woran, so müssen sie das Ende des Streites ebenfalls dem Ansehen ihres Schutzgottes überlassen, und auf solche Weise können sie von denjenigen, die es nicht wißen, unschuldiger Weise besonders gelobt, und für würklich gelehrt gehalten werden.

(p) Auf diese Art kann auch einer rühmlichst ohne Vorsitzer disputiren.

§. 61.

Nun bleibt also nichts mehr übrig, als daß man solchen Candidaten öffentlich den verdienten Lohn ertheile, und mit den gewöhnlichen Formuln und Solennitäten zum Docktor schaffe, und mit diesem zugleich die Freyheit über das Leben und den Tod des Menschen. Wer ist nun vergnügter, als der junge Docktor, seine Laufbahn so glücklich und rühmlich vollendet zu haben, Welten gäbe er dafür nicht hin. — Und was ist davon oft das Resultat? Sumimus pecuniam et mittimus asinum in patriam. Dieß sey genug, um nicht dem bebenden Publikum unsere sonst würdige und ehrfurchtsvolle Kunst, durch solche akademische Charletanerien mehr verächtlich zu machen! —

§. 62.

Doch die größten Charletanerien, die gefunden werden, und die ich unmöglich übergehen kann, so gern ich auch wollte, werden meine Sammlung noch sehr verstärken. Denn wir finden derer unsäglich viel, die einen Einfluß haben auf die theoretischen, und einen noch grössern auf die praktischen Aerzte, Hebammenmeister, Chirurgen, ja selbst auf die Apotheker, ich meine die Chemiker.

§. 63.

Die Chemie, als eine alte, ehrwürdige Kunst, wurde von jeher sehr geheim getrieben, und blieb deshalb

lang

lange Zeit von Charletanerie frey. Aber es scheint eben das, was sie ehedem heilig und verehrungswürdig machte, war der erste Grund und die erste Maske, unter der man suchte, die Charletanerie recht zu verbergen. Denn der Egyptier vorzügliche Wissenschaft mag nach der Geschichte, in der Kenntniß und Ausübung der Chemie bestanden haben. Den Griechen war sie zwar nicht so wichtig, aber die Araber machten desto mehr daraus, und Theophrastus Paracelsus errichtete eine eigene Sekte, wodurch die ganze Aerzeneywissenschaft eine andere Form, und ein eigenes System erhielt. Doch findet man, und sieht aus dem Geheimnißvollen, daß damit viel Charletanerie ist getrieben worden, weil sich die mannichfaltige Zusammensetzung der Mittel schwer erkennen läßt. Und läßt sich aus der Geschichte ie ein chemischer Charletan aufstellen, so ist es in dem vollkommensten Original Theophrastus Paracelsus.

§. 64.

Die ältern Aerzte rühmten freylich sehr oft Mittel, die höchst würksam wären und aller bekannten Arzeneyen Würksamkeit überträfen, ohne daß sie deren Bestandtheile bekannt machten. Aber niemand machte es gröber, als der Vater der Windschnitte Theophrastus Paracelsus. Denn mit was für Unverschämtheit verwarf er alle Systeme vor ihm, und prieß nun auf seinem Lehrstuhl, und in seinen prahlenden Schriften seine chemischen Lehrsätze, als die alles vermögende Kunst, die nicht allein den gesunden

Zustand des Körpers und der Seele, (denn die wußte er auch chemisch zu behandeln,) sondern auch den kranken lichtvoll darstellen könnte. Sie allein sey vermögend dem Menschen Gesundheit zu erhalten, und der gesunkenen wieder aufzuhelfen, alle Krankheiten auch die schlimmsten, wie eine Rauch-Wolke zu vertreiben. Doch das sey das Wenigste, Toden müßte diese allmächtige Kunst erwecken, die aber leider an ihm selbst zu schanden wurde, ohnmächtig und kreditlos ihren Schutz- und Wind Gott verlies.

§. 65.

Daher er auch mit einem besondern Machtspruch, das Entstehen des Arztes folgendermaßen verlangt: (q) Der Arzt muß und wird gebohren aus der Natur, aus dem Feuer, das ist: aus der Kunst des Feuers, und durch das Feuer soll er erlernen und erfahren, was ihm die Natur zeiget und giebt, und wie der Schmelzer durch das Feuer Gold und Silber bringet, also soll der Arzt durchs Feuer das edle Arkanum herfür bringen, die Mysteria der Natur, die Magnalia der Arzeney, die Essenzen eines jeglichen Wesens, und hindan scheiden, das Reine vom Unreinen. Solches alles giebet die Erfahrenheit, die aus dem Feuer entspringet, denn aus dem Feuer erfährt und lernt der Arzt, was der Mensch und die Arzney sey. Ausser dieser Schule ist keine Lehre der Wahrheit, aus diesen zweien Wegen ist die Arzney

ent

(q) Große Wundarzeney. Strasb. 1566. fol. 150.

entsprungen, die wahre und falsche, nach dieser sollen sie dieselbe regeneriren, damit sie gereiniget werde von dem alten Unflat, und der Leib, der nach Gott gebildet ist in der Wahrheit vorgenommen werde, ihm sein zugelassenes erstrektes Leben nicht verkürzet, sondern dargereichet werde. Deshalb er auch behauptet, die Arzeney würke als ein Feuer im Leibe, und in ihm liege die erste und höchste Würkung. Dieses müsse aber auch ein Arzt regieren, wie er, der von Gott dazu gemacht sey, denn er sey monarcha medicorum, ihn müssen seine Arcana erheben, die alles vermögen. (r)

§. 66.

Dergleichen prahlende Brüder oder Schüler hat Paracelsus mehr hinterlassen, die ganz allein in der Chemie die Größe, das Glück des Arztes, und die Erhaltung des Patienten setzen. Auf dem Catheder rühmen sie mit ungränzbarer Eigenliebe, daß keine Kunst, keine Wissenschaft edler sey, als die Chemie, in ihr lägen alle Schätze der Weisheit verborgen. Sie blenden die Jugend theils durch mancherley schöne Versprechungen, theils durch in die Augen fallende Spielereyen, mit den sie sie amusiren aber in der Realität nichts leisten. Z. B. Silber durch Hülfe eines Pülverchens in der Hand in einer Nußschale schmelzen. Wie viel Schätze sie ihnen zeigen, und aufschließen wollen, wie viel herrliche, vortrefliche, noch nie gekannte Arzeneyen sie bekannt machen würden. Deshalb

(r) Vorrede über das Buch Paragranum fol. 16.

kommen Lebensbalsame und Lebenspülverchen, Goldtinkturen, und herrliche Essenzen, wohl gar Theriake, die vom Himmel sind, zum Vorscheine. Bald haben sie herrliche Entdeckung, für die Färberey, Mahlerey und Oekonomie gemacht, bald für die Pharmacie, obgleich die Farbe eben so schwindend ist, als der schon bekannte, oder der liebe Carmin unter der nehmlichen Mühe, eben so wenig ergiebig und schmuzfarbig aussieht, als ein schlechter Florentiner Lack, oder das ganze schöne vielversprechende Experiment gar mislingt. Bald erheben sie die Kunst, Säuern aus Körpern ziehen zu können, die noch nie vorhanden gewesen, nnd erst hinein gebracht sind und nur etwa einige Theilgen dieses Körpers mit sich fortreisen, die aber keinem Menschen etwas helfen, als daß der Erfinder in der Chemischen Geschichte nun einen Plaz erhält, und doch wird davon ein solch Geschrey gemacht, als ob der Erde zusammenhaltender Kraftpunkt entdeckt wäre. Bald wird die mancherley Luftentdeckung bis zum Ekel getrieben, und für eine dem menschlichen Geschlecht unentbehrliche Erfindung ausgerufen, deren Nutzen, ausser in wenigen Krankheiten, noch so ungewiß und unbestimmt ist, daß sie oft noch mehr schaden, als nutzen kann. Doch einem Montgolfier ist sie von Wichtigkeit, der zum Spiel für die Pariser Neugierde und inwohnende Neusucht (denn was für einen Zwek solte sie wohl anders haben?) von der Phlogistischen Luft ein paar Licht- oder Feuerkugeln aufsteigen und unwillkührlich hinfliegen läßt, bis sie ein stärkerer Druck der Atmosphäre auf Got-

tes

kes Erdboden zerrissen wieder nieder wirft. Dergleichen chemische Charletanerien giebt es noch unendlich viele.

§. 67.

Doch ist die Theorie, womit dergleichen Chemiker prangen, noch das Wenigste, aber die herrlichen fürtrefflichen Handgriffe, von denen sie Stundenlang reden, sind erstlich das, was man bey ihnen suchen muß. Jedes Ding hat sein Vortheilgen, das chemische Handwerk vorzüglich. Alles muß zu bestimmten Zeiten und Stunden angestellt, das Feuer muß auf eine ihm eigene Art angezündet und zugeschiert, kein Köhlgen mehr oder weniger darf zu gethan werden. Von den Ingredienzen darf kein Gränchen mehr oder weniger seyn, die auch nicht früher oder später zu den andern gemischt und getröpfelt werden. Manches wollen sie nach einer gewissen Gegend geschwenkt, und im Umschütteln gerichtet haben. Mit einem Wort es muß alles mit so viel geheimnißvollen Griffen geschehen, denn sonst misräth durchaus das Experiment, wenigstens hat man doch Entschuldigung wenn es nicht glücken will, und dann wird die Schuld auf den Gehülfen, der doch so unschuldig ist, als der Tag, geschoben, obgleich die Fehler in des Meister Chemikus seiner Unwissenheit, oder Unerfahrenheit selbst lag, die er unter dieser geheimniß vollen Maske schön zu verbergen weiß. Freylich weiß der Kenner wohl, daß bey chemischen Arbeiten die Ackurateſſe in allen fast das Vorzüglichste ist, und einen großen Theil der Hauptsache ausmacht,

daß auch auf kleinen Vortheilgen oft das Glück eines wichtigen Processes beruht, worüber vielleicht der Nichtkenner lacht, und den biedern Chemiker seiner Genauigkeit wegen in seinem Herzen tadelt, und gar verlacht. — Allein wird die Sache bey geringen wenig bedeutenden Experimenten, die nur einem mäßig erfahrnen und einem Anfänger in der Chemie, wenn er es auch nur nach den allgemeinen Regeln macht, schon glücken, übertrieben und bis auf lächerliche Kleinigkeiten gesetzt, wer sollte dabey nicht lachen?

§. 68.

Ob es gleich sonst eine Haupteigenschaft der ächten Chemiker ist, das sie nicht viel Prahlens und Wesens von sich und ihren Sachen machen, und ihr Symbol die Verschwiegenheit und das Geheime genau beobachten, so giebt es doch einige, die unter diese Klasse gehören. Oft sprechen sie viel von ihren chemischen Apparat, und ihrer raren, herrlichen Bibliothek. Ihr Laboratorium sey wohl gar das Beste auf der ganzen Welt, denn die verschiedenen und kunstreichen Oefen, haben sie sich alle selbst erfunden und gebaut. Der Faulenheinze leiste so viel, jener Topfofen, ein anderer Reverberierofen ꝛc. können in wenig Zeit so viel liefern, daß man erstaunt. Die verschiedenen Arten von Duten, Kolben Retorten und Tiegel seyen so unentbehrlich zu gewissen Experimenten, daß sie sich ohne diese gar nicht bereiten lassen. Doch weiß der kluge und einsichtsvolle, daß nicht die Menge und

Kost-

Kostbarkeit der Instrumente den Chemisten mache, sondern die Wissenschaft. Sie hat sich auch so in das Einfache gezogen, daß man mit einem kleinen Apparat, dieses und bey nahe noch mehr als die alten, mit ihrem kostbaren Apparat leisten kann.

§. 69.

Doch ich steige nun auf eine höhere Stufe, und nähere mich den Alchymisten und sogenannten Adepten, die in der Welt von jeher eine so große Rolle gespielt haben. Mit den gewöhnlichen chemischen Experimenten und Lehren sich abzugeben, ist dieser Art Leuten zu klein, und zu handwerksmäßig. Daher geht ihr vorzügliches Bemühen dahin, die Geheimnisse der Natur aufzusuchen und aufzuschließen, mit tiefen Betrachtungen, die oft Kopf und Gehirn zerrütten und den Beutel noch dazu entleeren, das Innere aller Körper auszufinden, zu zerlegen und aus Mitleid doch zum Nutzen anderer unweißen und einfältigen Leute zu verwenden.

§. 70.

Sie als allein Weise beschleichen also die Natur in ihren geheimen Winkeln und suchen der Weisen Stein als den Hauptpunkt, wornach sich alle ältere und neuere Alchymiker gezogen haben. Manche alte scheinen ihn gehabt zu haben und verbargen ihn aus Klugheit, alle Neuere vermuthen ihn zu finden und verfehlen ihn gemeiniglich

niglich oder wie Wiegleb, (f) will ganz und gar und allezeit.

§. 71.

Sie wird aber mit diesem Hermaphroditen gespielt? Denn bald sucht die köstliche Alchymie in ihm das kostbarste aller Dinge, was dem Stats- und der Thiermaschiene das Leben giebt und erhält. Bald wird er gesucht und Hundert haben sich schon den Kopf verrückt, um zu finden, wie und woraus er zu machen sey. Das ist freylich das Knötchen woran so viele gelößt haben, und noch kraftlos lösen.

§. 72.

Durch dieses Steines Hülfe, kann man nicht allein aus allen schlechtern Metallen das edelste herausziehen, sondern sogar diese geringern in bessere und edlere verwandeln. Das heißt aus einem Klumpen Eisen oder Bley, das probehaltigste Gold und Silber durch Hülfe eines Grans von diesem Stein machen. O welch allmächtiger Stein! — Dich zu finden muß würklich einer ein Weiser seyn. Allein durch ihn erhält man auch die Arzeney, die den Nahmen universal mit Recht verdient. Sie kann alle Körper gesund und unversehrt erhalten, sie kann

(f) Historisch-kritische Untersuchung, der Alchymie oder der eingebildeten Goldmacherkunst vom Ursprung sowohl, als Fortgang, und was von ihr zu halten sey. Weimar, 1777.

kann die verzweifelsten Kranken gesund machen, ia sie kann Toden das Leben geben. Das vermag also das Produckt der Alchymie. — Wer sollte wohl diese Kunst nicht studiren? —

§. 73.

Wer darf es daher dem Paracelsus verdenken, daß er diese große Kunst so vergöttert und über alles erhebt? Deshalb er sagt, ich verhülle die Kunst Alchymia, denn sie giebt die Heimlichkeiten der Arzeney, und giebt Hülfe in allen verzweifelten Krankheiten, kein Arzt kann kein rechter Arzt seyn, der diese Kunst nicht versteht. Durch sie kann man die Natur zwingen. Sie lehrt die rechten simplicia, magnalia, arcana, mysteria, virtutes, vires und alles was die Heilung betrift. (t) Sie thut von der Arzeney, was nicht Arzney ist. Sie ist eine Kunst, die das Unnüz vom Nützlichen thut, und bringts in seine lezte Materiam und Wesen. Sie bereit durch das Feuer das Unreine, und machts zum Reinen.

Es sey daher auch höchst lobenswerth, daß ein jeder Alchymist sich der Arzeneywissenschaft annehme, wenn er auch nicht Arzt sey. Er habe von Kindheit an diese Dinge getrieben und sie von guten Unterrichtern gelernt, die in der adepta philosophia die ergründesten waren, und den Künsten mächtig nachgründeten. Drum soll sich

aber

(t) Am angeführten Ort. Fol. 23.

aber auch Niemand wundern, daß er eine solche Reform in der Medizin und Chemie gemacht hat. (u)

§. 74.

Die Gewißheit oder Ungewißheit der Sache, lasse ich noch an seinem Ort gestellt seyn, und will mich nicht zum Schiedsrichter aufwerfen. Aber die Charletanerie, die mit dieser heiligen Kunst getrieben worden ist, und noch wird, ist oft Schande für die Menschheit. Leute ohne alle physische und chemische Kenntniß, haben sich zum Heiligthum dieser Kunst gewagt. Was konnte man bessers von diesen erwarten, als daß sie sich anfänglich selbst um ihr Vermögen betrügen, und weil die Begierde noch nicht gestillt, und doch noch anscheinende Hofnung da war, auch andere mit dieser Pest ansteckten, und auch um ihr Vermögen betrogen. Daher doch auch Paracelsus so ehrlich ist, wenn ers nicht aus Neid gethan hat, und ein Mittel wünscht, wodurch den Leuten die sich für seine Schüler erklärten und es doch nicht sind, sondern wissentliche deceptores, faule Vaganten, achymistische Landstreicher, und Leute die kein Gewissen und keine Kunst haben, die die Alchymisterey mit Sophisterey verfälscht haben, die aus den Augen haben lernen wollen, wenn sie eins gesehen haben, wenn er die Transmuta-

(u) Am angeführten Ort. Fol. 191. und Klage Theophrasti Paracelsi über seine eigenen Schüler und leichtfertige Aerzte. 1594. S. am Ende des Berichts, woher er seine Kunst habe.

mutation gebraucht habe, so haben sie vier hundert daraus gemacht und also durch einander geplödert Lügen und Wahrheit. (v) Viele gehen als Betrüger herum, ihr Leben so hinzubringen, oft unter der ehrlichen und frommen Miene, die sie annehmen, und den ehrlichen biedern Mann hintergehen, gewinnen sie das Zutrauen des ganzen Haußes oft der argwöhnischesten, ja so gar des schon oft betrogenen und erfahrnen, halten sich Wochen lang auf, essen und trinken das Beste, ruiniren Familien, gehen oft mit den besten Habseeligkeiten dieses Haußes, oder mit dem ihm gegebenen Geld zum Vorschuß der Bereitung, oder des Einsatzes als Spilzbuben davon. Sind sie so glücklich reiche Leute oder große Herrn zu düpiren, so müssen sie die prächtigsten Laboratoria mit dem kostbarsten Apparat ausgeschmückt aufbauen lassen. Entweder sie haben die vorige Absicht und suchen sie auf diese Art fein auszuführen, oder wollen auf eines solchen Herrn Unkosten einen Proceß, den sie erschlichen, erschnapt oder gestohlen haben, nach machen und sehen, wie weit es glückt. Man sollte freylich schon einen Verdacht schöpfen, wenn diese Art Leute so mittheilbar sind, denn wer etwas gutes hat, behält es gewiß gern für sich, und ist gewiß geheim damit. Doch wissen sie klüglich ihre Armuth vorzuschützen, daß sie nicht das nöthige anschaffen können. Sie machen auch anfänglich die Kosten, die sie dazu brauchen, gering und leicht. Ist es einmahl angefangen, dann fordern sie immer mehr, und — dann ist der Wißbegierige verwi-

kelt,

(v) Am angeführten Ort. Fol. 425.

kelt, und weiß selbst nicht, wie er wieder heraus kommen soll. Genug er muß sich oft blindlings führen lassen, und tappt so lange im finstern mit herum, bis die Dunstwolke verschwindet, und er aus den Traum erwacht, und sich im Licht betrogen sieht. Glück wünsch er sich, wenn es noch früh genug geschicht! —

§. 75.

So verfahren die plumpen und groben Adepten, aber die feinen gehen ganz anders. Sie wissen die Sache deutlich darzulegen, und zu demonstriren daß man glaubt, sie seyen die gründlichsten Physiker und Chemiker, und wie sollte sich so ein Mann selbst täuschen können, oder wollen? Sie zeigen wohl gar Proben des Transmutirten, nur haben sie es noch in zu geringer Menge gemacht, je vortheilhafter der Gewinn seyn soll, desto grösser müsse man den Proceß ansetzen. Mit einem Wort sie wissen so fein zublenden um ihre glänzenden Strahlen in die Verstandsaugen zu gießen, daß man glaubt die Sache ist so gewiß als zweymal drey sechs ist, und das Geheimniß ist entdeckt, der Stein ist gefunden.

§. 76.

Schon wollte man sich Glück wünschen, daß die alchymistischen Charletans getilgt wären, allein dieses Jahrhundert ist nicht allein sehr fruchtbar gewesen, sondern so gar dieses Jahrzehend hat einige große Anführer gehabt, die ihre Sache so vorzustellen wußten, daß es der Leicht-

gläu-

gläubige und Unerfahrne annahm, der Schwache und Niedergeschlagene wieder auflebte, und der Einsichtsvolle und Kunstverständige doch anfieng zu zweifeln und irre zu werden. Denn wie posaunte nicht ein Schröder (*w*) Professor in Marburg seine Goldmacherkunst, und soll es auch Sachverständigen vorgemacht haben? Wie intressant schien nicht ein Le Sage seine Erfindung Gold zu machen anzukündigen, und dem Publikum mitzutheilen? Aber gab eben diese freye Offerte nicht Verdacht, daß er mehr versprechen möchte, als er leisten könnte? Und wie viele staunten nicht über die Bekanntmachung und Versuche jenes Engländers James Price eines Arztes, (*x*) der auch noch dazu Zeugen aufweißt, in derer Gegenwart er zu verschiedenen Malen Queckſilber in Gold und Silber verwandelt habe? Alles schien so authentisch wahr; so daß auch die kleinsten Umstände passend waren, und schon schrien die Freunde dieser Goldmacherkunst: alles sey bewießen, alles wiederlegt, und alle Feinde und Ungläubige zu schanden gemacht. Aus Freude

und

(*w*) s. an verschiedenen Orten seine Alchymische Bibliothek, für den Naturkündiger unseres Jahrhunderts. Frkft. am Mayn. 1773 bis 1778. desgleichen seine völlig eröfnete Alchemie. Marburg 1774.

(*x*) Besondere merkwürdige Versuche in Gold und Silber Merkurium zu transmutiren, s. Londner Chronicle, No. 4039. Einen Auszug in Goth. G. Z. St. 96. 1782.

und Blindheit, wurde schon wieder eine solche Charlatanerie getrieben, daß der Kluge doch noch etwas zweifelte, schwieg und wartete den Ausgang. Denn immer schien ihm doch die Zeugenschaft etwas verdächtig. Soldaten? — Geistliche? — Sie haben zwar auch Augen und Ohren. Aber ohne Grundsätze der Chemie? — Kann aber der Taschenspieler nicht auch diese, ja die besten Augen betrügen? Und wer kann noch an der Wahrheit zweifeln, wenn alchemische Künstler, Märtyrer ihrer Kunst werden, wenn Niemand begierig ist, ihre Experimente deshalb zu sehen? (y)

§. 77.

Nur noch ein Wörtchen von der Allwürksamkeit der alchemischen Tinktur, oder der Universal Arzeney der Alchemisten. Wenn auch viele nicht dahin arbeiten Gold zu erhalten, so wünschen sie doch wenigsten die Universaltinktur. Kann man sich aber wohl ein größer Hirngespinst gedenken, als dieses? Doch wer mag dem Paracelsus wiedersprechen, der von ihr behauptet, sie solle einen universalschen Gang haben, durch den ganzen Leib und ihn durch scheinen, wie die Sonne alle Creaturen? (z) Alles bewürkt sie durch Scheidung. Denn wie vom Golde, als dem edelsten Metall, das Unreine genommen wird, so soll auch vom Menschen, als dem edelsten Thiere, das

(y) Wie der Engländer Plecrad der sich erschoß.

(z) Am angeführten Ort. Fol. 486.

das Unreine geschieden werden, doch nicht durch purgieren, clystiren, abstiniren, syrupisiren; sondern durch die Tinktur, die alles renovirt, und auch die Stercora, und Excremente selbst verzehrt, und wegnimmt. (*aa*) Doch wag ich noch ein Wörtchen dagegen zu sagen. Es beliebt ihm also die thierische Maschiene ganz mit dem Golde zuvergleichen, wie nun das Spießglaß alle an den Gold oder Silber hangende Unreinigkeiten verschluckt und weg nimmt, eben so auch die Tinktur. Wer kann aber mit diesem enthusiastischen Allchemisten übereinstimmen? Welche Vergleichung unter einer organischen belebten Maschiene, und einer unorganischen toden? Größer wär dann der Charlatan noch worden, wenn er sie gesunden bekannt gemacht hätte. Wie mancher Gelehrte, der auf seinem Sessel am Schreibepult, wie gepflöckt ist, wie mancher Gesellschafter würde ihm warmen Dank zugeschickt haben, wenn er sie von den natürlichen Ausleerungen würde haben befreyen können, und sie so vieler Mühe überheben, wenn die Tinktur alles in sich geschluckt hätte? Doch möchte ich wissen, wo dieses Kloak sich würde am Ende geöfnet haben. Betrachtet man aber die Sache ernstlich. Wie ist es möglich eine solche höchst zusammen gesetzte Maschiene, wie die thierische ist, in der so verschiedene Kräfte harmonisch würken, durch ein Instrument, durch ein Arzeneymittel, wenn sie leidet, zu regieren und in Ordnung zu bringen? Wie manchfaltig sind die Dinge, die von außen auf sie würken und so vielfäl-

(*aa*) Am angeführten Ort. Fol. 202.

tige Krankheiten hervorbringen, deren Ursach, Subjekt, Temperament, Ort, Zeit, Klima ꝛc. so verschieden ist? Und eine einzige Arzeney, Tinktur soll vermögend seyn, sie in Ordnung zu bringen? Das konnte nur ein Paracelsus begreiffen, aber kein anderer Mensch, der auch noch Menschen Verstand und Weisheit hat. —

§. 78.

Es scheint, daß die Charlatanerie sich unter dunkeln Ideen und Worten am besten verstecken, und doch auch ausüben läßt. Denn in keiner Disciplin findet man so viel Hieroglyphen, als in der Alchemie. — Ich will ihre sonderbahren Zeichen und Zeichnungen, (*b b*) in denen sie schreiben und ihre Ideen ausdrücken, nicht blos dahin rechnen; sondern überhaupt ihre ganze Sprache, in der sie ihre Gedanken auszudrücken pflegen. Denn bald sprechen sie so figürlich, daß sie ein anderer ehrlicher Mensch nicht versteht. Unter allen hat es wohl Basilius Valentinus, in seiner Bildersprache am weitesten gebracht. Der geschwinde Vogel, schreibt er z. B. vom Mittage frisset dem mächtigen Thiere vom Orient sein Herz aus seinem Leibe, mache dem Thiere vom Aufgang auch Flügel, wie dem Vogel von Mittag, auf daß sie gleich werden. Denn das Thier vom Aufgang muß seiner Löwenhaut

(*b b*) Die Hamburger Edition vom 1694. in 8. der sämmtl. Werke des Basilius Valentinus, die ich besitze, hat so gar schöne Holzschnitte, wodurch der Text illustrirt wird. Auch s. Mangeti biblioth. chemica curiosa 1 Th. am Ende, liber mutus chemiae hermeticae.

wenhaut beraubt werden, und seine Flügel müssen wieder verschwinden, denn beyde müssen sie eingehen in das große versalzene Meer und mit Schöne wieder herauskommen. (*cc*) — Mach das Höchste zum Niedrigsten, das Sichtbare zu einem Unsichtbaren, das Begreifliche zu einem Unbegreiflichen, und schaffe, daß wiederum das Niedrige erhöhet ꝛc. darinnen wohnet Tod und Leben, Sterben und Wiederauferstehen, ist eine runde Kugel, darauf die Göttin Fortuna ihren Reisewagen um laufen läßt, und den Männern Gottes das Heyl der Weißen zuführt, mit seinem rechten Nahmen wirds genannt in zeitlichen Verstand, Alles in Allem. An einem andern Ort: den Schwefel sollt du auflösen in seinem eigenen Blute, daraus er mit seiner Fixität gemacht ist, so hast du den rechten Löwen mit dem Blute des grünen Löwen gespeißt und aufgelößt, dann das fixe Blut des rothen Löwens, ist gemacht aus den unfixen Blut des grünen Löwens ꝛc. (*dd*) Noch erbaulicher sind folgende Zeilen: Wenn du aber dem alten Drachen zu setzest, und setzest sie beyde auf den höllischen Stuhl, so wird Pluto zu blaßen, und wird den kalten Drachen im fliegenden feurigen Geist ausjagen, der dem Adler seine Federn verbrennen, und eine Schwitzbank bereiten wird, damit der Schnee schmelzt, und zu Wasser werde. Den Purpurmantel der Ehren verwahre wohl mit dem Astralischen Salze, welches diesem himmlischen Schwefel nachfolgt, auf daß ihm kein Unfall be-

 gegne,

(*cc*) Chymische Schriften alle Hamb. 1694. Th. I. S. 21.

(*dd*) Am angeführten Ort. S. 79.

gegne, und die fliegende Kraft des Vogels theile ihm mit, so viel ihm von nöthen, so wird der Hahn den Fuchs fressen, demnach im Wasser ertrinken, durchs Feuer lebendig werden, auf daß gleich und gleich verglichen werde. (ee) Nun genug von diesem alchemischen Weisen seiner Sprache. Denn welcher Mensch ist wohl fähig diese Hieroglyphen genau zu entziffern? Wird man mich wohl verdenken, daß ich diese Art Redner und Schreiber unter die Charlatans mit rechne? Will ich verstanden seyn, so muß ich deutlich und vernemlich reden oder schreiben. Will ich nicht verstanden seyn, so sehe ich nicht ein, warum ich schreiben und noch dazu dunkel, und unverständlich schreiben soll, lieber schweige man gar still, und behalte seine in Hieroglyphen eingewickelte Weisheit für sich.

§. 79.

Weit umfassender und zahlreicher ist noch die Gesellschaft der eigentlichen practischen Charlatanen, ein jeder in seinem Fach, theils solcher die sich würklich als große sonst rechtliche Aerzte bekannt gemacht haben, aber vielleicht durch kleine Charlatanerien es worden sind, theils solcher, die zwar den Nahmen guter Aerzte haben, und Fakultätsmäßig erhalten haben, aber mäßige oder wohl gar geringe Köpfe und Meister der

(ee) Ebendaselbst. S. 35. Ein Beyspiel dieser Art, giebt uns auch Herr Sandivogius in seiner chymischen Vorlesung s. D. P. Menadi am angef. Ort. 1 Th. S. 148.

der Kunst sind, theils solcher, die weder den Nahmen Arzt irgendwo her Fakultätsmäßig erhalten haben, noch auch die Kunst nur ihrem Elementen nach verstehen, sondern nach ihren Gutdünken heilen, oder nach einem alten Receptbuch, oder wo sie sonst etwas mögen erschnapt haben, und das sind die eigentlichen Marktschreyer und Quaksalber.

§. 80.

Kaum sollte man glauben, daß ein Arzt, durch natürliche Talente groß, und durch Beyhülfe einer guten Kultur der Kunst noch erhöhet, doch auch zuweilen den Charlatan spielen könne, aber Erfahrungen sind Beweise der unrühmlichen That. Die Uhrquellen sind entweder angebohrner Geiz, oder feiner, natürliches Intresse und Habsucht, oder natürliche Ruhmredigkeit, oder ein unersättliches Großwerden. Diese Quellen sind oft so ergiebig, daß sie dann des grösten Mannes edelsten Karakter und fruchtbarsten Talente überschwemmen, erstikken und so gar den sich daran belustigenden Augen entführen.

§. 81.

Obgleich die Geschicklichkeit und Talente einen solchen Mann alles gewähren, so ist doch Habsucht, Intresse und oft der Geiz vermögend genug, bey Patienten noch solche Mittel zu ergreifen, die seine Leidenschaft befriedigen. Er wird oft von der Wichtigkeit und Gefährlich-

keit der Krankheit sprechen, wie verwickelt sie sey und die Entdeckung der rechten Ursach gar zu schwer. Es verursache ihm so viel Unruhe und Bekümmerniß, daß seine Sorgsamkeit Tag und Nacht damit zu thun habe. Kaum sey ihm ein Fall dieser Art während seiner langen Praxis bekannt, der ihm so viele Mühe gemacht habe. Nun sey er aber dahinter, und wolle den Feind schon verjagen, und ihm durch die Stärke seiner Kunst zeigen, was er vermöge. Freylich gehöre nun dazu ein Mittel, das nicht von den ordinären sey, und deshalb etwas kostbar, doch solle eben der Patient aus Freundschaft es wohlfeiler haben. Oft findet er aber doch vor nöthig, mit den Arzeneyen zu ändern, giebt viel und mancherley, weil doch der Feind sich auf einerley Art nicht bändigen lassen wolle, oder giebt Weine, die er nur alle ächt besitzt. Der für sein Leben ängstliche Patient, ist froh dieser treuen Hülfe, dankt noch mit Freuden Thränen für diesen guten Arzt, der ihm noch vom Himmel als ein Engel geschickt worden, verspricht alles gern zu bezahlen, (denn er kann es auch,) wenn er nur dießmal geneße. Und was war diese wichtige Krankheit? Vielleicht ein Schnupfen oder anderes unbeträchtliches Fiebrichen. Das ist den Habsüchtigen Arzt Nahrung für seine Leidenschaft, hier kann er liquidiren, und seinen Beutel bereichern, da er besonders die Mittel selbst giebt.

§. 82.

Ein anderer dieser Art ist zwar nicht Sklave des Geizes, aber die Ruhmredigkeit muß immer seiner Eigenliebe ein Opfer bringen. Er ist der gerühmte Arzt, und die Patienten suchen ihn so auf, daß sie ihm bald zur Last werden; allein bey Patienten von denen er glaubt, daß sie seinen Ruhm mehr ausbreiten können, als andere, spricht er von so manchen wichtigen Patienten, die er noch habe, um die er sehr in Sorgen gewesen sey, nun aber sie ausser aller Gefahr sehe, welches er auch durch sehr vergnügte Mienen bestätiget. Er erzählt Beyspiele ohne Zahl, wie viel er schon Kranke dieser Art geheilt habe, und ihm gar nicht Sorge sey, auch diese Krankheit zu heilen, denn diese habe er in seiner Gewalt, und müsse ihm so leicht keiner sterben. Auch muß es jedermann wissen, ohnerachtet es bekannt ist, daß er von so vielen Vornehmen Herrschaften, aus entfernten Ländern um Rath gefragt wird, und immer so viel Briefe daher erhält, daß er ferner so viel praktische Reisen habe, und zu gefährlichen Patienten verlangt werde, wie viele andere Aerzte seinen Beyrath sich erbitten. Bedarf dieser Mann wohl sein eigener Lobredner zu seyn, seine Verdienste sind bekannt, und werden auch nicht verkannt? Allein ruhmredig muß er seyn, entweder aus Gewohnheit, und das wäre auch verzeihlich, oder aus Liebe für sich und seine Kunst, und damit andere auch so vortheilhaft von ihm

denken und reden sollen, als er es selbst überzeugt ist, und dann mehr Ehre geben.

§. 83.

Endlich kann der sonst gute fürtrefliche Praktikus in Charlatanerie verfallen, aus einem gewissen Triebe, sich und seinen Nahmen zu vergrössern und zu verherrlichen oder aus dem Trieb des unersättlichen Großwerdens. Dieser Trieb läßt ihn in unendlich vieles verfallen, das ihm einen großen Flecken in seinem Karakter macht. Denn er erhebt sich durch große Thaten, die er gethan habe. Da wird sein ganzer Lebenslauf durchgegangen, und alle wichtige Kuren erzählt die er gehabt hat, die er allein habe heilen können, und kein anderer, deshalb er auch sey noch gerufen worden, weil die Aerzte vor ihm nicht haben zu rechte kommen können. Denn freylich seyn sie nicht scharfsichtig genug gewesen, und haben das Uebel von der unrechten Seite angesehen, aber mit einem scharfen Blick müsse man das ganze, den Grund der Krankheit gleich weg haben. Gewöhnliche hitzige Fieber und Krankheiten bekümmern ihn gar nicht, die kann jeder Dorfpastor kuriren, aber chronische Krankheiten, eingewurzelte Uebel, Nervenkrankheiten zu bezwingen, geben dem Arzt seine Größe und erheben ihn über den gewöhnlichen, über den gemeinen. Haben auch andere etwas gutes gemacht, und würklich eine wichtige Kur vollbracht, so hat es das Glück, der Zufall, die liebe Natur gethan, nicht aber seine Kunst oder Geschicklichkeit, denn er sey ein

schwa-

schwacher Kopf. Und so wissen sie sich durch feinen und groben Tadel und Einwebung einiger Krankengeschichten, die mehr in das Ohr fallen, andere so zu erniedrigen, und ihren Ruhm zu verdunkeln, hingegen sich zu erheben, ihren Nahmen in einen prachtvollen Glanz zu setzen.

§. 84.

Ferner giebt es noch docktorirte Aerzte, die auch Meister in der Kunst seyn wollen, die aber mäßige, oder wohl gar geringe Köpfe sind, deren Kenntniß und Geschicklichkeit auch eben nicht weit her ist. Diese machen den grösten Theil der Charlatans aus, wenn sie auch wollen glücklich seyn, und die Kunst mit Vortheil treiben. Und sie sind oft glücklicher, werden mehr gesucht, verehrt und gerühmt, als der sonst gelehrte, und redliche Mann, weil sie gut zu blenden, und den Einfältigen zu täuschen wissen. (*ff*)

§. 85.

Sobald der junge Docktor seine akademischen Jahre lustig vollendet hat, und mit dem Docktorhut beglückt auf einem halb gefüllten oder wohl gar leeren Kopf ins Vaterland zurück gekehrt ist: so wird er sich am besten berathen, wenn er sich in eine Stadt oder seinen Ort, oder einen Theil einer großen Stadt setzen kann, wo kein Arzt, noch vielweniger ein großer ist, damit er nicht beurtheilt, getadelt, oder wohl gar von seiner Schwäche über-

(*ff*) Mehreres s. Herrn Hofr. Gruners Allmanache.

überwiesen werde, oder ist er doch genöthiget es zu thun, so muß er suchen des dasigen alten Arztes Schwiegersohn zu werden, oder muß doch suchen sich in seine Familie etwa an eine verjahrte Niece zu verheyrathen. Denn dann erbt er auch noch die bewährten Receptgen und den Kredit mit. Er muß suchen seine Gunst und Freundschaft durch Schmeicheleyen und was darauf ankömmt, durch Speichellecken zu erschleichen, und ihm seine Dienste ganz freywillig anbieten, ihm die beschwerlichsten Gänge erleichtern zu wollen und die Stütze in seinen alten Tagen zu werden. Er muß seine Kurmethode höchstens loben und als die beste preissen, versprechen, sich ganz nach ihm formiren zuwollen, wenn er sich seiner nur bedienen wolle. Der alte, so sehr geschmeichelt, wird den jungen Arzt empfehlen, seine Geschicklichkeit rühmen, ihn in allen Häußern bekannt machen, und die unverstelltesten Versicherungen geben, daß er einmal ein fürtrefliecher und glücklicher Arzt werden würde, von dessen Fähigkeiten sich das Publikum unendlich viel zu versprechen habe, und die Stadt müsse sich gratulieren, wieder einen so guten Arzt zu erhalten, wenn er einmahl nach dem Willen Gottes mit Tod abgehen sollte.

§. 86.

Nun muß er dabey höchst galant, reinlich oder geputzt in der Kleidung und übrigen Anzug gehen. Denn ein hübsch nach der Mode gekräuseltes Haar, Schnallen nach dem besten Geschmack, Ringe von allerley Form,

und

und an allen Fingern, ein Kleid sehr fasionirt, oder mit Gold und Silber, wenigstens mit einem schönen Knopf besetzt, machen einen großen Eindruck bey beyden Geschlechtern, doch bey dem einem mehr — als bey dem andern. Glücklich, und abermal glücklich ist er, wenn er deren Gunst gewinnt, ihr Lob und Empfehlung in Gesellschaften, befördert gar sehr sein Glück.

§. 87.

Doch wird er sich nicht übel empfehlen, wenn er gleich in alle privat und öffentliche Gesellschaften tritt, durch Spiel, Tanz, Scherz und andere Artigkeit sich gefällig zu machen sucht, und bey jeder Gelegenheit, seine Aerztliche Bereitwilligkeit zu erkennen giebt.

§. 88.

Ein großes Hülfsmittel geschwinder und näher zu seinem Zweck zu kommen, ist die Bekanntschaft mit den vornehmsten Geistlichen der Stadt, mit den Chirurgen und Aderlässern, Hebammen und andern alten vornehmen und geringern Mütterchen. Diese unterlassen nicht, jedes nach seinem Intreße, ihn zu loben und zu preißen, wo sie nur können. Besonders die alten guten Matronen, werden sich seiner sehr annehmen, wenn er sich ganz nach ihren Vorurtheilen ackommodirt, und vielleicht gar fromm mit ihnen spricht. Er muß ihnen freylich vorher viel von seiner Geschicklichkeit und großen Gelehrsamkeit vorgesagt haben, alle seine wichtigen Kuren, die er

schon gehabt habe, hererzehlen, auch die vielen Patienten, die er noch habe hernennen, und über seine eingeschränkte Zeit klagen, deshalb er sich izt mit ihnen nicht so viel abgeben könne, aber sie sehr um ihren baldigen Besuch bittet. Sagen sie ihm von Kuren, die andere große Aerzte gemacht, so muß er ihnen mit Verachtung zeigen, daß das gegen seine Kuren nichts sey, wenn er sie ihnen der Kürze der Zeit wegen, nur alle hererzehlen könnte. Um sich mehr zu empfehlen, lobt er wohl die gewöhnlichen Hauß- und Weibermittelchen, und nennt Krankheiten, worinnen sie ihm so viel geholfen haben. Das werden sie alles seufzend und bewundernd bekräftigen, und wehmüthig verehren. Eine kleine Höflichkeit, die er ihnen erzeigt, oder wohl gar thätig die Hand drückt, um auch schon sein Mitleid gegen sie zu bezeigen, erregt nun dieser Mütterchen gänzlichen Beyfall, und den Trieb diesen jungen mitleidigen, christlichen Mann überal bestens zu empfehlen.

§. 89.

Schon im Weggehen von ihm, werden sie sich Gelegenheit machen einige Bekannte auf der Strase aufzusuchen, oder sie stoßen ihnen selbst auf, oder gehen in eine bekannte Brandweinschenke um sich mit dem eben erhaltenen zuerquicken. Hier fangen Sie nun an des jungen Docktors Mitleid gegen Arme, seine Herablassung, Freundlichkeit und Geschicklichkeit, höchstens zu loben und zu preissen. Diese theilen das Gehörte wieder andern mit, und in kur-

zer Zeit ist es durch die Stadt verbreitet. Er ist nun berühmt, und heißt der glückliche gute Arzt.

§. 90.

Je mehr Ruhm er noch haben will, desto mehr muß er sich nun der armen Patienten annehmen. Er muß sich sehr viel mit ihnen abgeben, und sagen, und recht oft vorsagen, und wohl gar durch Schwüre versichern, wie wichtig sie in seinen Augen seyn. Fürsten könne und würde er nicht höher schätzen, und wie ungewissenhaft und unchristlich er handeln würde, wen er da einen Unterschied machen wolle, ob er gleich sie nur selten sieht, oder sie ihn. Und ist das geschehen, so muß er sich ja wehmüthig entschuldigen, daß er es gerne gewollt aber fremde auswärtige Patienten haben ihn abgehalten, wenn ihn gleich nur eine Spiel- oder Garten Gesellschaft abhielt. Dann aber muß er ihnen allezeit in seinem prächtigsten Kleiderpuz erscheinen. Er wird sich ihnen noch ehrwürdiger und ansehnlicher machen. Denn sie beurtheilen darnach seine Größe, seinen Reichthum, den er sich wahrscheinlich durch seine glückliche Praxis, muß erworben haben, und noch viel mehr dabey die Herablassung eines so großen Mannes. Er thut ihnen alles umsonst, nimmt weder Mühe noch Arzeney bezahlt, um auch dadurch sein mitleidig Herz und Menschenfreundlichkeit zu zeigen. Hat er aber dabey würklich mehrere Kranke, die er sich vielleicht durch andere Charlatanerien erworben hat, und ist schon ein alter Meister, so müssen ihn die Reichen beydes bezahlen. Denn die Arzeney war

ohne-

ohnedem kaum dankenswerth, weil sie ausser dem bisgen gefärbten Brandewein kaum noch etwas wirksames enthielt.

§. 91.

Noch grösser wird sein Verdienst um das Armuth seyn, und noch vielmehr Lob und Ruhm wird er sich bey den Dürftigsten erwerben, sagt Aurella, (gg) wenn er noch wohl etwas zu ihrer Verpflegung nebst den Heilungsmitteln darreicht, und alles dieses mit einer ausnehmenden Höflichkeit und Leutseligkeit begleitet. Ich bin gewiß, daß diese wenigen Groschen oder Gulden, die er umsonst wegiebt, ihm mehr einträglich seyn müssen, als ein Kapital von Tausend und mehr Thalern, so er auf Intressen ausgiebt, denn zugeschweigen anderer unzähliger Vortheile, die er daraus schöpfen kann, so will ich nur einge der Vornehmsten anführen. Wenn die Patienten durch seine Schuld und Verwahrlosung, den Weg alles Fleisches gehen, und der Natur vor der Zeit die Schuld bezahlen müßen, so wird man ihm es gar nicht zu schreiben, sondern die Hochachtung gegen ihn, wird grösser seyn, als daß man einen so mildthätigen und freundlichen Arzt, so etwas beymessen sollte. Ja wenn es auch öfters bekannt wäre, daß der Patient schlechterdings durch seine Schuld gestorben wär, so werden die Leidtragenden in Ansehung dessen, daß er so freygebig gewesen, und ihnen umsonst alles dargereichet, gerne dazu stille schweigen, und seiner noch wohl mit viel Ruhm gedenken. §. 92.

(gg) Am angeführten Ort. S. 81.

§. 92.

Nimmt er aber ja Arztlohn, so muß er sehr wenig fordern, es oft der freyen Bestimmung der Patienten überlassen, (wo bey er es sich ja nicht übel nehmen muß, wenn wieder sein Vermuthen höchst gering bezahlt wird.) Er muß beym Empfang der Bezahlung höchst freundlich und vergnügt thun, noch ihre Generosität loben, zuweilen thun als ob er wieder etwas wolle zurückgeben, und es manchmal im Ernst thun, ey da wird er sich ausserordentlich empfehlen. Läßt er sich an kleinen Geschenken aus dem Hauß ins Hauß, und sollte es auch nur ein Vögelein seyn, an Geräthschaften, Abarbeitungen, Vicktualien ꝛc. begnügen, destomehr ist er der geliebte Arzt.

§. 93.

Wie er sich aber die Freundschaft der Geistlichen, der Chirurgen und Hebammen erwerben soll, um seinen Vortheil davon zu haben, wird ihm wohl seine eigene Erfindungskraft angeben. Doch wird er sich bey den ersten sehr empfehlen, wenn er fleißig die öffentlichen Gottesdienste und Handlungen besucht, und reichlich bezahlt, dann ihre Vorträge, Anstalten, Einrichtungen ꝛc. möglichst lobt, und die Erbauung und Rührungen, die er daraus gezogen hat, rühmt, wenn er auch mit größter Zerstreuung ist gegenwärtig gewesen, und in öffentlichen Gesellschaften, über den Kanzelvortrag, über ihren Anstand, Sprache, Bewegungen ꝛc. höchst beleidigend spottet. Oft

kann er dadurch ihrer Eigenliebe und Stolz viel Weyrauch streuen, ist er in ihrem Umgang eingezogen, sittsam und spricht mit einer frommen Miene, o dann ist er ein rechtschaffener, frommer, christlicher Arzt, der mit Seegen an den Krankenbette arbeiten könne. Und nun kann und darf er wohl einen grössern Lobredner, Gönner und empfehlenden Freund hoffen und wünschen? Nun ist sein Glück gemacht. Denn Personen, die so viel Einfluß auf das Gemüth, Herz und Denkart der Bürger haben, vorausgesezt, daß sie sich selbst den Eingang weißlich zu machen gewußt haben, müssen nothwendig alles ausrichten können.

§. 94.

Chirurgen und Hebammen sind freylich auch öffentliche Personen im Staat, die durchaus nicht zu übergehen sind, denn sie paßiren gar viele Stuben und so mancherley Häußer. Ihre Geschwätzigkeit und beyfällige Erzehlung, hat schon so manchen Sohn des Aeskulaps glücklich und berühmt gemacht. Daher rath ich, ja Freundschaft mit diesen Leuten zu halten. Sie haben auch Eingang, und ihr scharfes Urtheil ist oft gültiger, als das Creditiv eines Gesanden bey ausländischen Nationen. Vielleicht werden sie Freunde, wenn er von des ersten schon gepriessenen Kuren, die er verwunderungsvoll gehört habe, lobt, wie glücklich er den Beinbruch geheilt, jenen unheilbaren Schaden radikal kurirt, und besonders durch eine so künstliche Bandage, mit was für einer Leichtigkeit

tigkeit er Ader lasse und schröpfe, clystiere ꝛc. Verspricht ihm auch bey vorkommender Gelegenheit zu gebrauchen, und sich seiner chirurgischen Hülfe zu bedienen, nennt ihn wohl gar Herr Kollegen und scheint mit ihm berathschlagend zu discuriren. Nun ist er denn in der Stadt der größte Docktor von der ganzen Welt. Unterstüzt die schwazhafte aber doch beglaubte Hebamme, die doch mit dem weiblichen Geschlecht am meisten umzugehen hat des Chirurgus Lob, so ist noch mehr gewonnen. Der geehrten Frau im Ort darf er nur freundlich begegnen, und sie oft auf der Gasse anreden, denn wenn der junge Docktor noch keine Patienten hat, so geht er eben ihr zu gefallen aus, woraus bald eine Bekanntschaft entsteht. Er vergißt nicht, oft ihre große Geschicklichkeit und Vortheile im Entbinden, die Sorgfalt und gute Pflege der Wöchnerinnen zu loben, bittet sie zu sich, plaudert Stunden lang bey einer Tasse Koffe, oder Glaß Wein mit ihr, nur muß er nicht erwähnen, daß er die Hebammenkunst auch gut verstehe, und gelegentlich entbinden wolle, denn sonst ist die neue Freundschaft bald aus, er kömmt in ihr Fach, und das heißt ihr zu nahe getreten. Er müßte denn zu verstehen geben, daß er sie unter ihrer Leitung bey schweren Fällen und schon mangelnden Kräften nur unterstüzzen wolle. Ihr mächtiger Rath, mit pathetischen Worten gegeben, ist ihm nun schon Vorsprache genug bey allen Familien.

§. 95.

Nun ist er, und wird durch andere empfohlen, allein er muß sich nun selbst noch durch verschiedenes äusseres empfehlen, was in die Augen fällt. Denn was kann mehr zeigen, daß ein Arzt weitläuftige große Praxis hat, als wenn man ihn den ganzen Tag auf der Gasse sieht, und so rennt, daß ihm alles ausweichen muß, was nicht umgerennt seyn will. Das wird seine große Sorgfalt verrathen, man muß daraus die Gefahr der Patienten beurtheilen. Die Menge ist zu groß, er kann ohne die größte Schnelligkeit im Gehen nicht herum kommen, dabey muß er recht finster, zerstreut aussehen, niemand grüssen, auch seinen Freund nicht. Denn das scheint, als gehe er mit lauter Todes Gedanken um, und müsse alle seine Gedanken zusammen nehmen, um noch Tod und Pestilenz zu verscheuchen.

§. 96.

Dann ist das ein großer Vortheil, den er sich geben kann, wenn er seine Kranken recht fleißig besucht. Denn je öfterer er zum Kranken geht, desto mehr Aufsehen macht es. Das ganze Publikum glaubt, der Patiente sey sehr gefährlich, weil ihn der Doctor sogar oft besucht. Er selbst versichert allen, es sey nöthig, die eintretenden Veränderungen augenblicklich, wenns nur möglich wäre, zubeobachten, denn so lasse sich der Feind erschleichen, auch sein zartes Gewissen, wenn auch die Gefahr nicht so groß,

erlau=

erlaube ihm ohnmöglich den Kranken so lange hülflos liegen zu lassen, ja darinne bestehe die Güte des Arztes, das helfe oft mehr als Arzeney. Besonders muß er suchen, den Leuten überzeigend zu machen, wie viel darauf beruhe, wenn der Arzt zwey, drey und mehrmahl des Tages, vorzüglich zu bestimmter Zeit käme, weil eben zu der Zeit die grösten Veränderungen in der Natur vorgehen, und so macht er täglich die Ronde, besucht auch solche, die keines Besuchs mehr bedürften, oder bey denen er vielleicht Stadtneuigkeiten erfahren will. Fast allemahl fängt er an von vorne zu examiniren, giebt frische Verordnungen, empfiehlt sich ganz eilig, daß er zu mehrern zu gehen habe, und ist sehr geschäftig. So freygebig er aber in seinen Besuchen ist, so vortheilhaft weiß er sichs dann wieder zu nutze zu machen. Wer sieht wohl nicht ein, daß er alsdenn, wenn der Kranke stirbt, doch theils den Ruhm erhält, daß er höchst sorgsam um ihn gewesen und alles gethan habe, theils eine wichtigere Liquidation machen könne. Die unzähligen Gänge, können ihm gar nicht bezahlt werden, er verlange sie auch gar nicht, und wolle sie gar nicht rechnen. Hat aber das nicht einen grössern Schein der Mühe, ohnerachtet er die Schuhe ganz ohne Noth und zum Schaden des Patienten zerrissen hat, denn die Gefahr war nicht zu groß.

§. 97.

Der Arzt hat eben so wohl Bedürfnisse, als andre Menschen, die er sich durch männliche Domestiquen muß

reichen lassen. Doch er wird ihn auch brauchen können, um seiner Patienten willen, die er kann von ihm besuchen lassen, oder auch um sein selbst willen. Er kann ihm die Arzeneyen zubereiten, und sie auch in Ansehung ihrer Dosen austheilen lassen. Doch er giebt mehrere Vortheile. Denn wenn der junge Arzt einen solchen Menschen bey sich hat, und über und durch die Gassen zieht, so sieht es viel vornehmer und ansehnlicher aus, und jeder beurtheilt ihn dann, als einen reichen großen Arzt. Viel grösser ist aber das Ansehen, wenn er in der Kutsche von einem Patienten zum andern fährt, besonders wenn er noch jung ist, und doch noch gehen könnte. Ich besitze einen Kupferstich, der zu Paris herausgekommen ist, wo ein schön friesierter und gepuzter Medikus, in einer herrlichen Equipage durch die Strasen rennt. Es begegnen ihm die ächten Verehrer der Botanik, Anatomie, Chemie und der Theorie. Diese rennt er über den Haufen, rädert sie, hört das Schreyen, guckt hönisch zu dem Schlag heraus, und — läßt immer wieder tapfer zu fahren. Dieser wohl ausgedachte Kupferstich, trägt die Ueberschrift, La charlatanerie des medecins.

§. 98.

So bald er nun vors Krankenbette kommt, muß er durchaus nicht bescheiden thun, denn das verriethe Furchtsamkeit, und würde ihm mehr Zutrauen rauben als geben, daher muß er billig mit einer großen aufgeblasenen Miene in das Zimmer treten, gleich mit seiner feinen Nase

aus

aus der Athmosphäre und aus den Ausdünstungen urtheilen, mit was für einer Krankheit der Kranke befallen sey. — Ob Franzosen, Friesel, Gallenfieber ꝛc. da sey. Das giebt Zutrauen und Glück, die Leute denken sich schon, er könne durch Wunder heilen, weil er schon wisse woran der Kranke leide. Nun muß er pathetisch nach dem Puls bald an der linken, bald an der rechten Hand, bald an Schläfen ꝛc. fühlen, den Kopf brav schütteln, sehr bedenkliche Mienen machen, die Sekunden-Uhr heraus nehmen, und ihn darnach abzählen, bewundern, erstaunen, und wohl gar bedauern, wie wunderlich, konfus und gefährlich der Puls gehe. Bey einer dunkel gelben und bräunlichen Zunge, gleich vom Brande vorschwatzen, bey dem gelbigen bleyfärbigen Aussehen, gleich von der Todenfarbe. Er kann auch nach belieben den Urin und Unrath begukken. Kann er diese Herrlichkeiten riechen nnd kosten, dann geht er über alle Charlatans. Mit einem Wort, er muß die Krankheit nun so gefährlich machen, daß kaum noch ein Mensch im Stande sey, diesen Kranken zu heilen, er wolle aber noch sehen, ob sein Mittel, das er besäße, noch würken würde. Denn er habe die unheilbarsten Krankheiten doch damit geheilt, und auch hier gebe er noch nicht alle Hofnung auf, ob gleich die höchste Gefahr da sey, wenn es auch nur mittelmäßige Krankheiten gewesen sind. Denn das vermehrt den Beutel und giebt Ehre, oder wär es auch würklich eine tödliche und gefährliche Krankheit, so muß er gleich deklariren, daß er diesen Patienten für einen toden Mann ansehe, an dem noch

kaum etwas zu thun sey, doch wolle er seine Wunderarzeney anwenden, und zu sehen, ob sie noch so viel ausrichte und vermöge, daß man wieder Hofnung schöpfen könne.

§. 99.

Daher muß er nun den Kranken und Anwesenden von der Krankheit, deren Ursachen nnd Zufällen so viel vorsagen und demonstriren, aber so dunkel und verworren, als möglich, damit nicht etwa durch irgend etwas, seine Schwäche verrathen werde, muß die Vorhersage so zweydeutig stellen, daß er auf alle Fälle durch kommen kann. Und hat er ihn für schon tödlich erklärt, dann gewinnt er auf alle Fälle. Doch vorizt wolle er ihm nur etwas zur Linderung geben, hoffe aber dabey doch völlige Genesung versprechen zu können. Ist er nun genesen, dann darf er jedermann sagen, und läßt es sehr ausbreiten daß er an den Patienten eine so wichtige Kur gemacht, und ihn noch aus dem Rachen des Todes gerettet habe. Stirbt er, so hat er sich im voraus von einer üblen Nachrede, und schlechten Urtheil befreyet. Denn er habe sein Ende vorausgesehen und gesagt. Auch durch dieses Todes Prognostikon wird er groß.

§. 100.

Ist etwa etwas spät geschickt worden, und er sieht auch würklich schon den Tod vor Augen; so versichert er doch, wenn er nur eher Nachricht erhalten hätte, er würde

de ihn gewiß gerettet haben, aber nun muß er selbst sagen, wenn er noch ehrlich genug ist, daß es ihm ebenfalls ohnmöglich sey. Um Niemand aber hülflos liegen zu lassen, wolle er ihm noch etwas geben, das den Kranken gewiß ins Leben zurück rufe, wenn sein Lebensfaden nicht abgeschnitten sey.

§. 101.

Sollte etwa schon ein Arzt gebraucht worden seyn, nach dem er sich genau erkundigt, so wird er gleich nach den Arzeneyen fragen, nach ihrem Gebrauch, und wie lange sie gebraucht worden? Er wird sie mit einer viel bedeutenden Miene kosten, mit dem Kopfe schütteln, und sie als unnüz Zeug, und wohl gar als schädlich verwerfen, den Arzt für einem Dummkopf, und wer weiß für was alles, deklariren. Er wird rathen sie geraden Wegs zum Fenster hinaus zu werfen. Sie sollen sich gratuliren, daß er nochgekommen sey, sonst würde der Kranke gewieß ein Opfer seiner Unwissenheit worden seyn. Nein man müsse die Sache von einer ganz andern Seite angreiffen, aber sie auch ganz anders beurtheilen.

§. 102.

Nun sezt er sich hin vor das Krankenbett, examinirt den Kranken auf das strengste, fragt vom Kopf bis auf die Füße, kranke und gesunde Kennzeichen, was ihm gutes oder böses einfällt. Dann fängt er an mit einer sehr gelehrten Miene die Krankheit, ihre Ursachen und daher

entstehenden Zufälle so gelehrt zu demonstriren, daß dem Kranken und Anwesenden die Haare zu Berge stehen. Er zeigt die Gefahr, in die er hätte verfallen können, und aus der er ihn nun mit möglichster und schwerster Mühe ziehen wolle. Erläutert seine gelehrte Demonstration durch unzählige ähnliche Fälle, die er von der Krankheit, schon gehabt, und glücklich geheilt habe, und wenn er sie auch gleich zum erstenmal sieht, und zubehandeln hat, genug der Kranke faßt deshalb ein solches Zutrauen, daß er glaubt, er sey schon gerettet. Vorjezt muß er sich auch ja nicht lange aufhalten, sondern sehr eilig thun, als ob er noch viele Patienten habe, die am Tode lägen, daher nur geschwind etwas verschreiben, freylich etwas, das weder schadet noch nuzt. Auch muß er vorgeben, daß Briefe zu Hauße lägen, die er geschwind beantworten müsse, oder ein Pferd oder Kutsche stehe vor der Thür, um ihn abzuhohlen. Hier ist aber freylich nöthig, daß die Stadt etwas groß sey, und nicht etwa gleich nach seiner Wohnung könne gesehen werden.

§. 103.

Würde er aber zu Hauß um des Kranken Zustand um Rath gefragt, so gleich verspricht er Arzeney und Recept, wenn er auch die erzehlte Krankheit nicht genau kennt. Denn entweder wird es eine geringe und bekannte Krankheit seyn, die er oder der Patient wohl gar selbst wird zu nennen wissen, oder es wird eine schwere und unbekannte Krankheit seyn, die er heilen soll. Im ersten

Fall,

Fall, wenn er einigermaßen weiß, was es für eine Krankheit sey, und wie sie heißt; so geht er in ein Nebenzimmer, oder sollte es auch nur ein Alkofen seyn, schlägt seinen Heft, wenn er nur einen noch nachgeschrieben hat, oder sein Kompendium oder ein anderes practisches Buch nach, darinnen alle Krankheiten beschrieben sind, es treffe oder treffe nicht, genug er hat den Nahmen, schreibt so gleich die darinnen befindlichen Recepte mit dem besten Vertrauen ab, oder macht die Arzeney selbst, und giebt sie den Bothen mit der grosen Bedeutung; er pflege sonst nur Recepte zu schreiben, aber weil man dem Apotheker nicht allezeit trauen dürfe, wolle er selbst geben, so wisse er gewiß, was seine Arzeney leisten könne, und er könne sich drauf verlassen.

§. 104.

Ist ihm die Krankheit unbekannt, und er ist doch nicht so verwegen mit guten Gewissen alles zur rechten und zur linken nieder schlagen zu wollen; so weiß er sich doch zu helfen: bey dem Kranken selbst verschreibt er etwa quid, pro quo, giebt ein bisgen Krebsaugen oder andere dergleichen unschädliche Dinge, oder sagt, daß er gleich nach Hauße gehen wolle, um dem Kranken etwas aus seiner eigenen Apotheke zu schicken, oder kommt er deßhalb zu Hauß in diese Verlegenheit, so geht er wieder beyseit, und schlägt mit gutem zuversichtlichen Vertrauen das erste beste practische Buch auf, und die erste Krankheit die ihm aufstößt, erkennt er für die seinige und kurirt

glücklich

glücklich drauf los. Viele hab ich so gesehen, sagt Kurella, (gg) und es ist ihnen gelungen. Wer aber hier zu nicht ein solches Vertrauen hat, als wohl dazu gehört, der wird alle Art von Heilungen versuchen, bis er die rechte trift. Daher giebt er ein gutes Ausleerungsmittel, das freylich bey den vornehmen gelinde würkt, und nicht kneipen verursacht, hingegen bey dem Bauer als Purganz funfzehn bis zwanzigmal würkt. Gienge das nicht, dann läßt er zur Ader, schröpft oder sezt Blutigel. Helfen diese nicht, so werden wieder Klystiere verordnet. Damit verbindet er nun reichlich Medikamente, wechselt mit ihnen eben so, als wie mit jenen Mitteln, will das eine nicht helfen, so giebt er das andere, und so geht er die Apotheke durch, bis er eins trift, das würkt, oder die liebe Natur selbst hilft, und nun drückt er mit der Prahlerey seiner Thaten, die er gethan habe, das Siegel drauf.

§. 105.

Käme aber ein Todesbothe, und überbrächte das Ableben des seel. Patienten, so wird er sich gar nicht in Verlegenheit setzen lassen, ängstlich oder viel vermuthend werden, woher etwa der Tod möchte gekommen seyn. Wollte er das thun, so würde er immer in Unruhe und Angst schweben, und seine Empfindbarkeit würde ihn selbst aufreiben, und auch das Zutrauen bey andern vermindern. Daher erscheint er dem Bothen selbst gleich mit einer traurigen und bedenklichen Miene, die sich aber

gleich

(gg) Am angeführten Ort. S. 84.

gleich in eine gesezte, entschlossene, und tröstende verwandelt. Stellt sich nun, daß er das schon voraus gewußt und es sey ihm nur angenehm, daß es auf die Stunde und Minute eingetroffen sey. Er habe freylich den Verwanden nichts sagen, und sie im voraus beunruhigen wollen, er sey auch deshalb noch nicht wieder zum Besuch gekommen. Hat er aber kurz zuvor gar zu dreiste Hülfe oder Genesung versprochen, so muß er die Schuld auf die schlechte Pflege, auf die schlechte Diät, Eigensinn und Ungezogenheit des Patienten schieben. Doch bey einer so schmerzlichen Krankheit sey dem Himmel noch zu danken, daß er erlößt sey. Ist er genöthigt ins Trauerhauß zu gehen; so muß er diese Sprache noch künstlicher zuführen und mehr Gründe anzugeben wissen. Beklagt, tröstet auf mancherley Art die Leidtragenden, trauret und weint wohl gar mit und versichert das Mitgefühl des Verlustes des wichtigen Patienten und Freundes. Im trauren wird man diesen mitleidigen Arzt loben.

§. 106.

Trüge man aber Bedenken der Richtigkeit seiner Behandlung wegen, und ließe sichs wohl gar merken, o dann stimmt er einen andern Ton. Seine Vorschriften wären nicht befolgt worden, er habe es immer gesagt, es würde so gehen, wenn man nicht pünktlich alles beobachtete. Man sollte seine Kurart, nach den Recepten in der Apotheke, (wenn er welche gewagt hat zu schreiben,) von einen Unpartheyischen prüfen lassen. Er offeriere sich zur

Sek-

Sektion, wo man die Todes Ursache finden werde. Er weiß aber wohl, man fürchtet sich gewöhnlich für solche Handlungen, und freut sich seines geführten Beweises.

§. 107.

Er wird sich auch dadurch einen hohen Grad von Charlatanerie geben, wenn er in seinem Hauß die Leute recht lange weiß aufzuhalten, kommen doch einige Patienten und müssen Stundenlang dasitzen oder stehen, so häufen sich freylich etliche, und es verräth einen überhäuften Arzt. Kommt noch dazu, daß er zu einem Patienten gerufen wird, so wird er dann zu seiner Entschuldigung die Menge der Hülfe verlangenden Leute vorschützen können. Auch weiß er wohl, daß das bey gewissen Leuten einen Vortheil bringt sich etwas rar zu machen, und nicht gleich auf den ersten Wink zukommen, oder gar nicht zu kommen. Wo die Leute glauben sollen, er habe zu viel zu thun, und könne und wolle nicht helfen, bis er recht sehr gebeten werde, und dann thut er doch als ob ers noch aus Gefallen thät, das erhebt oft bey den geringen und vornehmen Pöbel seine Kunst, besonders, wenn er sich dann recht oft über andere schön lustig zu machen weiß, er mag nun weder vom Krankheitszustand, noch von der Methode, welche izt die Umstände erfordert haben, unterrichtet seyn, oder nicht.

§. 108.

§. 108.

Bey solchen aber die gut bezahlen, und sonst durch mancherley schöne Präsente seine Bemühungen zu belohnen wissen, thut er das Gegentheil. Er eilt, greift nach Stock und Degen, vergißt wohl die Perucke aufzusetzen, läuft sich fast ausser Athem, und beweißt auch keichend, wie schnell ihm seine Sorgfallt fortgetrieben habe, um nur bald zu Hülfe zukommen, beklagt, daß er noch nicht früher habe da seyn können. Bittet sehr um Verzeihung, und erwartet nur was zu befehlen sey, und vielleicht — war die ganze Noth — eine Blähung, die ohne dem gefälligen Arzt nicht abgehen wollte. Um sich ganz gefällig zu machen, offeriert er wohl gar seine Dienste, zur Aderlässe, zum Kliestier und andern dergleichen schönen Arbeiten, vielleicht unter der Anzeige des schönen Nahmens der Sparsamkeit, daß man ia die Ausgabe für den Chirurgus erhalten könne. Diese Art Arbeit verstehe er recht gut, und lasse sie nicht gern an die Chirurgen, weil sie zu plumb und unartig mit den Leuten umgiengen, ja sie wohl gar durch ihre Unvorsichtigkeit in Gefahr und Unglück setze. Es sey bey iedem Ding ein Vortheilgen, und hierbey müßten oft gar große angewendet werden. Sind Nachtwachen nöthig, so bietet er auch seine Wenigkeit an, oder will die Leute glaubend machen, es sey die höchste Gefahr da, daß er durchaus nicht abwesend seyn könne. Er müsse jede Stunde und ihre

Veränderungen selbst observiren, und so gleich die nöthigen Mittel und Verordnungen geben.

§. 109.

Ausserordentlich viel sucht er zu gewinnen, und gewinnt's auch, wenn er sich bey seinen Kranken hinsezt recht viel mit Ihnen spricht, theils über ihren Krankheits-Zustand, der aber immer am wenigsten bedeutend ist, theils vorzüglich über Staats und Stadt Angelegenheiten. Er muß geschickt aus dem Tone zu sprechen wissen, aus welchem es dem Patienten am meisten gefält. Man findet in ihm ein Repertorium, von allen Stadtneuigkeiten, die er alle wieder anbringt, und vielleicht eine oder die andere neue wiedersammlet, und über andere Patienten, aus deren Häußern er vielleicht eben kommt, wizzig zu spaßen weiß. Die Freunde wird er loben, und nicht aufhören von ihnen, und von ihrer Generosität zu sprechen; die Feinde hingegen bis im Abgrund verdammen und sie eben so verläumden, als seine ehrbahre Gesellschaft.

§. 110.

Er wird von sich und seiner glücklichen Praxis, und den generösen aber auch schlechten Bezahlen so vieler Häußer sprechen. Er wird die Einsicht derer, die den Arzt zu schätzen wissen, rühmen und die andern tadeln, und sagen, daß er sie auch deshalb seiner vielen Geschäfte wegen, so fleißig nicht besuchen könne, als sie, besonders,

wenn

wenn er weiß, der vor ihm liegende ist vor seine Gesundheit bis zum Ekel besorgt, macht auch seinen itzigen Zustand etwas gefährlicher, um sich werther zu machen, um noch mehr verlangt zu werden, und dann nach langen hererzehlen unterbricht er schnell, es fallen ihm seine Briefe zu Hauße ein, die er zu beantworten habe. Nennt noch in Geschwindigkeit, Fürstl. Gräfl. und Adeliche Häußer, wo sie her sind, und die etwa die Leib Aerzte selbst an ihn haben schreiben müssen. Zeigt sie wohl gar vor und ließt Stellen daraus her, thut als ob sie gleich immer mit fünf, sechs, acht Louisd'or bespickt wären.

§. III.

Einen feinerern aber grössern Kunstgriff weiß er noch außer und in seinem Hauß anzuwenden. Nemlich oft läßt er sich zu allen Patienten dergleichen Briefe, leicht und schwer nachschicken, und bedient sich ihrer nach vor erwähnter Art. Ist er aber zu Hauß, so weiß er seine Frau und Kinder, die sehr gut abgerichtet sind, Briefe mit und ohne Geld, die aber schon vielmal angekommen, zurückgelegt und wiedergebraucht worden sind, wenn eben Fremde oder neue Patienten bey ihm sind, fürtreflich zu nutzen. Dieses beweißt Aurella (*hh*) durch ein sehr auffallend Beyspiel, das er in einem ungenannten Buche gefunden, wo ein Vetter dem andern folgenden Rath giebt: „Ich will ihnen hier ein Kunstgriffgen an die Hand geben, das ich der

(*hh*) Am angeführten Ort. S. 92.

Bayerische Staatsbibliothek München

der Vertraulichkeit eines alten siebenzigjährigen Arztes zu verdanken habe, und der ihm nach seinem eigenen Geständniß, zu einem großen Ruhm, und was noch besser ist, zu einem großen Vermögen geholfen hat. Als er die Arzeneykunst auszuüben anfieng, so hielt er allemal einen Brief mit etlichen Louisd'or in Bereitschaft, und seine Frau mußte ihm denselben in Gegenwart fremder Leute, die Medicin abhohlten, einhändigen, als wenn er in seiner Abwesenheit eingelaufen wär. Allemal kam er von einem Edelmann, von einem Hofrath, von einem Amtmann und gemeiniglich war es ein besonder Geschenk über den Werth der Arzeney, für die Wunderkuren, die er an ihnen gethan hatte. Denken Sie doch (fährt er weiter fort) darauf, mein Herr, wie sie diese nützliche Erfindung nachahmen wollen. Das Geld läßt sich bey dergleichen Gelegenheit unzähliche Maal gebrauchen, ohne daß es viel abgenuzt wird."

§. 112.

Eine große aber ungewissenhafte Charlatanerie trift man auch bey einigen Aerzten an, die sich gern bey gewissen Patienten insinuiren wollen, wenn sie ihren Lieblings Neigungen zu wenig wiederstehen. Haben sie einen leckerhafte vor sich, so verbieten sie nichts, was seine Zunge und Gaumen kützelt. Haben Sie einen Weichling, dem empfehlen sie nie nachdrücklich das, was ihm doch heilsam seyn könnte, dem Wollüstling werden sie nie seine Begierden anrathen im Zaum zu halten. Vielleicht

aus

aus dem schändlichen Grunde, sich zu empfehlen und immer was zu thun zu haben, und Geld zu gewinnen.

§. 113.

Die gröbste Charlatanerie, die aber auch nur beym gröbsten Theil der Menschen noch gilt, ist das Urin besehen. Als Aerzte wissen sie wohl, daß in der Beschaffenheit des Urins manches liegt, das auch bey manchen Krankheiten seinen guten Nutzen hat. Aber ist es deswegen erlaubt, die Leute des Gewinnstes wegen zu hinter gehen. Sie entschuldigen sich zwar, daß man sich nach dem Menschen ackomodiren müsse. Daher lassen sie sich die Uringläser fleißig bringen, fragen auch wohl gar selbst darnach, und thun nach Quacksalber Art, als ob sie würklich alles daraus sehen könnten. Fangen an zu prophezeyen, wie der beste Harn-Prophete, und blenden das Volck. Kann er nur erst durch kleine Umwege, die ein ofner, aber auch ein mäsiger Kopf solchen einfältigen Leuten leicht ablauren kann, das Hauptsymptom der Krankheit herauskriegen, und das kann er ja leicht, wenn er sie mit zehen Fragen überhäuft, ehe sie sich resolviert haben, auf die erste zu antworten; so fällt es ihm gar nicht schwer, wenn er den Gang der Krankheit nur mäßig kennt, die vorzüglichen Symptomen her zu erzehlen. Und nennt er alle von dieser Krankheit oder nur allgemeine, so kann er nicht fehlen. Und hat er nur einige getroffen, so hat er das Zutrauen gewonnen, kann nun entweder alles getrost ausfragen, oder der Bothe erzehlt nun alles sehr treuherzig,

weil er seine Commißion und Person vergessen hatte, selbst. Diejenigen, welche dieses löbliche Handwerk stark treiben, haben noch andere Vortheilgen. Entweder muß die Frau, oder der Bediente, von denen die Einfältigen nichts argwöhnen, diese Leute erst ausfragen. Das Alter Geschlecht, Stand und den Zustand, den der Kranke klagt, und indem er sich befindet. Unter der Versicherung, es seinem Herrn oder ihrem Mann zu melden, erzehlt er oder sie in Geschwindigkeit alles erfragte oder eine andere Person hat irgendwo verborgen gesteckt, ist durch eine andere Thür zum Herrn Charlatan gegangen, und hat alles Gehörte erzehlt. Der Patient wird nun vorgelassen, und hört mit Erstaunen den Wundermann alles aus dem Urin lesen, und ihm vorerzehlen. Er trift alles genau, fordert sehr ernsthaft des Bothens Bejahung, oder Verneinung. Er verordnet Mittel, und schickt für bare Bezahlung den Bothen seiner Wege.

§. 114.

Viele Arzeneyen helfen nie, daher wird er seine Patienten niemals überhäufen, sondern wenige geben und übrigens die Natur würken lassen, die vermöge das meiste, und in seinen wenigen Tropfen oder Pülverchen, in einer guten Diät und übrigen guten Verhalten liege mehr Kraft, Würkung und Vortheil, als in ganzen Flaschen aus der Apotheke. Man überschwemme nur den Körper, plage den Kranken und helfe doch nicht mehr. Demohnerachtet muß der Kranke für das bisgen gefärbten

Brande-

Brandewein so viel und oft noch mehr bezahlen, als wenn er ganze Humpen erhalten hätte. Dagegen aber giebt es Patienten, die gern Veränderung lieben, daher verschreiben sie alle Augenblicke etwas anders, und verändern die Arzeneyen.

§. 115.

Alle Arzeneyen schmecken nicht zum besten, und sind auch dem Auge nicht allezeit lieblich anzusehen. O dergleichen Leute, wissen sie solchen in wohlschmeckende, und wohl aussehende Pülverchen, Latwergen, Säftgen, Syrupe und Leckereyen zu bilden, daß sie der Patient gern als Zuckerwerk und Confeckt verzehrt. Sie machen für den Gaumen und das Auge solche Spielereyen, daß der Patiente aber auch unter dieser schönen Hülle nichts reelles, und von der Arzeney wesentliches hat. So gar die Capseln, Schachteln, Gläser müssen mit einem gewissen Geschmack manchfaltig verziert und ausgepuzt seyn. Das gefällt den sinnlichen Patienten, ehrt, liebt seinen galanten Arzt, schluckt ein schönes Pülverchen und Säftgen nach dem andern, und wie stehts nach sechs, acht Wochen mit seiner Gesundheit? Er ist noch unpaß. —

§. 116.

Auch giebt es Aerzte, welche sich mit viel Vortheil, wissen Ruhm und Geld zu erwerben, durch Arzeneyen, die sie als Universal- Specifik- und Wundermittel öffentlich bekannt machen, und mit viel Lob und Versprechun-

gen von dem, was sie leisten, auszuposaunen. Durch manchfaltige Färbgen, die sie ihnen geben, suchen sie alles zu verstecken, daß niemand etwa hinter ihr Geheimniß komme. Damit es scheint, als ob alles ia gut und unverfälscht sey, oder das wohl gar nichts versliege, versiegeln sie alles mit einem eigenen Pettschaft, daß das Wappen und Nahmen des Herausgebers führt, und damit es ein desto grösser Ansehen erhalte, so geben sie entweder vor, sie haben es von einem großen Mann der großen Ruf unter Gelehrten und Chemikern hatte, erhalten, oder sie haben doch wenigstens die erhaltene Grundlage verbessert. Doch das ist das wenigste; sondern es werden Bogenlange Beschreibungen, nicht etwa der Arzeney, behüte Gott, da wäre ja das Geheimniß verrathen, sondern von der Würksamkeit, und den allmächtigen Kräften dieser herrlichen Medizin mit ausgegeben. Man giebt wohl gar vor, daß sie zum Besten der Menschheit erfunden und bekannt gemacht würde. Sie sind voll von Lob, und von Exempeln solcher, die glücklich sind geheilt worden. Es werden Briefe der Dankbarkeit aufs neue abgedruckt, und wieder beygefügt, denn auch die Zettel müssen so oft aufgelegt werden, als möglich. Sind auch manche übertrieben oder wohl gar erdichtet, ey so vermehren sie doch das Lob, und die Tugend eines solchen Mittels. Sie werden von entlegenen Oertern datirt, oder ohne Ort und anonymisch. Hat sie aber seinem oder den andern gehol-

fen, besonders von Stande und Ansehen, so muß sein Nahme gleich in öffentlichen Blättern bekannt gemacht wer-

werden. Treiben sie das Werkgen weiter und noch bes: ser, dann versenden sie sie nicht allein in große Städte, wo dergleichen öffentliche Arzeneybuden sind, sondern schicken sie auch auf alle Märkte, Straßen und Gassen. Ein= ge die aber vor sich schon Ruf in der Praxis haben, bedürfen dieser Kunstgriffgen nicht: sondern sie dürfen nur mit gewissen Recepten oder Mitteln geheim gethan haben, sie mögen auch würklich viele Dienste in vielen Krankheiten leisten, so wird das Publikum bald aufmerksam, und wünscht diese Mittel zu haben. Diese Gelegenheit machen sie sich zu nutze, und ruffen sie schnell mit vollen Backen aus. Denn diejenigen, welche eben so Mittel gerühmt und andern vor gepriessen haben, wollen denn nicht geirrt haben, sondern sie verbreiten die Bekanntmachung und selbst die Arzeneyen bey möglichster Gelegenheit. Macht der Verfasser ihnen noch darüber Complimente, oder verehrt ihnen zur Dankbarkeit noch etwas davon, so erhalten sie einen desto grössern Trieb.

§. 117.

Es fügt sich oft, daß ein Arzt den andern um seinen Beyrath bitten muß, und er es selbst thut, wenn die Um= stände bedenklich sind, und sich etwa Verantwortung zu= ziehen möchte, oder er auch würklich zu bescheiden ist, als daß er glaube, er sey allwissend und unirrbar. Hier sind vor den beyräthigen Charlatan zwey Wege. Aufge= blasen von seiner Würde und Ruf, wird vielleicht ein alter Practikus, der ohnedem Zutrauen hat, dem Patien=

ten schreiben, oder sagen, wie gefährlich sein Krankheits-Zustand sey, und wenn er den jungen Arzt etwa tücken, oder gar unter drücken will, und wie unschicklich die bisherige Methode sey, er wisse gar nicht was der junge Mann gemacht habe, da müsse man einen ganz andern Weg einschlagen, aber so gehe es mit den jungen Leuten, sie sind entweder zu furchtsam oder zu dreist, und wehe also dem armen Patienten! Ist er ein Hofmann, dann lobt er des jungen Mannes Verfahren bey der Kur, seine Vorsorge für den Kranken, daß er ihn als ältern um Rath gefragt, obgleich seine bisherige Methode ganz richtig und unverbesserlich gewesen, und wiewohl einem solchen Patienten gerathen sey, einen solchen vorsorgenden Arzt zu haben, (das thut er mit viel Vortheil, dann ruft ihn der jüngere Arzt bald wieder, und er wird für wenig wieder gut bezahlt.) Er finde fast gar nichts zu ändern, vielleicht könne man etwa dieses oder jenes noch zu setzen, doch möchte es geschwinder und kräftiger würken. Denkt und schreibt er etwas ernsthafter, dann billiget er alles auch, giebt aber doch dem Patienten oder Anwesenden zu verstehen, daß das oder jenes doch hätte können besser seyn, das fände er noch für nöthig beyzufügen, weil ein junger Mann, der sonst fürtrefliche Kenntnisse habe, doch nicht alles umfassen könne, was die oft wiederhohlte Praxis an die Hand gebe. Beantworten sie nur die Anfrage, dann schreiben sie auch sehr umständlich, mit Lob und Tadel vermischt, schicken aber nie ein Recept, sondern meist eigene Arzeneyen, ohne aber

die

die Zusammensetzungen mit zu überschreiben, weil sie vielleicht nichts mehr enthalten, als was der Haußarzt schon lange gegeben hatte, und es scheine, daß er doch auch etwas noch gethan habe, oder Ingredienzen, die unter die geheimen Mittelchen gehören.

§. 118.

Keine grössere und dabey unsicherere Charlatanerie kann ich mir gedenken, als wenn große Herren, dem Urtheil sechs oder acht Charlatans uuterworfen sind. Denn während daß der Kranke liegt und schon mit dem Tode ringt, streitet man sich noch in dem Vorzimmer, über die Krankheits Ursache oder das Mittel sie zu heben. Keiner läßt sichs ernstlich angelegen seyn, weil jeder auf seiner breiten Schulter etwas trägt, und deshalb geht oft der, welcher besser versorgt seyn, länger und sicherer erhalten werden konnte, unsicher und zweifelnd aus der Welt. Deñ schon wo zwey sind theilt oder verliert sich das Zutrauen des Patienten zu dem einen Arzt, und der Arzt vermindert seine Sorgfalt, weil er jenes getheilte und verminderte Zutrauen fühlt. Sind sie aber harmonisch und gefällig gegen einander, so stimmt der eine den Ton an, und die andern schwingen ihn fort, und thönen eben so wohl und übel klingend.

§. 119.

Medizinische Berichte sind gewiß ein wichtiger Theil eines Arztes, um Patienten verständlich zu werden, und

einen Arzt sie nicht zu weitläuftig zu machen, wenn sie an ihn gerichtet sind. Das weiß aber der Charlatan sehr gut zu machen. Daher sagt Joh. Lâti, (*ii*) „die Medizinischen Berichte, welche zuweilen von Patienten verlangt werden, sind weitläuftig und deshalb ein großer Tummelplatz für medizinische Charlatans. Denn hier macht man aus einer Mücke, einen Elephanten, aus einem gewöhnlichen Fieber ein bösartiges, aus einer simpeln Krankheit einen Scorbut, sondern man spricht auch von den Ursachen der Krankheit, aetiologisch, chymisch, mechanisch, oder wie man will, man packt seinen ganzen pharmaceutschen Schatzkasten aus, Pulver, Latwergen, Tränklein, Pillen, Vomitive, Purganzen, und verordnet kalte und warme Bäder, ja man zeigt an allen Ecken und Enden was für ein kostbares Archiv, medizinischer Weisheit in unserm Herzen verborgen liege.“

§. 120.

So wie in der innern Heilkunde die Charlatanerie groß ist, wie ich bisher gezeigt habe, so ist sie eben so gemein unter den Chirurgen und Hebärzten.

§. 121.

Denn unter sich selbst suchen die Chirurgen die Charlatanerie hoch zutreiben. Bald prahlen sie mit den wichtigen gemachten Operationen, wie viel Hände und Füsse sie schon abgeschnitten haben. Bein- und Armbrüche sey

(*ii*) Charlataneria medicorum Freysingen. 1717. S. 39.

sey ohne Zahl, der geheilten Wunden und Schäden können sie sich gar nicht mehr erinnern. Freylich suchen sie jedermann von ihren Vortheilen in der Kunst, Geheimnissen und unnachahmlichen Bandagen, zu überreden. Sie wissen gleich während dem Gespräch künstlich durch wohl gewählte Gleichnisse zu zeigen, was für eine Adresse nöthig sey, Ader zu lassen, zu schröpfen, zu raßiren, Blutigel zu setzen, zu Clystiren ꝛc. Zur Ausbreitung ihrer Größe wählen sie sich meist öffentliche Oerter, als Gasthöffe, Bier- und Brandeweinschenken ꝛc.

§. 122.

Sie treiben sie aber auch gegen Aerzte, die sie theils höchstens zu verkleinern suchen, wenn sie ihre Dummheit oder Pfuscherey nicht haben gut heißen können, theils nachahmen und eben das sich zu leisten getrauen wie jene. Sie bleiben nicht bey ihren angewiesenen Schranken, sondern urtheilen über Heilarten der Aerzte, die nicht einmal in die Chirurgie einschlagen, und versichern wohl gar den Kranken, daß sie es viel gescheider würden angefangen haben. Sie geben sich dabey die größte medizinische Miene und wollen eine große ausgebreitete Kenntniß in der Sache verrathen, und werfen mit lauter Kunstwörtern um sich herum. Ja sie wagen so gar die gefährlichsten Kuren selbst zu übernehmen, geben Vomitive, Purganzen und allerley Mittel mit so vieler unsinniger Demonstration, daß die Patienten in das größte Erstaunen versezt werden.

§. 123.

§. 123.

Auch bey den Hebärzten und Hebammen, die nur den leichtesten Theil der Entbindungskunst treiben, findet man dieses nämliche Uebel. Sie wissen von so viel hundert glücklichen Entbindungen, die sie bewürkt haben, zu prahlen, und die doch die liebe Natur höchst gütig hat geschehen lassen. Und der künstliche Hebarzt rühmt sich so vieler Geburten durch Zange und Hebel, die er gemacht, die er aber vielleicht gar nicht nöthig gehabt hätte anzuwenden, verschweigt aber weißlich, wie viele Mütter und Kinder, Schlachtopfer seiner Erlernung, Unwissenheit, Unvorsichtigkeit und Dreistigkeit geworden sind. Bey wie vielen er Kaiser- und Schamknochenschnitt gemacht habe, ob mit, oder ohne Erhaltung eins oder beyder? — darf man sie nicht, um sie noch etwa in Verlegenheit zu setzen, fragen.

§. 124.

Bey Chirurgen und Hebammenmeistern findet endlich noch eine Charlatanerie statt: das ist der Glanz der Instrumente, der operirten Gewächse, und anderer Präparate. O wie herrlich sieht das nicht aus, ein Zimmer mit schwarzen Tapeten, und diese wieder mit blitzenden Instrumenten aus möblirt, oder Schränke mit allen Arten, alter und neuer Instrumente angefüllt zu sehen, alle nach der Ordnung gestellt, wie sie sich am schönsten ausnehmen, und in die Augen fallen. Keins aus Eng-

land

land und Frankreich darf fehlen, von Gold und Silber. Sie müssen in der herlichen Sammlung seyn, und wenn auch keins gebraucht wird. Genug dadurch wird der große Chirurg und Ackuschör bewundert, und in aller Welt, als groß ausgerufen, wenn indeß der ärmere mit wenig Instrumenten, in beyden Theilen mehr operirt, heilt und glücklich entbindet, der menschlichen Gesellschaft viel nuzt, ohne daß vielleicht sein Nahme genannt wird, als da wo er seine Geschicklichkeit mildthätig mittheilt.

§. 125.

Eben so Ruf befördernd sind die gesamleten, abgeschnittenen Arme, Beine und Gewächse, geraubte Gebärmütter und abgegangenen Früchte, die in schönen Gläsern und Spiritus aufbewahrt, und in einer grosen Rangordnung aufgestellt werden. Bey jeder Gelegenheit, jeden Fremden müssen sie gezeigt, und weitläuftig vor demonstriert werden. Das giebt Glanz, — das erwirbt Ruf und Ruhm! —

§. 126.

Sollte man nicht einen Grund und die Quelle von der so häufigen Charlatanerie angeben, und auffinden können? Sollte man nicht Mittel haben, sie zu stopfen? Vielleicht bin ich im Stand einiges zu leisten, davon ich einen Versuch wagen will?

§. 127.

§. 127.

Der Grund der Charletanerie ist ausser der Habsucht der Ruhmredigkeit und dem unersättlichen Groswerden, in vielen andern Dingen und Nebenumständen zu suchen. Mann kann vielleicht vieles in einem schiefen, fehlerhaften und nicht moralischen Karackter finden. Denn dieser ist alsdenn zu allen fähig dergleichen Handlungen zu vollbringen, wie sie der Charlatan in den obigen projecktiert und gedacht hat. Hat er keine Moralität, so erlaubt er sich alles, und begeht die niederträchtigsten Handlungen, stellt sich nie in die Verhältnisse mit andern, und thut ers ja, dann findet er sich nicht verbunden die Pflichten gegen seine Nebenmenschen und Gesellschafter zu erfüllen, und aus dieser Quelle entspringen unzählige üble Folgen.

§. 128.

Die zweyte Haupt-Ursache ist die Beförderung seines Intresse. Das heißt seinen unerlaubten Erweiterungstrieb, auf alle mögliche Art zu äussern, es geschehe nun durch Unterdrückung anderer, und Erhebung seiner selbst, oder durch Vortheile und Wege, die etwas schief und krumm sind.

§. 129.

Der dritte Grund ist nicht genugsame Strenge, und Vesthaltung der gefaßten Grundsätze, sondern eine gewisse Nachsicht seiner Handlungen. Vielleicht ist ein sol-

cher

cher Mann seinen Gesinnungen nach weit entfernt von solchen unmoralischen Grundsätzen. Allein er sieht, er kömmt bey seinen itzigen Grundsätzen und Verfahren nicht zum Zweck, schreitet in seiner Laufbahn nicht glücklich fort, findet hin und wieder tausend Hindernisse, verändert auch wieder Ueberzeugung seine Gruudsätze, und handelt anders, als wenn er der strenge Moralist geblieben wär.

§. 130.

Den Grund, den man als den vierten annehmen kann, ist die Nachahmung und das Beyspiel anderer. Sieht ein junger Mann, der die Grundsätze der Arzeneywissenhaft vollkommen kennt, und sie auch völlig passend auszuüben weiß, daß er auf den angetretenen Wege nicht fortkömmt, wenigstens nicht ganz glücklich fortschreiten kann, so wird er nothwendig auf andere aufmerksam werden, deren Talente und Fleiß weit unter den seinigen stehen, und muß sich selbst fragen, warum der glücklicher sey, als er. Sucht er die Ursachen auf, und findet sie in den Verhalten anderer, so wird ihm sein Gefühl rathen, ihn nachzuahmen, dessen Beyspiel zu folgen, weil jener auf seinem Wege, Zutrauen, Glück und Brod erhält.

§. 131.

Quacksalber, Pfuscher, die sich aus dem geringsten Stande durch Hülfe eines guten oder schlechten Receptbuches, zum viel ausgeruffenen Arzt empor geschwungen haben, gewinnen so viel, da sie den Beutel gut zu schnei-

den

den verstehen, prahlen und lachen wohl über den rechtschaffenen edlen und geschickten Arzt, während dieser mit seiner Rechtschaffenheit bald verdirbt, und fast Hungers sterben muß, jener hingegen durch seine Charlatanerie, die Leute täuscht, groß und glücklich lebt. Denn ein Mönch, Schulmeister, Pfaffe und Correctior, sagt Paracelsus, ein Bartscheerer und Scharfrichter und Schäfer, ist durch eine bekanntgemachte Arzeney und Arkanum, viel glücklicher, als der gute Arzt. Und was soll dieser thun, verderben, oder denken und handeln. Man will getäuscht seyn, nun wohlan! —

§. 132.

Viele nöthigen auch ihre Glücksumstände, der Mangel der nöthigen Bedürfnisse, oft Charlatans zu werden. Sie sind die edlen, ehrlichen, biedern, rechtschaffenen Männer, haben aber kaum Brod zu leben, weil sie nicht Charlatanerie treiben, wie der andere, wie es das dasige Publikum gewohnt ist, bey dem sie auch zu schwach und ohnmächtig sind, die vorhandenen Vorurtheile auszurotten. Sie werden sich also ackomodiren, werden die Mode mitmachen, um nur die nöthigen Bedürfnisse sich und den ihrigen zu verschaffen.

§. 133.

Dieses und noch mehrere Folgen werden erzeugt, weil man die redlichen und guten Aerzte zu schlecht belohnt, und ihnen keine solche feste Besoldung ausgesezt hat, wie

bey

bey andern Bedienungen, wovon sie ehrlich und anständig leben könnten. Wollte man mich auf die Physikate verweißen, so sind sie oft so beschaffen, das manchmahl ein rechtlicher Arzt sich schämen muß, sie zu nennen. Deshalb ist er freylich genöthiget zu verfahren wie die schlechtesten Quacksalber, um viel Patienten und doch auch einigen Lohn zu haben. Denn unter der Menge Patienten, die dieser Arzt hat, sind nur einige, die die Verdienste, Arbeit, Mühe und oft Selbstverläugnung der Gesundheit zu schätzen, und nur einigermaßen zu vergelten wissen. Denn ganz zu vergelten ist kein Patient im Stand. Erhält er noch ja etwas unter beständiger günstiger Hofnung, dann muß er jahrlang laufen, und dann bey jeder Kleinigkeit, so gleich daseyn, denn sonst giebts noch saure Gesichter, das ohnedem erfolgt, wenn die Krankheit ohne sein Verschulden, etwas lange dauret, und dann denkt man kaum einmal an den Arzt. Denn von der Bezahlung, will ich noch schweigen. Und endlich was bezahlt man ihm? —

§. 134.

Dem Arzt ist keine Taxe vorgeschrieben zu liquidiren aber auch dem undankbaren Patient keine richtig zu bezahlen. Der Patient hat also die Erlaubniß nach Willkühr zu bezahlen. Denn er weiß, der Arzt hat keine Vorschriften, nach welchen er fordern kann, glaubt vielleicht gar, er fordere zu viel, und macht sich kein Bedenken, ihm seine Rechnung abzukürzen, so viel als möglich. Um

nicht der Uebertheurung oder Steigerung wegen verrufen zu werden, und deshalb die Anzahl seiner Patienten vermindert zu sehen, ist er billig, läßt nach, und muß es vielleicht gar schenken. Um aber nicht zu verderben, muß er Charlatanerie treiben, wie andere, nehmen wo ers kriegt, oder nach dem alltags Förmelchen handeln, oft und wenig nehmen, den Patienten unter einen Glaukom nöthigen, ihren Besuch bald wiederhohlen, und bald wieder Bezahlung fordern zu können, u. d. gl.

§. 135.

Dazu kommt noch: Es fehlen ihm die Zwangsmittel, seine Forderungen eintreiben zu können, die der Jurist und Geistliche noch eher hat. Jener bedient sich der silbernen oder eisernen Geissel, dieser zwar der öffentlichen, buchstäblichen und wörtlichen, die aber so fühlbahr ist, daß es doch wenige ruchlose Sünder giebt, die doch eher bezahlen, als sie den nächsten Sonntag wieder schwenken sehen. Was hat der Arzt? Er soll sich an die Handhaber der Gerechtigkeit wenden. Hier sollet erst einen Sachwalter haben, der will bezahlt seyn, die Gerichte hat Dinte, Feder und Papier auch nicht umsonst. Dieses abgezogen, was bleibt dem Arzt? Die vielfältigen Verdrießlichkeiten nicht gerechnet, denn bald soll er alle Receptzüge specifiziren, bald hat er da, bald dort zu viel angesezt, nun schneidet ihm hier und da noch jeder Unverständige und Kunstlose, nach seinem Gutdünken ab. Behandelt ihn vielleicht noch mit Verachtung und Niederträch-

derträchtigkeiten, die ich mich schäme von Richtern zu wiederhohlen. — Man muß ihn zwar nach einem Uhralten Gesetz in die ersten Klassen der Kreditoren stellen, aber mit vieler Verminderung. Heil euch Alten, ihr wußtet Aerzte zu schätzen, heut zu tage kämen wir gewiß in die letzte Klasse! —

§. 135.

Sollte nicht auch eine Ursache der Charlatanerie darinn liegen, daß die jungen Aerzte nicht so gleich Gelegenheit haben können, sich so bald zu zeigen, als jeder andere Gelehrte, und sich doch gern zeigen wollen? Lange muß er warten ob er irgend durch ein Recept, dem Apotheker, seinen Patienten oder einem andern näher bekannt werde, da hingegen der Theolog sich durch einen Kanzelvortrag, für einer großen Menge, bekannt, geliebt und verehrt werden kann, wenn sein Vortrag gründlich, ausgearbeitet und geschickt gemacht ist. Daher müssen sie oft unedele Mittel ergreiffen, um zu ihren Zweck zugelangen, oder doch eben das thun, was sich andere ihres gleichen, oder unter ihres Gleichen erlauben, um glücklich zu seyn.

§. 137.

Ohnerachtet oft der junge Mann hin und wieder schon hübsche Kuren gethan hat; er aber ganz in der Stille seiner Pflicht treulich obliegt, so erweißt man ihm nicht die schuldige Achtung, die man andern erweißt, welche

bey weniger Kenntniß und mäßigem Glück, aber mehr prahlen und Wesens machen können. Dadurch wird er entweder niedergeschlagen, muthlos, oder er wird gereizt, eben so wie seine Nebenbuhler zu handeln, um die nemlichen Vortheile zu genießen, wie sie.

§. 138.

Die Verachtung der Aerzte überhaupt, und Gleichstellung der Aerzte und Afterärzte, und der ungestraften Erlaubniß, daß die Arzneykunst treiben kann, wer will ist auch vieles zu zuschreiben. Denn eine so wichtige und verborgene Wissenschaft, deren Grund ganz auf den strengsten Vernunftschlüssen beruht, die aus der genauesten Beobachtung, und den schärfsten philosophischen Blick gezogen sind, will fast jeder, er sey wes Geistes Kind er wolle, und welchen Nahmen er habe, vom ersten Gelehrten, bis zum Schafhirten und Bettler, sich daran wagen, die Krankheit kennen, und sie auch würklich heilen. Wo also Kenntnisse mangeln, da muß nothwendig die Charlatanerie deren Stelle ergänzen, oder doch wenigstens geübt werden, um nicht unter dem Afterarzt zu stehen, und veracht zu werden.

§. 139.

Freylich hat die Uneinigkeit der Aerzte und die nicht Uebereinstimmung ihrer Meinungen, viel Schuld. Mann beurtheilt daraus, obgleich mit schiefen Blicken, die Ungewißheit und Unbestimmtheit der Kunst, daß sie auf kei-

nen

nen sichern Grundsätzen beruhe. Jeder sucht seine Lieblings-Meinungen zu vertheidigen, auszubreiten und darnach zu heilen, so entstehen alsdenn würkliche Charlatanerien, von denen Läti (*kk*) ganz artig aber richtig sagt: Jeder erwehlt sich nie solche Farbe zur Colorirung seiner Hypothese, von welcher er nach Art der Kinder bey jeder Meinung derselben mit Freuden nnd Hüpfen ausruffet: meine Farbe ist eine schöne Farbe, aber Curimuri Farbe ist eine garstige Farbe. Denn wer will es unter solchen Umständen einem Arzt, dessen schönegelehrte Farbe, von einem andern als garstig ausgeschrien wird, verdenken, wenn er alle mögliche Repressalien gebraucht, bis er seine liebe Farbe wieder in gebührenden Credit, oder zugleich des andern seine so herunter sezt, daß er ihn Plaz machen und für einen Maitre in der Kunst oder in dieser medizinischen gelehrten Mahlerey erkennen muß.

§. 140.

So ist auch der Neid der Aerzte auf einander, und der Chirurgen auf die Aerzte, die selten mit einander harmonieren öftere Veranlassung zu diesem Uebel. Denn scheint einer etwas mehr Glück zu haben, als der andere, so will einer den andern immer überschreiten, und das geschicht durch — die lieben Charlatanerien. Dieses gilt auch von den Chirurgen, wenn Aerzte Chirurgische Operationen übernehmen, oder doch bey diesen die Oberaufsicht haben, welches jene nie gerne sehen, und tausend

(*kk*) Am angeführten Ort. S. 102.

Charlatanerien beweisen, und so im Gegentheil Aerzte, besonders wenn sie auch diese Sache nicht recht verstehen, und doch das Ansehen haben wollen, als ob sie der Sache gewachsen wären.

§. 141.

Die Aerzte und Chirurgen stehen nicht allezeit unter einer anständigen und gehörigen Subordination, weil die medizinischen Policey Anstalten und so genannten medizinischen Kollegien schlecht bestellt sind. In diesen sind entweder Personen am Ruder, die die Sache nicht verstehen und Layen in der Kunst sind, oder das Urtheil und die Direcktion auf Partheylichkeit beruht, deshalb ohnmöglich etwas gutes daraus entstehen kann. Denn der Arzt oder der Chirurg, der unter diesem steht, sich von ihm beurtheilen, richten und anweisen lassen muß, wird zwar, wenn auch wider seine Einsicht etwas gethan werden muß, schweigen, aber in seinen Herzen lachen, Ausflüchte auffinden, mit einem Wort so viel Charlatanerien machen, daß das ganze liebe Kollegium medicum hintergangen und getäuscht wird, oft Sachen unausgemacht bleiben, die auf dieser Seite drükkend fallen, wo man am wenigsten fähig ist, Charlatanerien auszuüben. Daher Chirurgen sich unter die Subordination der Aerzte fügen sollten, weil diese zu wenig Macht und von der Obrigkeit geringe Unterstützung haben. Bey denen also die Charlatanerien eher wachsen, als abnehmen müssen, weil sie wissen ihr Patron verläßt sie nicht, und wenn es auch zu gerichtlicher Anklage deshalb käme.

§. 142.

§. 142.

Weil in der A. W. so vieles heimlich und verdeckt geschehen, und ungestraft hingehen kann, wird die Charlatanerie gar sehr befördert. Mischt sich aber die Obrigkeit darein, und wagt Dinge zuentscheiden, aus eigenmächtiger sich zutrauender Allwissenheit, und nimmt oft Klagen auf, und verdammt vielleicht den Arzt oder Chirurgus so gar wider alle vernünftige angebrachte Verrtheitigung über Dinge, wo beyde oft so unschuldig sind, wie der Tag, so sind sie dann freylich auch genöthiget, zu dem ihre Zuflucht zu nehmen, was sie für Ungerechtigkeit schützen kann, ich meine zur Charlatanerie. Denn oft ereignet sich ein unglücklicher Zufall bey einem Kranken, die Krankheit nimmt einen üblen Ausgang, welche alsdenn von rechts wegen dem unschuldigen Arzt oder Chirurgus zugeschrieben wird.

§. 143.

Selbst die guten Tage, die sich Leute machen wollen, und das Bequeme bey einer solchen Lebensart, das sie sich dabey gedenken und vorstellen, reizt viele zur Charlatanerie, die jungen Leute stellen sich vor, es sey Niemand auf der Welt glücklicher, als ein Arzt, daher ergreiffen sie ohne alle weitere Ueberlegung die Wissenschaft, treiben sie auch mit größter Bequemlichkeit, und finden bey allen Winken und Finger zeigen, die ihnen Lehrer auf Akademien mit der ernsthaftesten Miene geben, immer ihre Wichtigkeit nicht. Vielleicht weil sie glauben, daß diese edle Wissenschaft, von so vielen Quacksalbern, mit guten

Nutzen vor dem Beutel getrieben werde. Und kommen sie nun in die Praxis, so sind sie auch zu faul, als daß sie Bücher lesen sollten, worinnen sie sich mehr unterrichten könnten, sondern wollen diese Wissenschaft nach dem wenigen in den Vorlesungen gehörten, aber gar noch nicht verdauten kümmerlich ausüben. Kann es nun wohl anders seyn, als daß es in allen Ecken fehlt, und überal Leeren gefunden werden? Um sich doch den Hang zur Bequemlichkeit zu unterhalten, ergreiffen sie freylich Charlatanerien.

§. 144.

Sollte nicht der leidige Brodneid, auch als eine Quelle, angesehen werden können? Mir dünkt er ist es würklich. Denn um viel zu gewinnen, immer mehr haben zu wollen, als der andere, wird der Neid rege, man sucht Wege um es wenigstens auch so gut haben zu wollen, als der andere, und wo möglich noch besser. Es fehlen vielleicht die natürlichen Kräfte, es so weit zu bringen, oder die eingesamleten Wissenschaften, oder endlich das Selbstgefühl der sich erworbenen Kenntnisse. Was geschicht? Krumme Wege werden gesucht, auf denen wandelt man fort, und wird Charlatan. —

§. 145.

Die Freygebigkeit des Docktortittels, Lizenziaten und anderer Ehrentittel, unter welchem die Arzeney-Wissenschaft privilegiert getrieben werden darf, hat viele auf die-

diesem betrügerischen Weg geleitet. Man ist zu leicht, und nachsüchtig bey den gewöhnlichen Prüfungen. Freundschaft, Familien, Ansehen und Verbindung, Geiz, Geldsucht und andere intreßierte Absichten, sprechen für den armseeligen Kandidaten, erbitten und geben ihm diese unverdienten Würden, die er sich alsdenn, nach seinem niederträchtigen Absichten bedient. Daher auch Camerarius (*ll*) sagt. Alte und erfahrne Männer, haben schon lange dafür gehalten, daß es gefährlich und einem Staat schädlich und höchst nachtheilig sey, wenn man Würden, Ehrenstellen, Lobeserhebungen und Belohnungen entweder fast einem jedem, oder doch vielen ohne Unterschied will genießen lassen, weil man nebst vielen anderen Ursachen, wenn man erlaubte Nacheiferung und was dazu antreibt aufhebt, nicht mehr vorhanden ist, was die guten noch besser machen und diese reizen kann, bis zum höchsten Ziel der edlen Tugendbahn zu dringen. — Schlecht denkende Menschen macht es verwegen und einbildisch, biedere und edle, hofnungslos und verdrießlich, wenn sie sehen alle haben gleiche Achtung und Werth. —

§. 146.

Die Ursachen und Quellen, die man etwa noch auffinden könnte, werde ich in den Vorlesungen zeigen.

(*ll*) Hor. subciſſiv. Cent. III. cap. XLIX.

§. 147.

Es fragt sich also, ob sich diese Ursachen nicht heben und die Quellen nicht verstopfen lassen? Die Ordnung der vorhin angegebenen Eintheilung, wird uns auch am füglichsten auf die Ordnung der Mittel leiden.

§. 148.

Unzehliche Mittel sind schon aufgesucht und angewendet worden, aber leider immer fruchtlos. Ob sie vielleicht zur unrechten Zeit, am unrechten Ort, und auf eine unrechte Art sind gebraucht worden, kann ich izt nicht bestimmen. Denn bald brauchte man schriftlich und mündlich die satyrische Geissel, und schwung sie so scharf, als man nur konnte, bald brauchte man gelindere Mittel, doch die Brut ist zu sehr ausgebreitet, und ließ sich fast auf keine Art ersticken. Soll es gelingen, so richten vielleicht folgende Räthe etwas aus.

§. 149.

Sehr frühzeitig sollte man schon gegen dieses allgemeine Uebel arbeiten, nehmlich auf Schulen, Gymnasien und den akademischen Lehrstühlen. Sollte es mündlich geschehen, so haben nicht alle die Gelegenheit, den warnenden Prediger der verführerischen Charlatanerie zu hören. Sollte es schriftlich bewürkt werden, so ist das noch der gewöhnlichste und brauchbarste Weg, aber alle lesen doch auch nicht alle Schriften und vielleicht just diese nicht.

nicht. Daher bleibt wohl für die erst genannten es nicht allein der schicklichste Ort, sondern auch für die Männer, die angestellt sind, die schicklichsten Personen, wo und durch welche es am meisten ausgebreitet, aber auch genuzt werden kann.

§. 150.

Schullehrer, die keine Pedanten und auch nicht selbst Charlatans sind, und sich das Zutrauen ihrer Zuhörer erworben haben, können gelegentlich oder zu bestimmten Zeiten, dieses Ungeheuer schildern, die Gefährlichkeit, Nachtheile, und das wider Religion und ehrlichen Mann lauffende, früh in die zarten Gemüther der jungen Leute sähen, und sie immer drauf führen, auf die Folgen weisen, die in die Zukunft daraus erwachsen. Der akademische Lehrer muß nun dieses nemliche thun, und gleichsam den gesäeten Saamen, keimend und aufgehend machen, durch beständig eingestreute Reflexionen in seinen Vorlesungen oder auch in dazu bestimmten Stunden. Doch muß er sich ja hüten, solche Beyspiele mit lebhaften Zügen aufzustellen, daß man das Original greiffen kann. Diese Personalitäten rauben bey den unpartheyischen, und edeldenkenden Zuhörern das Zutrauen, das sie sonst ihren Lehrer schenkten, und reizen ihm zum Partheygeist und zum falschen und lieblosen Urtheil, woraus leicht Feindschaften entstehen.

§. 151.

§. 151.

Zu den Hauptmitteln gehören Bewegungsgründe, aus der Vernunft und Religion. Jene darf nur den rechtschaffenen, ehrlichen Mann, Mittbürger und Gesellschafter schildern, dessen Vortheile zeigen, die er doch auch bey seinem geraden Weg hat, wenn er nur seine Pflichten genau kenne, und beobachte. Denn Realität siegt doch über den Schein. Alles muß man durch frappante Beyspiele erläutern, das ist zwar ein Hauptgeschäft des so genannten philosophischen Moralisten, aber ins besondere jedes moralschen Lehrers, der zum Zweck hat, gutes zubefördern, und böses zu unterdrücken. Ueberhaupt ist dem Arzt reine Philosophie der beste Leiter.

§. 152.

Gründe aus der Religion vermögen hin und wieder, wenn sie nicht zu boshaften Widerstand finden, über die Gemüther der Menschen viel. Es thue es der eigentliche Theolog, dessen Schuldigkeit es ist, oder der ärztliche Lehrer, der Achtung für Religion und Tugend hat. Beyde dürfen und sollen reden. Jener kann die schädlichen und vor Gott strafbahren Folgen zeigen, die aus der Ausübung dieses Uebels kommen, nemlich die Lieblosigkeit gegen seinen Nächsten, den Betrug, den ich mit so vielen spiele, ja gar den heimlichen Todschlag, der von den schlechten Charlatanen nothwendig daraus entsteht, und andere Folgen mehr.

§. 153.

§. 153.

Wollen beyde aber mehr ausrichten, so müssen sie die verschiedenen Seiten des Hauptkarakters ihrer Zuhörer kennen, und sich nach diesem ackomodiren. Denn in einem fehlerhaften und verderbten Karackter, müssen wir alles suchen. Man muß dessen schlechte Seiten, das den Menschen Herabwürdigende zeigen. Wie niederträchtig es sey, auf eine unerlaubte Art seinen Beutel zu füllen und seine Güter zu häuffen, die dann doch wieder schwinden, wie sie gewonnen sind. Der vernünftige bescheidene Mann, wird nicht mehr reden und versprechen als er leisten kann, wird von seinen Handlungen nicht mehr machen, als sie werth sind. Sind es große, wichtige und würklich glänzende, dann erheben sie sich selbst, sprechen im Publikum selbst laut, und werfen einen Glanz von sich ohne Zuthun des Urhebers, dessen Bescheidenheit der Rechtschaffene bewundert, achtet und rühmt. Dann fällt auch von selbst der unedle Trieb weg, zu unterdrükken, und sich durch jede Kleinigkeiten, zu erheben, und groß zu machen, alles, wenn es oft auch des andern Eigenthum ist, zu seinem Eigenthum zu verwenden. Sollte sich also die Habsucht, die Ruhmredigkeit und das unersättliche Groswerden, nicht nach und nach vertilgen lassen?

§. 154.

§. 154.

Unerlaubt und beleidigend für seine Mitbürger ist es, alles in sein Intresse zu ziehen. Auch hier lehrt die Moral, wie weit eines jeden Schranken gehen sollen. Denn jeder sollte da in seiner Sphäre fortwandeln, und nicht so ganz um sich greiffen, sondern auch einem andern etwas lassen.

§. 155.

Veste moralische Grundsätze, die jeder Mensch in sich selbst haben und darüber halten solte, wären freylich die vestesten Schutzwehren gegen diese Art Uebel. Dann würde einen nichts irre machen. Die Nachahmung würde blos auf edle Beyspiele gerichtet seyn, die andern würde man verabscheuen.

§. 156.

Da die Quacksalber und Pfuscher, die erste Veranlassung zu solchen Unordnungen geben, so sollte billig die Obrigkeit und Policey darauf sehen, und erstlich diese Art Menschen strafen. Denn diese Leute verstehen sich in das niedere Publikum zu schicken, ihre Denkungsart, Wendung und Sprache, suchen deshalb alle die Vortheile auf, womit sie die geringern blenden können. Haben sie einmal Zulauf, dann kommt auch der Vornehmere und begiebt sich in ihre Kur. Es kann wohl zu weilen gelingen, allein wie vielmal mislingt es auch und wie viele Schlachtopfer bringen sie, ehe sie etwas festere Erfahrung

fahrung erhalten. Daher sollte billig die Obrigkeit gleich im Anfang Einhalt thun, und den um sich glimmenden Funken auslöschen, ehe er zur Flamme würde. Bedienen sich aber obrigkeitliche, und dem Policey Wesen vorgesezte Personen selbst dieser Leute, dann darf man sich nicht wundern, warum sie so viel Freyheit und Nachsicht haben. Wollte man auch sagen; sie thun es oft zu heimlich und verborgen; so wäre erstlich die Schuldigkeit wachsamer zu seyn, dann bald Untersuchungen anzustellen, so bald ihnen etwas davon angezeigt würde, und das geschicht gewiß, wenn man nur wachsam seyn wollte.

§. 157.

Wie soll aber die Obrigkeit, die gelehrten oder docktorirten Charlatans ausrotten können? Hier müßte man wohl auf die ersten oder Hauptquellen zurückgehen, nemlich auf die medizinischen Fakultäten auf Akademien. Man müßte bey harter Straße, und Entziehung des Creationsrechtes darauf sehen, daß sie keine schlechten Subjeckte zu Docktoren machten, die schon vorhandenen, die etwa in dem Verdacht der Charlatanerie wären müßte man genau beobachten, z. B. durch Apothekers die doch wissen wer eigentlich Medicamente hohlt oder hohlen läßt, so auch Chirurgen, die so viel Gelegenheit haben, öffentlich zu seyn, und privatim zu lauren, sie durch glaubwürdige Leute proben lassen, und bey wiedrigen Fall an Ihnen die bestimmte Strafe würklich exequiren. Und

das

das zu bewürken hat ja die Obrigkeit mannichfaltige Mittel in Händen.

§. 158.

Die schlechten Glücks- und Vermögensumstände der Aerzte, könnten und sollten billig verbessert werden. Denn hätte der Arzt ordentlich zu leben, und dürfte sein Brod nicht aus so viel Gegenden und so viel Menschen mühsam zusammen suchen, sondern würde gehörig besoldet, dann hätte er diese unerlaubten Mittel nicht nöthig, und bediente er sich ihrer, so fiel er nothwendig der Obrigkeit in die Hände. Allein da unsere Physikate und alle übrige Aerzte so schlecht oder gar nicht besoldet sind, so ist es kein Wunder, wenn sie sich diesen Weg zu ihrem, und ihrer Familie besten Fortkommen gewehlt haben.

§. 159.

Ein anderer Grund liegt nicht unmittelbar im Arzt, sondern in den Leuten, nehmlich sie glauben, ein rechtlicher Arzt sey zu theuer, hingegen, der oder jener Charlatan besorge sie und gebe ihnen wohlfeile Hülfe. Diese Quelle würde man dadurch verstopfen, wenn die Obrigkeit, wie Aletophilus (*mm*) sagt, auf dem Lande (und in der Stadt) bey ihren Unterthanen die heilsame Verordnung machte, daß monatlich ein jeder Wirth, nach seinem Vermögen, jedoch ohne jemand deswegen etwas für

(*mm*) Gedanken über die verderbte Medizin Leipzig und Görlitz, 1736. S. 94.

für zu schreiben, etwas in eine Kranken-Casse geben müßte, und das nur ein Jahrlang also gehalten würde, so wäre kein Zweifel, es würde in einer nicht allzu volkreichen Gemeine wenigstens etliche Thaler einkommen. Wäre dieses einmal eingeführt so könnte man damit fortfahren, und von Intressen mit der Zeit ohne viel Beschwerden so viel sammlen, daß die Armen und Unvermögenden, als denn von einem rechtlichen Arzt, zu welchen sie ihr Vertrauen hätten, könnten mit Arzeneyen versorgt werden. Oder die Landesherrschaft gäbe jährlich etwas zur Unterstützung der Armen in Krankheit, das ein Arzt aber treulich besorgen müßte, sie würden also zu diesen gewiesen ihre Gesundheit zuhohlen. Wiedrigenfalls sie dagegen handelten, so müßte sie auch die Obrigkeit auf das strengste strafen. Dieses würde theils den Charlatans den Zulauf entziehen nnd sie bessern, theils den rechtlichen guten Arzt immer bey dem guten Grundsatz erhalten, ehrlich und rechtschaffen zu bleiben; würde ihm aber auch reichlicher und gewisser Brod geben.

§. 160.

Damit aber der Arzt auch nicht nach seinem Gutdünken fordern, und würklich oft die Leute übertheuern könnte, so sollte man eine medizinal Taxe, wie in den Apotheken machen. Freylich darf diese nicht nach einen Leisten geformt seyn, sondern es müssen Classen der Aerzte und Classen der Patienten seyn. Aerzte, die andere öffentliche Aemter nnd Geschäfte haben, die viel fürs Pu-

blikum arbeiten, oder schreiben, Aerzte von andern häufigern, einträglichern Geschäften würden nach der ersten Classe zu beurtheilen seyn. Aerzte die als blose ausübende Aerzte vorhanden wären, und ihren ganzen Tag zu diesem Geschäft verwenden können, würden nach der zweyten Classe geschäzt, wie man dergleichen löbliche Einrichtungen von den berühmten Geheimen Rath Hofmann schon hat.

§. 161.

Die Patienten Taxe muß man billig auch wieder in Classen theilen, damit sie wissen, der Arzt fordert nicht zu viel, sondern sie sind es ihm nach der Taxe ohne Abzug schuldig. Mann schätze die in ersten Classen nach dem Vermögen, Stand und der öffentlichen Einnahme ihres öffentlichen Amtes, die von der zweyten Classe auch so verhältnißmäßig und die geringere Classe schätze man auch nach ihren Einnahmen, oder suche die Bezahlung aus der obigen Casse zu erhalten. Ferner muß man nach der Wichtigkeit und der vielfältig gehabten Mühe des Arztes es einrichten. Anders muß aber auch der Chirurg und Ackuschör beurtheilt und geschätzt werden. Weil er nicht blos Rath, Recepte oder Arzeneyen giebt, sondern Instrumente anwenden muß, die ihm viel Geld kosten, und sie zu unterhalten noch immer kosten. Die körperlichen Arbeiten nicht gerechnet.

§. 162.

§. 162.

Obgleich die Aerzte nicht viel Gelegenheit haben, sich so gleich zu zeigen, so würde es eben gut seyn, wenn man jedem seinen Districkt oder Ort anwieß, wo er seine Kunst ausüben und anwenden sollte. Das Zutrauen des Patienten läßt sich nicht erzwingen? Wäre er aber ein würklich geschickter Mann und hätte sich auf Akademien in klinischen Instituten, oder Hospitälern etwas geübt, so würden die Patienten gewiß zu trauen fassen, und der ärmere Theil nach obiger Einrichtung müßte doch zu ihm kommen. Ferner müßte allezeit von einem guten Medizinal Collegium ein öffentlich und gründlich Examen angestellt werden, wobey immer der Charlatan und ächte Arzt erkannt, und jener gewiß gebessert werden könnte. Der bessere verdiente und erhielte Verbesserung seines Physikats oder andere Belohnung.

§. 163.

Nicht allezeit hat eben der junge praktische Arzt Gelegenheit sich wie ein anderer Gelehrter zu zeigen; sondern hängt blos von einem Zufall ab, daß er einen wichtigen Patienten erhält, den er glücklich heilt. Um sie ihn aber zu geben, so sollte man ihm in einem gewissen Districkt unter Aufsicht eines ältern Arztes in practischen Instituten, in Hospitälern anstellen, um Kuren zu unternehmen und sie ganz allein zu besorgen, es sey nun in der innern Heilkunde, oder als Ackuschör, oder als Chirurg. Von seinen

Kranken müßte er ein genaues Tagebuch halten von glaubwürdigen Zeugen, was geschehen wäre, attestirt es dem medizinischen Collegium halbjährig einschicken und von diesem seine Censur erhalten. Fiele sie schlecht aus, müßten ihm die nöthigen Zurechtweisungen, Strafen ꝛc. gegeben werden: Fielen sie gut aus, dann würden ihm auch die bestimmten manchfaltigen Belohnungen und öffentlichen Bekanntmachungen verstattet und er dadurch aufgemuntert. Hierdurch würde also der ächte, der geschickte Arzt bekannt, berühmt, und der Charlatan dargestellt werden.

§. 164.

Nun müßte aber auch Partheylichkeit bey Seite und der erprobte, ächte Arzt mit vorzüglicher Achtung, Ehre und andern neuen Distinktionen belohnet werden. Nun müßte man aufhören den Charlatan zu nennen, wenn man sich einen Arzt denkt. Nun müßte man sie und Quacksalber und Pfuscher nicht mehr in eine Reihe stellen. Nicht sie als Empyriker, sondern als Rationelle Aerzte betrachten, mit einem Wort, von einem Arzt mit Hochachtung denken und sprechen.

§. 165.

Wären die Aerzte hübsch einträchtig und einig und verriethen nicht gleich durch Hitze ihre getheilten Meinungen, wenigstens vorm Publikum, so würde doch der Grund zu vielen Charlatanerien wegfallen, auch so gar die nie-

drige

drige Meinung daß unsere Kunst auf lauter Vermuthung beruhe. Hier müßte freylich das medizinische Collegium das Beste thun. Es müßte die Sachen genau untersuchen, sie gütlich, oder ernstlich und durch Zwangsmittel bey zu legen suchen. Entstände sie aus Brodneid, desto härtere Mittel müßten angewendet werden.

§. 166.

Doch halte ich dafür, wäre noch ein schicklich Mittel die Charlatanerie auszurotten, wenn Aerzte auf einander selbst aufmerksam wären, vorzüglich die Physici an einem Ort auf andere. Nemlich merkte ein Arzt von dem andern etwa, daß er Charlatanerie triebe, so sollte er schon von Obrigkeitswegen dazu verpflichtet seyn es anzuzeigen. Den Physicis sollte es aber gleich als Pflicht auferlegt seyn, über andere zu wachen, dann gehörige und gegründete Nachricht einziehen und dann sie warnen zu lassen, wo nicht es der Obrigkeit zu melden. Daher sagt Augustin (*nn*) mit recht: derjenige ist nicht als ein Boshafter und schlechtdenkender Mensch anzusehen, der die Verbrechen eines andern anzeigt, wenn er weiß, daß er ihn dadurch bessern kann, unterläßt ers, dann läßt er seinen Bruder stillschweigend verderben. Hier wird vorausgesetzt, daß kein Brodneid obwaltet. Denn sonst könnte auch mancher rechtschaffene Mann in den Ruf ei-

(*nn*) Cap. VII. v. 18. Non est melevolus, qui crimen alterius indicat, quia indicando corrigere potest, et tacendo frater perire permittitur.

nes Charlatans kommen, und dadurch höchst unglücklich werden, besonders wenn der wachende Arzt das Ohr der Obrigkeit oder des Vorsitzers des medizinischen Collegiums oder des Landesfürsten selbst hätte. Daher ist es ohn umgänglich nöthig, daß er nicht allein sichere Nachricht haben muß, sondern daß sie auch durch glaubwürdige Zeugen muß bewiesen werden können. Wissen die Aerzte, daß es Pflicht unter ihnen ist, dann bin ich gut vor, wird sich mancher hüten weder den Charlatan zu erhalten, wenn er nicht höchst nöthig ist, noch auch in die Hände der Obrigkeit zu fallen.

§. 167.

Auch müßten die Chirurgen unter einer gewissen Subordination der Aerzte unmittelbar stehen. Denn innerliche Mittel dürfen sie durchaus nicht austheilen, auch nicht das geringste, weil wenn ihnen etwas erlaubt ist, sie dann zu weit um sich greiffen, und durch ihre Charlatanerien und andere Windschneiderey die Leute betrügen. Der Arzt hat zwar seine Mittel in Händen, ihnen ihr Brod zu vermindern, wenn er sich des einen oder des andern Hülfe nicht mehr bedient nnd einen andern wählt. Allein das ist oft zu unvermögend diese Art Menschen zu bessern. Daher sollten ihm würksame Mittel in die Hände gegeben seyn, wenn er dergleichen an ihnen bemerkte, sie zu caßiren, oder daß die Obrigkeit schon angewießen wäre, so bald Beschwerden kämen, gleich Rechtens zu verfahren. —

§. 168.

§. 168.

Daher auch Paracelsus (oo) noch ein sehr nachdrücklich Mittel angiebt, das sehr gut ist, ob er es gleich nicht allezeit mag an sich selbst angewendet haben: darum so lerne und lies das nachfolgende Recept, damit du wolfest handeln als getreulich gegen deinen Nächsten: Gedenke, daß Hoffart, Pracht, Pomb, Geschwätz nichts heilen mag, allein die Kunst, und daß allein die Kunst in dir Gott wohlgefällt. Darum verlasse, was wider die Kunst ist, so magst du ein rechter Arzt seyn. Eben so ernstlich schreibt Joh. Lange. (pp) Wenn ihr dem Staat wollt wohl und von kranken Bürgern befreyt erhalten. Dann mein guter Theophilus bestraffe in der Predigt durch Gottes-Wort, und ernstlichen Drohungen den schändlichen Aberglauben, der aus dem Vorwand der Ausübung der Arzeneywissenschaft entstanden ist. Wirst du das nicht thun, dann wird Gott der gerechte Rächer, die Seelen der Bürger von dir fordern. Du aber mein ernsthafter Ulpian ziehe das Schwerdt der Gesetze, das dir Gott in die Hand gegeben gegen die Charlatans, schlechten und betrügerischen Aerzte und gegen die Vorsteher des Volks, welche als Eid- und Gewissenlose, für einem niederträchtigen Geldgewinn dergleichen schlechte Leute zum Verderben der Mitbürger unterhalten und beschützen, besonders sehe auch darauf, daß die Werk-

(oo) Am angeführten Ort. Fol. 40.
(pp) Epistol. medicinal. lib. III. epist. VI. am Ende.

städte der guten Künste mit guten und geschickten Lehrern der Jugend versehen werden. und daß rechtschaffene gelehrte und erfahrne Aerzte, zu denen arme verlassene Kranke als zu einem sichern Zufluchtsort fliehen können, anständig belohnt und besoldet werden. Folge darinne Tiberius dem Kaiser, welcher die Juden und jüdischen Religions-Verwanden aus Rom forttrieb, und in unfruchtbare Länder und rauhe Himmelsgegenden verwieß. Diese und andere, welche aus Gewinn, und mit Arzeneyen die Bürger umbringen, entferne aus deinem Gebiet. Uebrigens ist es guter Lange deine Pflicht, die Fehler der Aerzte und ihre Charlatanerien dem Theophilus und Ulpian anzuzeigen, damit das, was das Volk vermeiden soll, und was Strafe verdient, bestraft und die Gesetze gehalten und streng beobachtet werden.

§. 169.

Die Ordnung führt mich zur geringsten und gröbsten Klasse der Charlatanen, nemlich zu den Marktschreyern, Empyrikern, Quacksalbern, Pfuschern und Afterärzten. Ihre Anzahl ist Legion, und ihre Betrügereyen sind so gros, daß man man kaum fähig ist, sie nach der Natur zuschildern. Sie täuschen das Volk ameisten, allein auch dieses läßt sich am liebsten von Ihnen täuschen.

§. 170.

§. 170.

Untersucht man ihren Ursprung; so haben sie selten einige gründliche Kenntnisse von der Arzeneywissenschaft und den dahin gehörigen Lehren; sondern sind oft Leute vom geringsten Stande, ohne alle Erziehung, die kaum lesen und schreiben können, oder von andern Ständen, die etwa ein alt Receptbuch erhascht haben, und davon nach ihren eingeschränkten Einsichten Gebrauch machen.

§. 171.

Die niedrigste Gattung von ihnen sind die Marktschreyer. Oft haben sie würklich den Docktortittel, oft geben sie es auch nur vor, zeigen falsche Diplomata, wodurch sie sich zu legitimiren suchen. Oft aber sind es aus den Werkstädten verschiedene Künstler, Bediente entlaufene Handreicher bey würklichen Aerzten oder Chemisten. Sie haben sich einige Mittelchen gesammlet, ziehen damit im Lande herum und betrügen die Leute. Sie erscheinen aber dabey im prächtigen mit Gold und Silber besezten Kleidern, einem großen Gefolge von Leuten, die sie brauchen, um ihre Gaukeleyen und Charlatanerien, besser auszuführen. Diese sind nun entweder um Lohn gedingt, um den einfältigen Leuten ihres Meisters Arzeneyen anzupreißen, und zu rühmen, oder einige geben sich sogar für noch Kranke mit Staar, Brüchen, und andern innern und äußern Schäden behaftete aus, bitten diese Marktschreyer um ihre Hülfe, und nach kurzem

erscheinen ste mit ihren Betrügern auf einem schön ausgeschmückten Theater als Genesene und machen ein solch Loben und Rühmen, danken wohl mit ihrem betrügerischen Munde der Gottheit gar dafür. Dieses Lob weiß der Directot dieser Schaubühne noch durch seine Erläuterung, die er aus den um sich stehenden Gläsern mit Würmern, Eydexen, Schlangen und Scorpionen, Gewüchsen, aus dem Leib der Menschen geschnittenen Steinen und Knochen, künstlich nimmt, ausserordentlich zu erheben. Wäre auch ein aufmerksamer Zuschauer dabey, so suchen sie die Aufmerksamkeit durch eine Harliquinade geschickt zu unterbrechen, die sie selbst machen, oder durch einen dazu gedingten Menschen machen lassen.

§. 172.

Diese herumziehenden Betrüger machen es aber auch gröber. Denn sie nehmen Leute in die Kur, bitten sich aber im voraus die Hälfte vom Arztlohn oder der Arzeney, oder legen sich bey einem wichtigen aber einfältigen Patienten vier, fünf Wochen hin, und lassen sich bestens bewirthen, dann wenn es nicht besser werden will, und wie kann es bey einem solchen Ignoranten? wissen sie die Schuld auf tausenderley Gelegenheits Ursachen, als Ungeduld des Patienten, Diätfehler und dergleichen zuschieben, verordnen aufs neue etwas, und geben vor, zu einen andern Patienten zureisen, und dann sind sie empfohlen, oder andere gehen fort ohne weiter vor nöthig zu finden, Adieu zu sagen.

§. 173.

§. 173.

Geben sie nun ja dem armen blinden Volk etwas, so sind es entweder höchst drastische Dinge, wo durch eine noch mäsige Gesundheit entweder zerrüttet oder ganz zerstört wird. Sind sie doch noch etwas gewissenhafter, so geben sie etwa ein gefärbtes Pülverchen von sigillar oder bolar Erde, Kreide u. d. gl. oder ein bisgen gefärbten Brandewein, oder ein gebrand Wasser, wodurch sie versprechen, alle nur vorfallende Krankheiten zu heilen.

§. 174.

Damit sie ihre Waare los werden, machen sie den Leuten tolles Zeug weiß. Eckardt (*qq*) erzehlt zum Beyspiel von einem solchen Betrüger, daß er einer Frau zu überreden gesucht: Es hätte sich bey ihr ein Berg auf die Mutter gesezt, dessen Spitze reichte bis an den Magen, diese verursache, daß wenn sie esse, daß ein Theil Speisse in der einen Höhle liegend bliebe, und ihr hernach so sehr Magendrücken verursache, würde auch wohl daran sterben müssen. Ja sie machen an sich selbst mancherley, damit sie als groß erscheinen, und den Leuten etwas vormachen. Sie stechen Nadeln ein, verschlucken brennende Materie und Gift, wo sie sich aber schon durch mancherley gesichert haben, daß es ihnen nicht schaden kann.

§. 175.

(*qq*) Des getreuen Eckardts medizinischen Maulaffen. S. 184.

§. 175.

Schande ist es für die Menschheit, solchen Auswurf von Menschen unter sich zu dulden. Kaum sollte man glauben, daß die Obrigkeit eines Landes oder Orts, noch so lieblos gegen ihren Nächsten seyn könnte, ihn Betrügereyen der niederträchtigen Gewinnsucht, und ihrer schrecklichen Unwissenheit aufzuopfern. Allein um etliche Thaler Einnahme, und des niederträchtigen Intresse willen, dürfen sie ihre Schandbuden aufschlagen, wo sie wollen, dürfen im Lande herumziehen wie sie wollen.

§. 176.

Eine andere Art der groben Charlatans, sind die Quacksalber, die zwar nicht mit Buden auf dem Märkten herumziehen, aber zu Hauß ihr Wesen desto stärker treiben, sie entstehen aus allen Gattungen von Menschen, wie Sachse von Löwenheim (*rr*) ein ganz Register anführt, da er sagt: Izt ist es nicht allein dahin gekommen, daß sich in das Heiligthum der Arzeney Wissenschaft allerhand Menschen mit ungewaschenen Händen wagen, ja sogar einschleichen als: Oelkrämer, groß mantelichte Taschenspieler, betrügerische Zahnbrecher, Eisenschlucker, Läusesalber, Schattenspieler, Schwarzkünstler, Beutelschneider, windige Urinbeseher, Steinschneider, windblasende Geistliche, Becker, Oesenkehrer, Leinweber, Müller, Bauern. Schuster, Hirten, Scharfrichter,

(*rr*) In schol. observat. XXVI. a. *II*. Misc. Natur. Cur. S. 48

ter, Schäfer, alte Soldaten und andere Windbeutel, und Vielsprecher, welche am meisten der Urinhandel unterstützt, wobey sie aber freylich nicht selten Versuche zum Tode der Menschen machen.

§. 177.

Unter diesen Quacksalbern sind eigentlich zwey Gattungen begriffen, die eine sind die Urin Beseher, diese prophezeyen aus dem Urin, was die Krankheits Ursache sey, mit was für Zufällen sie begleitet sey, wenn sie entstanden, ob der Urin von Manns = oder Weibsperso= nen sey. Sie erzehlen vor ein geringes Geld den Leuten mit einer dreisten Stirn und unverschämter Zuversicht, daß sie gläuben, sie sagen lauter Wahrheit, und seyn unirrbar: daher auch Plinius sagt: es sey bey einer Lügen die Gefahr nicht eben so groß und nachtheilig. Doch sind diese Leute der Kranken Verderben, der Arzeneywissenschaft Niederlage, und der Schwelgerey Beschützer. Lange (ff) nennt deshalb diese Kunst, die abscheulichste Verführerin und gefährlichste Betrügerin des Volks.

§. 178.

Sie verdient nicht nur höchst lächerlich gemacht sondern auch ernstlich bestraft zu werden. In Aachen hatte ein Jude ein Bild eines Harlequins aufgestellt, der in der Hand ein Uringlaß hatte, und sehr lächer=

(ff) lib. II. epist. XXIII.

lächerlich und spottend dazu aussah. Auf befragen was es bedeute, sagte der Jude: Es ist das Bild der Afterärzte, die aus dem Urin den ganzen Krankheitszustand darstellen, und den Leuten glaubend machen wollen, sie können aus dem Glaße alles sehen, folglich auch heilen. (*tt*) Oft aber sind sie so fühlos, daß weder lachen, noch weinen hilft.

§. 179.

Obgleich verschiedene sich bemühet haben, das Harnbesehen zu vertheidigen, und als eine so gar den rechtlichen Arzt zu gehörige und nothwendige Kunst anzusehen; so darf doch keine Charlatanerie da mit getrieben werden, wie wir oben gezeigt haben. (§. 116.) Noch vielwenger sollen und können Leute daraus etwas urtheilen, die nicht einmal die Bestandtheile dieses Auswurfs der Natur kennen, geschweige wie er entstehe, woraus er ausgesondert werde, und wie er verschiedene im Blute liegende Theilgen mit sich fortnehmen könne. Also ist ihr Besehen und Urtheilen daraus blos ein Errathen, trifts, so trifts. — Daher auch **Lange** (*uu*) sich etwas hart ausdrückt. Es mur-

(*tt*) P. Foreſt. de incerto urinarum iudicio. lib. II. cap. VI. Günther Riemschneider, gründlich und wohlmeinende Bedenken, was von dem Urinsehen, und der herumstreigenden Marktschreyer Arzeney zuhalten. S. 131.

(*uu*) Am angeführten Ort, lib. I. epistol. LXXIII.

murren und brummen jene boshafte medizinische Betrüger, daß ich ihr unbesonnenes und wahnsinniges Urtheil über Krankheiten aus dem Urin ganz verwerfe, deren Schmähungen ich nichts, und wie kalt Wasser verschüttet achte. Denn da sie nicht nützen, so sehe ich auch nicht, wie sie mir schaden können: eben so wenig sehe ich ein, da sie den Stand der Krankheit nicht verstehen, daß sie sollten wissen können, was der Arzt nüzliches anwenden soll. Daher thaten die alten ganz recht daran, daß sie die Krankheiten, nicht aus dem Urin, sondern aus sichern und beständig festen Kennzeichen mit der genauesten Beobachtung erkennen, und beurtheilen wollten. Eben das Nachtheilige davon findet man beym Joh. Wolf, ernstlich dargethan. Denn die Arzeneywissenschaft solle man mit dem größten Fleiß treiben, nicht aber um des Gewinnstes willen, sondern aus Liebe für den Nächsten. Entfernt sey von euch Aerzten, sagt er (xx) für jeden Gang Bezahlung zu nehmen, besonders für das Urinbesehen, dafür euch billig nichts werden sollte. Ihr sollt den Befehl Christi besser erfüllen, liebe den Nächsten, wie dich selbst. Es ist höchstens zu beklagen, daß diese edle, erhabene, und große Kunst, von so viel leichtsinnigen, schlechten, verdorbenen, ja rohen und nichtswürdigen Menschen zur Schande der Menschheit, durch solche Absurditäten verunreiniget wird.

§. 180.

Eben dadurch, daß sie aus dem Urin prophezeyen, erhalten sie Zulauf. Denn was den Menschen wunder-

bar

(xx) Lection. memorabil. Ton. II. p. 484.

bar und übernatürlich vorkömmt, kann sie am ersten reizen, aber auch täuschen. Deshalb ist oft ein Schmidt und Pferde Arzt im Stande, eine Menge Menschen von allerley Stand, nach seinem Belieben im Dunkeln herum zu führen. Wie Eckardt ein sehr auffallend Beyspiel anführt (*yy*) wo der Wirth sagt: Es darf nicht einmal der Patient zu unserm Doktor kommen, sondern ihm nur den Urin oder sein Hemd senden, so sagt er, was die Krankheit sey, ob der Kranke genesen, oder ob er sterben müsse. Nicht allein das thut er, sondern er kann auch aus dem Urin erkennen, was dem Menschen künftiger Zeit begegnen soll. Denn neulich war vom nächsten Dorf eine Frau mit Urin zu ihm gekommen, da sagte er unter andern Beschwernissen, es müßte sie auch ein Hund gebissen haben. Nein sagte sie, das ist nicht geschehen. Nun dann sagte der Docktor, so sehet euch für, daß euch nicht so bald ihr von mir gehet, einer beissen möge. Sie war kaum aus dem Hauß getreten, so schleicht sich ein Hund hinter ihr her, und beißt ihr zwey Löcher in den Fuß. — Mehrere dergleichen erbauliche Beyspiele ließen sich anführen, wenn ich nicht fühlte, daß ich schon genug von der Thorheit der Harnseher, und von dem Aberglauben der einen solchen Arzt suchenden Menschen, gesagt hätte.

§. 181.

Die zweyte Gattung von Quacksalbern sind die bloßen Receptkrämer die entweder Recepte hin und wieder gesammlet haben, oder nur über ein Receptbuch gerathen sind,

(*yy*) Am angeführten Ort. S. 216.

sind, nach dem sie kuriren. Hierbey würkt bey ihnen die Urtheilskraft wenig, denn sie kennen weder die wichtigen Kennzeichen der Krankheit, noch ihre Ursach. Giebt sie ihnen der Patient oder der Bothe richtig an, so suchen sie dafür das richtige Recept, irrt aber der, je nun so irren sie mit, und dann heilen sie oft auf gut Glück oder machen es, wie ein anderer Charlatan, der einen Kasten voll Recepte hatte, so bald ihn der Patient um Rath und Hülfe fragte, das erste beste Recept, das er erhielt war für die Krankheit das rechte und beste. Oder er hat eine Salben Büchse, aus der er alle Krankheiten und Schaden heilt, wie des Eckardts Schmidt. (*xx*)

§. 182.

Doch wissen sie das alles gut zu machen, und die Leute sehr zu blenden. Selten wird ein solcher Quacksalber aus seinem Hauß gehen, und wenn man ihm einen Wagen mit sechs Pferden bespannt schickte. Denn auswärts können sie ihre Gaukeleyen nicht so machen, wie zu Hauß, und dann möchten sie verrathen werden. Einige machen Karackters in Zirkelzügen, Kreuze, Beschwörungen, Versprechungen, oder lassen unter viel Murmeln das Stück überschickte Hemd auf den Tisch tanzen, (*yy*) und tanzt es dreymal, so bedeutet es das Leben, geben mit Karacktern und unbekannten Buch-

(*xx*) Am angeführten Ort.
(*yy*) Eckardt am angeführten Ort. S. 220.

Buchstaben und Zeichen beschriebene Zeddel, die entweder über sich weggeworfen, verbohrt in einen Baum, oder verschluckt werden, und andere dergleichen Hokus Pokus bedienen sie sich mehr.

§. 183.

Oft schreiben sie lange Zeddel, worinnen sie theils die Krankheiten sehr lächerlich erklären, theils eine solche widersprechende Lebensart vorschreiben, daß man sich schon vor dem geschriebenen eckeln möchte. Das aber geschicht in einer so kurzen Zeit, daß es nicht anders seyn kann, als daß sie immer eine Menge solcher Zeddel vorräthig haben, die sie dann nach einigen Auffenhalt dem Patientenbothen geben, als ob es schiene, daß sie ihn erst geschrieben haben. Sie sind auch meist sehr einförmig, wie die Mittel. Oft aber doch im stärksten Drang wagen sie Recepte zu geben, die freylich entsetzlich und so gerade brecht sind, daß man sie kaum errathen kann. z. B. den dritten Tag nach Gebrauch der Kräuter soll man purgieren. Nimb Hart. pecr cagaric eine Unze, (statt Elect. Hierae picrae c. agrico.) Traland acht Pfefferkörner schwer, (statt trochisc. alhand.) Elexorpie. vier Tropfen, (statt Elex. propriet.) mache Pillen daraus ꝛc. dann eine Lattwerge zur Stärkung, aus Baldrianke, Sieghaarkränze, von jedem eine Hand voll. Tutrepart, (statt Tutia) und Antomin. daphrit (statt antimon diapho-
ret. ꝛc. Müßte doch der Quacksalber diese Herzstärkung al-

allezeit selbst verschlucken, damit durch Ausleerung des Schweißes und anderer Unreinigkeiten, sein Gehirn doch etwas aufgeräumter würde.

§. 184.

Würde wohl so absurdes Zeug paßiren können, wenn Apothcker selbst aufmerksam wären, und es dem Physikus anzeigten? Allein sie sehen durch die Finger, dieser will aus Furcht vielleicht nicht beisen, oder weil es ihm zu beschwerlich ist, auf dergleichen Sachen zu sehen, die ihn von zu vielen Gesellschaften abhielten. Jener hat seinen Vortheil durch Abgang der Waare, und schweigt. Glücklich wäre das Land, wo es dem Apotheker Gewissens-Sache und höchste Pflicht wäre, nie dergleichen Recepte eher machen zu dürfen, bis es der Physikus, oder ein rechtlicher ordentlicher Arzt gesehen, und unterschrieben hätte, wie man davon eine alte löbliche Verordnung in Dännemark hat.

§. 185.

An diese gränzen die blosen dummen Empyriker, daß heißt solche Charlatans die mit gewißen Receptgen, die sie auf irgend eine Art von Eltern oder wem ererbt haben, sehr viele Krankheiten heilen, und ohne allen Grund und Vernunft sich blindlings auf ihre Erfahrung gründen. Die Empyriker aus dem gelehrten Stand, haben wir oben betrachtet. (§. 103, 104.)

§. 186.

Diese Art Charlatans geben Mittel, und wissen oft nicht warum, genug weil sie ihnen vielmal Hülfe geleistet haben. Die Erfahrung ist freylich die sichere Leiterin in der Arzeneywissenschaft. Durch sie sind nicht allein fast alle Mittel bekannt und nutzbar worden, sondern diejenige, welche etwa die Theorie angegeben, sind auch dadurchbewährt worden. Allein Mittel austheilen, die blos nach der Ueberschrift gegeben werden, ohnealle angestellte Untersuchung, ob es würklich die überschriebene Krankheit sey, ob sie auch aus der richtigen Ursache entsprungen sey, und ob es eben zur rechten Zeit gegeben werde, ist freylich unendlich viel gewagt, und muß mehr Menschen mörderisch umbringen, als retten, oder glauben sie nun von ihrem Mitteln, daß sie würklich würksam sind, wie viel Schlachtopfer haben sie erstlich geliefert, ehe sie sie zu diesem Werth und Kredit haben erheben können? Daher fast unter allen Charlatanen keine dreister morden, als diese, weil sie sich immer auf ihre unzählig gehabten Erfahrungen beruffen, und sie deshalb glauben, es könne Ihnen nicht fehlen.

§. 187.

Den Beschluß von den Charlatans macht die ausgebreiteste und weit um sich greiffende Klasse aus, nemlich die Pfuscher und Afterärzte, die wie große Heere, verderblicher Insecten, sagt Herr Hofrath Gru-

ner

ner (zz) allenthalben greuliche Verwüstungen anrichten und so zahlreich sind, daß sie alle verdorbene Wundärzte, Bader, Mönche, abgedankte Feldscheerer und Soldaten, elende Schafhirten und Roßärzte, Urinbeseher, und Laboranten unter sich begreift. Ja ich möchte sagen, kein Stand kein Geschlecht in der Welt ist, vom Höchsten bis zum Niedrigsten, der nicht in die Arzeneywissenschaft pfuschte, geistliche und weltliche, hohe und niedere, mit einem Wort alle Menschenkinder, Beschnittene und Unbeschnittene, die Welt erliegt unter der Last gutherziger Mörder des Lebens, man greift bey Erblickung der Gefahr, wie die so im Wasser ertrinken sollen, mit schwacher Hand nach einem zerbrechlichen Aste, und verliert zugleich mit demselben das Glück der Gesundheit auf ewig. Der vornehme und geringe Pöbel eilt mit dem innigsten Zutrauen zu diesen Betrügern, um sich für baares Geld dem Verlust der Gesundheit und den Tod selbst zu erkaufen, und vom Vorurtheil, Dummheit, Aberglauben und Bosheit verblendet, nimmt er mit Vergnügen eine Arzeney aus ihren Händen, ohne das geringste Zeichen einer Furcht oder Mistrauen zu errathen. Man übergiebt den köstlichen Schatz, der menschlichen Gesundheit unwissenden Leuten, die ohne Talente gebohren, ohne Unterweisung aufgewachsen, oft nicht einmal lesen können, die von allem was zur Arzeneywissenschaft gehört, eben so wenig wissen, als von den Sitten der wilden Asia-

(zz) Gedanken von der Arzeneywissenschaft, und dem Aerzten, Breslau, 1772. S. 480.

tischen Völker, die nur beym Saufen und Schmaussen Nächte durchgewacht, die oft nur deswegen dieses schreckliche Handwerk treiben, um Geld zum Saufen und Schmaußen zubekommen, und die meiste Zeit bey dessen Ausübung besoffen sind, und welche endlich Aerzte geworden, weil sie unfähig waren, etwas anders zu seyn. Eine solche Aufführung wird jeder vernünftige Mensch für den höchsten Grad von Unsinn halten. (a)

§. 188.

Da in keiner Wissenschaft und Kunst, ja ich möchte sagen, in keinem Handwerk die Pfuscherey so stark, und für die menschliche Natur so nachtheilig getrieben wird, als in der Arzeneywissenschaft, so sollte man doch darauf bedacht seyn, dergleichen Ungeheuer, und fressende Wölfe auszurotten. Denn man spielt hier doch nicht mit Puppen, sondern mit Menschen, deren Zweck jedes nach seiner Art weit umfassend ist. Das Volk selbst ist mit Blindheit geschlagen, und ohnerachtet es wenig und oft gar keinen Glauben an die Geschicklichkeit des Pfuschers hat, wendet es sich dennoch an ihn, entweder weil er gesonnen ist, die Gesundheit um einen mäßigen Gewinnst zu erkauffen, oder weil der Kranke, gleich einem fallenden Menschen, sich an jedem Zweig anhält, und von diesen Unwissenden eine Hülfe vermuthet, die ihm die geschicktesten Aerzte schon haben versagen müssen. Die Liebe zum Leben, und die Liebe zum Gelde, gebiert unter beyden,

(a) Tissot. Von den Marktschreyern und Dorfärzten edirt von Baldinger Langens. 1769. 8. 17.

beyden, eine fürtrefliche Uebereinstimmung. Daher kann ein Pfuscher, der kaum gesunden Menschenverstand hat, ungestraft würgen wie er will, um nur seinen Unterhalt zu finden. Er gewinnt aber bey diesem Wucher, den er mit dem Leben der Menschen treibt immer viel. Denn er thut es ungestöhrt. Der ehrliche Arzt, sagt Herr Hofrath Gruner, (*b*) übergiebt einmal nach dem andern Verzeichnisse an die Obrigkeit, worinn die Mörder so schön wie Räuberbanden und Betrüger nach dem Leben geschildert werden, und ohne auf ihre Pflichten, die sie der Menschlichkeit, und dem Besten ihrer Mitbürger zollen, liebreich zu achten, weiset man sie mit Verachtung und Stillschweigen zurück, um diese Würgengel der Nationen zu erhalten, und bey ihren erkauften Freyheiten zu schützen. Wollte man auch andere Mittel versuchen, deren einige ich oben (§. 166.) von den besten Charlatans angegeben habe, so lassen sie sich in der Bosheit und Schlechtheit, in der sie alt geworden, durchaus nicht bessern. Denn wollte man ihnen Ehre rauben, so ist dieser Verlust ihnen ein lächerliches Phantom, und es ist ohnmöglich, und ganz ohne Nutzen, ihm ein Gut zu entreissen, das er nicht kennt, achtet und zu schätzen weiß. Geldstrafen spornen und flammen sie nur zur Rachgier mehr an, und vermehren nur aufs neue die Gelegenheit und die Begierde sich von dem Fett ihrer Mitbürger wiederum zu sättigen. Nun bliebe nichts mehr übrig, als jede Art von Strafen zu verdoppeln. Denn der hohe

(*b*) Am angeführten Ort. S. 490.

Grad des Verbrechens erhöhet auch nothwendig die Strafe, und ruft jeden Patriot, jede Obrigkeit auf, das Land zu retten, und von Mördern zu reinigen. Sollte nicht, fragt Tissot höchst patriotisch, der Regent, der Vormund des Unterthans, sein Beschützer, sein Vater ihn dieser Gefahr entreisen? Sollten nicht die Obrigkeiten jedes Landes, mit aller Strenge solchen Betrügern den Eingang verbieten, die ohne dem geringsten Nutzen zu stiften, das Land in aller Absicht arm machen? Kann man sich noch einen Augenblick bedenken, zu ihrer Verweisung und gänzlichen Ausrottung die gehörigen Anstalten vorzukehren, da man so dringende Bewegungsgründe dazu hat, und dann auf der andern Seite, nicht die mindeste Ursach vorhanden ist, sie ein zu lassen? Wäre beydes nicht zu verhüten, oder zu erreichen, dann gebe man ihnen eine hinlängliche Versorgung in Zucht- und Arbeitshäussern, oder beym Festungsbau! — doch nach ihren verschiedenen Klassen oder Stämmen, aus denen sie, wie ein verderblicher Ranke hervorgewachsen sind, sind ihnen auch die verhältnißmäßigen Strafen zuzutheilen.

§. 189.

Aus wie vielerley Ständen setzen sich entweder Menschen ganz heraus, und versetzen sich in einen andern, ihn noch unbekannten und nicht gewohnten, oder treiben einen andern Stand noch neben her? Treibt jemand also

ein

ein Geschäft in jedem Stand, wozu er nicht beruffen, und worinne er nicht bekannt ist, außer den seinigen, und dazu mit einer gewissen Unvollkommenheit, so heißt er mit Recht ein Pfuscher. —

§. 190.

Leider ist dieses fast nirgends häufiger anzutreffen, als in der Arzeneywissenschaft, wohin sich doch einge vorzüglich wagen, ausser den oben angeführten (§. 176.) die vielleicht glauben mehr Beruff zu haben, als andere. Dahin müssen wir doch ehrenthalber zuerst verschiedene Geistliche rechnen.

§. 191.

Ich gestehe zwar gern, daß man unter verschiedenen Umständen und Verhältnissen den nicht gleich für einen gefährlichen Pfuscher halten müsse, wenn er sich an einem Ort aufhält, der weit von einem Arzt entfernt ist, dergleichen es auch verschiedene Länder und Gegenden giebt, wo der vom Arzt verlassene Kranke, sogleich keine Hülfe erhalten kann, und ihn also sein Mitgefühl und Bruderliebe auffordert, einen medizinischen Rath zu ertheilen, und dem mit dem Tod ringenden einige Hülfe zu leisten. Oder das Vorurtheil des Gemeinen Mannes ist so groß, daß er eher die seinigen sterben und verderben läßt, ehe er zum Docktor geht, weil es ihm viel Geld koste, und doch der Patient nicht gerettet werde. Hier sage ich, würde ich einen solchen, der würklich vernünfti-

gen Rath zu geben weiß, wenn er ehedem einige Kenntnisse vom gesunden und kranken Zustand sich vielleicht auf Akademien eingesammlet hat, nicht gleich für einen Pfuscher deklariren. Denn ich pflege selbst den jungen Theologen dazu eine kleine Anleitung zu geben. Sobald aber diese Verhältnisse nicht da sind, so bald er es aus Gewinnsucht, Wucher oder unerlaubter Ehre thut, dann sey er anadema und heiße der gröste theologische Pfuscher.

§. 192.

Freylich scheinen die Geistlichen die Entschuldigung zu machen, daß sie es aus christlicher Liebe thun. Aber leider wird so viel unter den Deckmantel christlicher Liebe verdeckt, daß diese christliche Pfuscherei nach und nach zu einem Gewerbe wird, wobey sich diese Art Geistlichen wohl befinden, nur die Recepte und Arzeneyen bezahlt nehmen wollen, aber ein ziemlich groß Profitgen daran haben, wie ich bey vielen gesehen habe. Wer sich der Armen aus christlicher Liebe erbarmen und zur Gesundheit verhelfen will, kann sich ihrer zur Gnüge durch christliche Aerzte erbarmen, und sein überflüßiges, oder vor die Armen bestimmtes Geld ganz füglich zu diesem guten Zweck verwenden, wenn er sie zu einem geschickten und guten Arzt schickt.

§. 193.

Man entschuldiget sich ferner, daß mit der ältern Priesterschaft der Jüdischen und andern Nationen, die

Arze=

Arzeney Wissenschaft immer verbunden gewesen, so gar habe Carolus Musitan vom Pabst Clemens den IXten 1668. die Freyheit erhalten, nebst seinen Priesterthum auch die Arzeneywissenschaft zu treiben. (d) Allein nicht alle haben die guten Einsichten, und andere Gelehrsamkeit eines Musitans, ob es gleich heut zu Tag nicht so schwer ist, in die Medizin zu pfuschen, als ehedem. Denn unsere heutigen häufigen Popularscribenten der Arzeneykunde haben viel Gelegenheit dazu gegeben. Sie sind zwar höchst heilsam und nützlich, allein ein Prediger oder Geistlicher, der nach der Vorschrift dieser Bücher ein oder ein paar mal glücklich gewesen ist, glaubt nun, daß er im Stand sey, alle Arten von Krankheiten heilen zu können. Und dann sind sie zu dreist, wagen und verderben unaussprechlich viel. Hätten sie einige anatomische oder physiologische Kenntniß vom menschlichen Körper, dann würden sie doch sicherer etwas thun können. Und deswegen sind sie doch in der Sache ungewiß, zweifelhaft, handeln ganz empyrisch und schaden. Weshalb die Wächter der Policey Anstalten nothwendig drauf zu sehen haben, diese Art Pfuscher mehr zu unterdrükken, als sie zu unterstützen. Würde ich diesen sonst respektablen Stand nicht zu sehr herabwürdigen, und unedlen Seelen, dadurch Gelegenheit geben, ihn noch verächtlicher zu machen, als er schon ist; so könnte ich einige schöne Pröbchen dieser theologschen Aerzte anführen, die ich hin und wieder selbst mit angesehen, und wo möglich noch

habe

(d) Fama der Gelehrten, S. 596.

habe verbessern müssen. Noch viel erbauliches findet man im *Clericus Medicaster*, Frkft. am Mayn, 1748.

§. 194.

Es gelingt ihnen viel eher in die Praxis zu kommen als andern Pfuschern, weil sie ihr geistlicher Beruf schon auffordert, zum Kranken zu gehen, und dann können sie gleich ihren Rath vorschlagen, und ihre heilsamen Mittelchen geben. Auch glaubt das gemeine Volk sichern und bessern Rath zu finden, weil als Geistliche sie die Mittel unter mehrern Seegen geben, und sie eher gesund werden könnten.

§. 195.

Soll man aber die Wahrheit sagen, so ist doch würklich diese Pfuscherey dem geistlichen Stand unanständig, und verunehrt sie, wenn sie sich außer den ihnen angewiesenen Schranken wagen. Denn ihre Bestimmung ist doch eigentlich viel höher, die nicht den Körper, sondern die Seele besorgen soll. Sie sollten eigentlich bedacht seyn Mittel ausfindig zu machen, der Menschen schlechten Karackter zu verbessern, sie ganz zu guten, Gott wohlgefälligen Menschen zu bilden. Sie sollten studieren die Religions Wahrheit auf eine sehr leichte Art beyzubringen, und ein zu flößen, und ihnen lehren, wie sie sie ungeheuchelt und getreu ausüben sollten. O möchten sie sich doch damit einzig und allein beschäftigen und es sich zur Hauptpflicht machen, dann würden sie nicht nö-

thig

thig haben, sich mit Steinen, Muscheln, Vögeln und Arzeneykrämerey abzugeben, und so gefährliche Pfuscher zu werden! —

§. 196.

Wie in vorigen Zeiten ihre Charlatanerie gegangen ist, beweißt der Geistliche, der zur Krankheit des Königs Philipps des IVten in Spannien kam, und ihn durch ein Pflaster, das alle Krankheiten heilen und heben sollte, wie es aber zur Sache kam, meinte er aus den letzten Zügen, in den der König läg, könnte es doch nicht retten. (e) Und so wollen viele den großen Arzt machen und versprechen in wenig Tagen die Krankheit zu heben, um damit sie noch Gelegenheit haben, zur rechten Zeit sich davon zu machen. (f) Daher redet die Geistlichen der Verfasser des Clericus Medikasters ernstlich an. (g) Kennst du alle zur Medizin gehörige Lehren? Wie willst du heilen ohne diese? Bist du also Arzt? Wer bist du? Du sagst ich bin ein Clericus, ein gewenheter Priester (Sacerdos). Nun also, warum machst du ein Chamälion? Warum machst du den Medicaster? Warum übst du eine Kunst, die du nicht verstehest? Bleib doch bey dem, wozu dich dein Nahme Sacerdos nach dem h. Antonius

(e) s. Bravo de Sovremonte Ramurez Consult. II. §. 7.

(f) Quemlibet in triduo promittis pellere morbum,
Forte quod hinc quarto vis properare die.
Eurit Cordus.

(g) s. am angeführten Ort. S. 3.

nius bestimmt. (*h*) Entweiche deinem Schicksal nicht. Studire hübsch wer du bist, was du seyn sollst, und seyn könntest. Bemerke genau, wie viel du in der Arzeney: wissenschaft kennst, und wie viel du nicht kennst und weißt. Lerne ja einsehen, wie viel du in dieser dir fremden Kunst wissen müßtest. Denke an deine große Unwissenheit in dieser Kunst, und rufe ja allezeit aus: Gott du kennst meine Unwissenheit! denn diese macht dich stolz, verwegen, ja zum Thoren, Dazu sezt der Verfasser *mundi qualificati* noch, die Geistlichen sollen das Heil der Seelen suchen, allein sie suchen die Erhaltung des Körpers, eine wohlgespickte Küche, volle Scheuern, mit Wein gefüllte Keller, daher machen sie den Arzt, weil sie gehört haben, Galen bringe uns Geld, wodurch sich alles bewürken lasse.

§. 197.

Noch findet bey dem Catholiken eine Heilung statt, die sich die Geistlichen ganz allein zu geeignet haben, die ehedem bey dem alten Aerzten noch im Gebrauch war, nemlich das Salben oder die Oelung. Was aber damit für Charlatanerie getrieben worden, und was es für Geld Wucher gewesen, weiß jeder Catholik besser, als ich. Nur sey es mir erlaubt die Meinung des *Clericus* Medikasters anzuführen. Die Oelung mag unter gewißen Umständen seinen Nutzen haben, allein was urtheilt ein edeldenkender, und den Wohlstand liebender, ob einem Geist=

(*h*) Dans sacra, sacra docens, sacra dos, sacer iste sacer dos.

Geistlichen, Priester ꝛc. anständig sey, nackende Mädgens zu salben, und Frauenzimmer überhaupt zu frottiren. Wäre die Sache auch übrigens ohne Beleidigung des Wohlstandes, so ist sie doch nichts als Aberglaube und Geldschneiderey. Mit diesem ist noch die Heilung durch Wunder, durch geweyhete Körper, Stücken von Heiligen ꝛc. (i) zu verbinden, die ehedem häufiger als izt war, wo der blinde Pöbel haufen weiß hinströmte, und für Geld durch blinden Glauben betäubt wurde, und sich selbst betäubte, daß er vielleicht gesund worden sey. Doch das Licht der Welt ist kommen, und diese Heilmethode ist ziemlich aus der Mode.

§. 198.

Doch giebt es verschiedene unter ihnen, die im Ernst den großen Arzt machen wollen, und deshalb viel versprechen, und sich gegen Aerzte mit größter Härte und Anzüglichkeit vertheidigen, machen aber den Charlatan im höchsten Grad, wie wir vieles Auffallende von Joh. Gadesten einem Kanonikus oder Mönch, in der gelehrten Geschichte haben. Er wußte die Leichtgläubigkeit, und das Zutrauen seiner Mitbürger recht zunutzen. Denn er suchte das schöne Geschlecht, und besonders unter diesen die reichen und eiteln, durch seine Schönheits Wässerigen und schön ausgedachten Schminken, gar fein an sich zulocken (k). Um in der Medizin gelehrt zu scheinen, so prah-

(i) Clericus medicaster. p. 31.
(k) Siehe seine Rosa anglica.

prahlen sie mit medizinischen Kunstwörtern, geben etymologische Erklärungen davon, die gelehrt scheinen sollen, aber sehr besonders und schlecht passend sind.

§. 199.

Oft wagen sie so gar einige Arzeneyen selbst zuberei-ten und für Panaceen und Universal Mittel auszuthei-len, wodurch aber viele Menschen sehr unglücklich sind und ihr Leben als Opfer dieser Unbesonnenheit haben dar-reichen müssen, wie Jünken (*l*) von einen solchen Pre-diger viele Beyspiele erzehlt, und mir auch selbst bekannt sind.

§. 200.

Auch muß ich hier einer Heilart der Geistlichen er-wähnen, welche durch abergläubische Dinge, Beschwö-rungen und Exorcismen Kranken helfen wollen, davon wir ältere und neuere Beyspiele haben, die aber meisten-theils schlecht abgelauffen sind. (*m*) Doch haben sie ge-glaubt, die Kraft die ein Paulus und Petrus gehabt habe, könne auch noch auf ihnen ruhen. (*n*)

§. 210.

(*l*) Medicus praesenti seculo accommodatus. Sect. V. cap. I. Clericus medicaster. S. 20. und folgende. Brokes in Bethlemitischen Kindermord, S. 39.

(*m*) *Phil. Camerarii* hor. subciss. Tom. III. cap. 51. p. 131.

(*n*) Hieher gehören auch die Gaßnerischen Geschichten s. erstes und zweytes Sendschreiben eines Gottesgelehrten über Gaßners Betragen 1775. 8.

§. 201.

Endlich pfuschen sie auch in die Chirurgie und wenn es darauf ankäme, wohl auch in die Hebammenkunst. Bald wollen sie einige besondere Mittel für Krebs und andere böse Brüste, für Stein, Brand, Franzosen ꝛc. haben. Bald wollen sie alle Augen Krankheiten heilen, durch eine Salbe oder Wässergen, das sie mit viel Geschrey in der Welt ausposaunen und ausruffen lassen, sehen oft schon Krankheiten in Augen, wo kein anderer Verständiger nur eine Spur findet, wodurch sie den Leuten oft glaubend machen wollen, daß sie die Sache genau verstehen, ohnerachtet sie kaum den Bau des gesunden Auges kennen. Und dergleichen Pfuschereyen sind mehrere, die besonders an die Hebammenkunst gränzen, wo doch würkliche Schamtheile müssen gesehen und betastet werden, oder die doch die weibliche Schaamhaftigkeit will verdeckt wissen, die, wenn er würklich alles als Arzt thun will, müssen untersucht werden.

§. 202.

Aber wie unanständig sind dergleichen Dinge vor den Geistlichen, die wenn auch seine Schaamhaftigkeit nicht verlezt wird, doch der Frauenzimmer ihre beleidiget. Er will z. B. ein Mädchen nackend sehen, die Brüste der Knoten oder des Krebs wegen, die Schaamlefzen des Chankers wegen, oder andere verborgene Theile untersuchen, oder er soll eine Frau der Impotens oder der Un-

fruchtbarkeit wegen ausfragen, und ihr alle die schönen Sächlichen vorlegen und handgreiflich erklären, daß ist, sagt der Verfasser des Clericus Medikasters (o) wieder alle gute Sitten, Keuschheit und Wohlstand. Allein diese Art geistliche scheinen ihn nicht zu kennen, noch vielweniger zu üben. Sie sind Gemälde, welche in der Entfernung schön scheinen, in der Nähe aber sieht man die Fehlstriche, und man versagt ihnen den Beyfall (p) daher sagt ihnen S. Evremont (q) laut diese nützliche Regel vor: die wahre Ehrfurcht, und Rechtschaffenheit eines Menschen, besteht einzig und allein darinne, daß er in dem Stand, worein er gesezt worden, seine Pflichten getreu erfülle. Jeder treibe seine ihm bestimmte Beschäftigung, oder lasse sie ganz fahren, wenn er seine Pflicht nicht erfüllen will. Das ist höchst verwerflich, Geistliche bey Weibsleuten allein oder in der Absicht als Arzt zu sehen.

§. 203.

Ueberhaupt sieht man aus alle dem, daß der Geistliche weder die nöthigen Kenntnisse haben kann, die nothwendig zur Heilung einer Krankheit gehören, noch auch sie so appliziren, daß der Wohlstand nicht beleidiget werde. Deshalb auch D. Abel etwas hart von ihnen schreibt. (r)

§. 204.

(o) S. 67.

(p) R. P. *Spanner*, S. I. in Polyanth. Tom. I. tit. foemina.

(q) Recueii de diverles Pieces curienses p. 65.

(r) Lang gewünschter medizinischer Gewissens-Spiegel. S. 40.

§. 204.

Dieser Aussatz der Pest, nemlich die Pfuscherey, schleicht leider heutiges Tages auch unter den Geistlichen sehr ein, die ihres schweren Amtes warten sollten, als von Gott eingesezte Seelenärzte und Wächter, da ihnen ohnedem mehr anbefohlen, als sie ausrichten können. Die die Leute in solcher Unwissenheit stecken lassen, darüber der Himmel erstaunen muß, deren Seelen sie alle auf ihren Seelen haben, und für eine jedwede Rechenschaft geben müssen, und wie Jeremias (f) sagt, verflucht sey, wer das Werk des Herrn läßig treibt. Wem schaudert nicht vor diesen Worten? Sollte man wohl glauben, daß Geistliche, Natur Versuche lieber anstellen, als religiöse Uebungen, lieber die Arzeneykunst ausüben als das Priesteramt?

§. 205.

Nächst diesen sind wohl die Apotheker die grösten Pfuscher. Sie sind zwar dem Staate höchst nothwendig und ganz unentbehrlich, und diese Kunst ist ein wesentlicher Theil der Arzeneywissenschaft. Deshalb der Apotheker immer die rechte Hand des Arztes genannt wird. Denn ein Apotheker, der den Nahmen mit Recht führt, das heißt, nicht blos ein Recept lesen, Pillen und Pulver machen kann, sondern der seine Kunst verstehet, und alle die dazu erforderlichen Eigenschaften besizt, die seinen Stand adeln, und ihn zu der wichtigen Rolle des le-

(f) Kapit. 48. 80

bens und des Todes erheben, ist eines der würdigsten Mitglieder des Staats. Denn ein fürtreflicher rechtschaffener Karackter, Kenner der Natur nnd guter Chemist sind der Innbegriff seines Wesens.

§. 206.

Wagt er sich aber ausser dieser seiner Sphäre in die Arzeneywissenschaft, die er doch nicht kennt nach ihren weitläuftigen Theilen, theilt Mittel zur Heilung der Kranken aus, deren Würkung er nicht einmal genau, sondern nur empyrisch kennt, oder ein oder das andere Mittel von einem Recept, das ein Arzt oft verschrieben hat, aufhascht, auch sich blos auf die Benennung der Krankheiten von den Krankenbothen, oder auf ihre unvollkommenen Beschreibungen verläßt, der ist alsdenn ein Pfuscher.

§. 207.

Zum Unglück, schreibt Herr Hofrath **Gruner**, (*t*) ist das Gehirn der meisten Personen, so zu dieser Lebensart privilegirt sind, nicht selten so leer, wie ihre Büchsen, oder sie sind so große Menschenfreunde, daß sie vor jeden Preiß auch Gesundheitsmittel verkaufen, ohne sie selbst oder etwas mehr als eine große Menge schlechten Wust zu haben, die Waffen des Lebens und des Todes stehen in seiner Hand, ist er entweder ein Unwissender, oder ein Betrüger, so weiß ich mir nichts schrecklichers auf der Welt

(*t*) Am angeführten Ort. S. 518.

Welt vorzustellen, als eben diesen Stand. Daher ich mit Unzers Worten schließe: (u) Die Nachläßigkeit der Betrug, die Uebertheuerung, und die gewissenloßeste Pfuscherey, ist fast in keiner Profeßion allgemeiner, als in der Apothekerkunst, und das Unglück, welches hierdurch in der Republick gestiftet wird, ist so groß und allgemein, daß man leicht keinen gefährlichern und schädlichern Menschen in der Republik aufweisen kann, als einen gewissenlosen Apotheker. —

§. 208.

Hierher gehören auch noch einige Kunstverwandte der Apotheker, nemlich Chirurgen, Baders und Balbierer, die schon Beschäftigung genug hätten, wenn sich jeder in seiner Art bilden und mehr vervollkommeren wollte. Denn obgleich ihre wichtige Kunst blos wie Handwerk getrieben wird, und Lehrjungen, Gesellen und Herrn bey ihnen gefunden werden, so erfordert sie doch eine höchst genaue Kenntniß der Anatomie, einige Theile der Physiologie uud der ihnen zugehörigen Mittel. Auch sollten sie nicht bey dem bleiben, was sie beym Meister und Herrn erlernt haben, und so Handwerksmäßig forttreiben, sondern selten fleißig gute chirurgische Bücher lesen, die ihnen Unterhaltung genug geben, wenn sie keinen Bart zu scheeren, keinen Schröpfkopf zu setzen und keinen Beinbruch etwa zu heilen hätten. Und ein guter brauchbarer Chirurg, welch Glück für ein Land, für eine Stadt! —

(u) Arzt eine Wochenschrift. Th. S.

§. 209.

Hat aber der eine oder der andere etwas mehr, als Handwerksmäßige Kenntnisse eingesammlet und fühlt sich, das wohl eben nicht schwer ist dazu zugelangen, dann ist ihm seine Sphäre zu klein, und wird doktorierter Pfuscher, oder bloßer chirurgischer Pfuscher. Da ihre Zünfte getheilt sind, so pfuschen sie doch unter sich, und wie sollten sie es lassen in andern Fächern. Daher fangen sie gleich an, in die Medizin zu pfuschen. Bilden sich ein, sie verstehen lange mehr, als dieser oder jener große Arzt, und versichern es dem Leuten wohl gar, um dadurch Beyfall zu erhalten, und desto besser pfuschen zu können. Lasen sie ja einige Bücher, und pfuschten nach deren Anleitung so handeln sie doch nur blos empyrisch, weil es ihnen an dem Grundkenntnissen der Arzeneywissenschaft mangelt. Oft trägt es sich zu, daß je grössere Idioten sie sind, desto mehr glauben sie zu wissen, und desto mehr wagen sie und desto mehr unglückliche Schlachtopfer liefern sie. Denn mancher kann keine lateinische Endung selzen, ohneracht sie nicht lieber, als in lateinischen und französischen Kunstwörtern reden, und demohngeachtet wird tapfer darauflos gepfuscht. Erlaubt man ihnen nur ein niederschlagend Pulver, oder eine Laxans, eine blutringende Tisane bey Heilung einer Wunde, oder eines andern Schadens, so machen sie denn schon eine ganze Kur. Sie erschleichen Recepte und Mittel, wo sie etwa als eigentliche Chirurgen bey einem Patienten haben gegenwärtig seyn müssen,

und

und das nächstemahl unternehmen sie die Kur selbst, ohne einen Arzt zu fragen mit dem nehmlichen Mitteln, aber ohne zu wissen, ob sie eben izt, und bey diesem Subjeckt passen, oder nicht. Und wär das nicht, daß eben daraus grösserer Schaden entstünde, ie nun so könnte man ihnen gern etwas erlauben, wenn sie ihrem Nächsten nutzen könnten. Allein aus Gewinnsucht pfuschen sie, und morden, deshalb man ihnen Einhalt thun muß, so viel als möglich, und es scheint, als ob es nöthig sey, sie lieber bey ihren Handwerks-Kenntnissen zu lassen, als ihnen mehr Unterricht zu geben, durch den sie in den thörigten Wahn versetzt werden, daß sie nun eben so viel verstehen, als ein Arzt und daher heilen könnten. Aber wehe dem armen Kranken, schrecklich sind die Masakern, die solche Menschen anrichten, welche sich durch nichts bessern lassen wollen, oft auch nicht durch das strengste Verfahren der Obrigkeit. — Oft geben aber auch Aerzte selbst dazu Veranlassung, die zu kommode und faul sind, ihre Patienten selbst zu sehen, und immer Chirurgen schicken, und durch diese Nachricht einziehen, und durch eben dieselben Mittel verordnen, und sie den Patienten geben lassen. Denn seitdem dieß geschicht, und die Aerzte die Recepte geben, seit dem hat die Pfuscherey im ganzen mehr überhand genommen, und wird auch schwerlich ganz ausgerottet werden können.

§. 210.

An diese wollen wir nur gleich das Weibliche Geschlecht mit anschließen, das so gar gefällig ist, und so gern mit unter pfuscht. Sie haben nun ganz und gar keinen Beruf dazu; aber ihre Pfuschereyen sind unaussprechlich und ungränzbar, daß Aeneas Sylv beym Sabin, (v) sagt. Plato, Beherrscher des höllischen Reichs, vermag nicht zu wagen, was ein erdreisteter Mönch und ein betrügerisches altes Weib wagt. Doch bleibt es nicht bey den alten Matronen, sondern jedes Alter versucht sein Heil, jeder Stand von ihnen pfuscht, so bald sich nur Gelegenheit ereignet.

§. 211.

Die Vornehmern haben mancherley Schriften gelesen, oder haben an ihrer schwächlichen Hütte selbst so viele Erfahrung gemacht, daß sie andern etwas mittheilen können. Daher rathen sie immer sehr weiße, oder geben wohl gar selbst Mittel und heilen wie Empyrische Aerzte heilen müssen. Ueberschreiben meilenweiß ihre Mittelchen, und preißen sie mit viel gelehrter Erfahrung an, es mag nun die Krankheit, Krankheit - Ursache ꝛc. seyn oder nicht. Genug es hat vielen geholfen, drum muß es auch hier helfen, der Arzt, wenn sie doch noch einen rechtlichen haben, wiederspreche oder nicht. — Und thut er das, so wird das vorgeschlagene Weiber = Mittelchen doch heimlich und hinter seinem Rücken gebraucht.

§. 212.

(v) Metamorphos. 10.

§. 212.

Der geringere Theil dieser ehrbahren Pfuscherinnen, sind zwar auf eine andere Art zu ihren Kenntnissen gekommen, verlassen sich aber auch desto unbezweifelter darauf, und kuriren emsig darauf los. Entweder sind es Docktors-Wittben oder Töchter, die noch einige Recepte und andere gute Rathschläge von ihren Männern aufbehalten und erlernt haben. Diese theilen sie mit, und wuchern fleißig unter Vornehmern und Geringern bey beyderley Geschlecht. Andere sind Chirurgus Wittben, die wenigstens noch Vomitive, Purganzen und Pflaster geben und dabey das Andenken ihres seeligen Mannes zur Beglaubigung immer wieder zurück rufen.

§. 213.

Eine niedrige Classe sind die Hebammen, welche vor sich schon glauben ein näher Recht zur Medizin zu haben, und deshalb so viel Pfuschen als kaum auszu sagen ist. Blieben sie blos bey den Räthen, die das Verhalten der Schwangern und Wöchnerinnen betraf, und dazu sie auch in guten Hebammeninstituten Anleitung kriegen, so könnte es ihnen zu gelassen werden. Allein sie behandeln das weibliche und männliche Geschlecht unter allen Verhältnissen, geben für alle Krankheiten Mittel und verderben eine unzählige Menge Menschen. Eine geheime Miene, eine graue Erfahrung scheint sie dazu zu berechtigen. Das Zutrauen der Wöchnerinen, und an-

derer Personen, die sie behandelt haben, scheint ihnen ihren Kredit zu geben. Sie selbst wissen sich durch eine prahlerische Geschwätzigkeit, von ihren großen Kuren und mächtigen Thaten nebst einer bezeigten Verachtung und Geringschätzung der Aerzte, mehr zu heben. Und wenn sie noch so dumm und ungeschickt verfahren, so glückt es ihnen doch. Denn kaum haben sie gemeinen Menschen-Verstand, wagen aber immer Mittel zu geben, die sie weder kennen, noch schicklich anzuwenden wissen. Und ihre meisten Arzeneyen sind ein Wust und Mischmasch von Mitteln, die wenn sie auch nicht schadeten, doch auch nichts helfen können. Aber wie viele Schlachtopfer liefern sie von den Wöchnerinnen, die sich ihrer Discretion überlassen. Nichts ist abscheulicher, nichts ist strafungswürdiger, als die schändlichen und einer vernünftigen Kreatur unanständigen und herabwürdigenden Handlungen, die dergleichen rohe Auswüchse des menschlichen Geschlechts so oft und häufig begehen, indem sie unter den Nahmen, die Monatszeit zu befördern, Fehlgeburten bewirken und die Frucht abtreiben. Bewürken sie auch ihre schädliche Absicht nicht allezeit, so schaden sie doch der weiblichen Natur auf eine andere Art. Hier mögen nun noch so strenge Verordnungen gegeben werden, gar keine Arzeneymittel zu geben, so unterlassen sie es doch nicht, und pfuschen immer im Geheim. Weil auch der blinde Glaube, das dumme Zutrauen der Weiber so weit geht, daß, ohnerachtet sie ihre Freundinnen durch ein solches unbe-

sonne-

sonnenes Weib todschlagen sehen, sie sich ihnen doch anvertrauen, und von ihnen morden lassen wollen.

§. 214.

Endlich wagt sich auch jedes Weib, wes Standes und Würden auch Alters sie sey, diese heilige Kunst widerrechtlich und wiedergesetzlich zutreiben. Jedes Matronchen hat immer ihr Mittelchen, das sie gern bey jeder Gelegenheit empfiehlt und anbringt, ohne zu wissen, paßt es für den itzigen Krankheitszustand, oder nicht. Jede gewesene Wartfrau, Scharfrichtern, Kur- und Fahnschmidtin rl. pfuscht in die Kunst. Etwa hat sie ein altes medizinisches Buch geerbt, das studirt sie, und schöpft daraus ihre Weisheit. Etwa hat sie einige Recepte oder Rathschläge auf irgend eine Art erhascht, unterstützt sie noch durch Urin besehen, und andere Charlatanerien, dann hat sie gewonnen, sie macht eine große Aerztin, und wird weit und breit her von vielen Menschen aufgesucht. Nur schade, daß der Eigensinn gewisser Männer, die doch sonst alles für baar Geld zum Docktor machen, sie nicht auch privilegirt. Gar oft ist es geschehen, daß freylich ein solches Weib durch ein sehr einfaches Mittel noch geheilt hat, was andere geschickte Männer aufgegeben haben, wo, wenn auch eben noch die liebe Mutter Natur alle ihre Kräfte noch einmal zusammen genommen hat, um allen Krankheitsstoff zu ersticken, oder aus den Körper hinaus zutreiben, sie das Lob erndtet, oder gar zu ei-

ner Wunder Dockterin gemacht wird. (w) Dieses Vorurtheil macht auch, daß sie nicht allein für sich sehr vielen Zulauf hat, sondern auch bey ihren Hinterlassenen oder Verwandten noch Hülfe gesucht wird, auf die sie es hat fort erben lassen, die aber oft so dumm sind, daß sie nicht wissen, was sie mit machen, und wie sie geschickt Charlatanerie damit treiben sollen. Daher auch Unzer (x) sagt: Alle Vorurtheile, Irrthümer und Ungereimtheiten, die eine alte Frau auf ihrer langen Laufbahn und oft gewagten Wallfart hienieden gesammlet hat, pflanzt sie mit einer unermüdeten Hartnäckigkeit auf die junge Nachwelt fort, welche sie wie eine Klapperschlange blos durch ihren Anblick bezaubert und vergiftet. Aeltern sorgen oft mehr dafür, ihren Kindern ein altes verwünschtes Receptbuch, als ein gutes Vermögen zu hinterlassen, und die in ihrem Leben nicht Lust haben, ihren Kindern den Katechismus zu lehren, die lassen doch keine Gelegenheit vorbey, um ihnen zu sagen, was bey diesem, oder jenem Kranken probatum sey.

§. 215.

Alle Mittel, die man dagegen anzuwenden sucht, sind oft ganz vergebens, da so gar in Frankreich und vorzüglich

(w) Præservativ contre la charlatanerie des faux medicins ouvrage posthume du Dr. I. *Gazola*, traduit del' Italien par Mr. D. D. C. Laden. 1735.

(x) Am angeführten Ort.

lich in Paris die Pfuscher und Quacksalber öffentliche Freyheits Briefe darüber erhalten, (y) bey uns aber stillschweigend, wie sich Herr Hofr. Baldinger mitten in Deutschland darüber klagend ausdrückt: (z) Ich habe einige Jahre unter dem Joch des täglichen Wiederspruchs geseufzt, wo jedes hirnlose Weib dachte, ich sey blos da ihre Unsinnige medizinische Einfälle anzuhören, und jeder rechtschaffene Arzt, er sey an welchem Orte Europens er wolle, macht auch alle Tag von dieser Wahrheit die traurige Erfahrung. Hierbey giebt aber der Herr Leibarzt Zimmermann (a) einen hitzigern aber bewährten Rath, sich als ein Mann zu zeigen, nnd vor allen Thorheiten die Ohren zu verschließen, und augenblicklich alle Weiber zum Hauß hinaus zu schmeißen. So lange aber auch noch rechtliche Aerzte in einem Lande sind, so lange wird es Verbrechen bleiben, diese Art Giftmischerinnen, denn das sind sie nach den Gesetzen, zu dulden. Den Regenten ist es Pflicht, wenn sie ihre Länder nicht entvölkert wollen sehen, den unrecht verstandenen Instinkt aus Mitleid vielleicht helfen zu wollen, gleich in dem ersten Keim zu ersticken.

§. 216.

(y) Encyclopädisches Wörterbuch für ausübende Aerzte. 1 B. S. 304.

(z) Neue Arzeneyen, ein Buch, das deshalb und in anderer Rücksicht verdient fleißig gelesen zu werden.

(a) Von der Erfahrung.

§. 216.

Zu dem berühmtesten Pfuschern gehören auch die Scharfrichter, Henker, Hirten und Schäfer. Alle diese Leute glauben auch einen Beruf zu ihrer Pfuscherey zu haben, theils durch Erbschaft, die sie von Eltern oder Vettern erhalten haben, sie bestehe nun in blosen Recepten oder Büchern; theils durch die hohe Idee, die sie sich von ihrer anatomischen Kenntniß machen. Hierdurch glauben sie nun geschickt zu seyn, alle innere und äussere Krankheiten heilen zu können. Die Thieranatomie habe sie nun so weit geführt, daß sie den ganzen Bau des Menschen genau kenneten, und nun auch zubehandeln wissen. Kennen sie auch die Lage der Theile, kennen sie deswegen auch ihre Würkungen, zu denen sie aufgelegt sind? Jeder rationelle Arzt weiß, wie viel bey der Heilart auf die Kenntniß der Verrichtungen der Theile ankomme. Und ein solcher Ignorant gedenkt ohne diese sicher fort zukommen? Es ist viel gewagt mit seinen Nebenmenschen erst solche traurige Experimente zu machen. Aber in dem Wagen mit blinder Empyrie scheint das Vorzügliche ihrer Kunst zu liegen.

§. 217.

So erleuchtet unsere Zeiten sind, so viele Vorurtheile giebt es noch immer unter dem Pöbel, daß sie Hexereyen und dergleichen glauben und annehmen. Daher sie den Scharfrichtern ꝛc. sehr vieles zutrauen, als ob sie

vielleicht

vielleicht selbst beheren können, oder sie doch allein die Menschen, die noch vor andern eine übernatürliche Kraft besitzen, nicht allein beherte aus den Grunde zu kuriren, sondern auch alle Krankheiten, und vorzüglich solche, die kein anderer Arzt heilen könne. Dieses scheinen sie bewürken zu wollen, durch geheime Mittel, die vergraben werden, oder womit geräuchert werden muß, oder durch Sympathie, deren sie sich bedienen, um wundervoll heilen zu wollen. Deshalb auch der Pöbel Haufenweiß hinzuströmt, und ihm fast den Rest seines Vermögens aufopfert, um sich seiner vermeinten Allwissenheit und Allmacht blindlings anzuvertrauen. Er erwartet nun dafür viel, allein diese Leute blenden sie, nehmen von Zeit zu Zeit den Blinden das Geld ab, und schicken sie ungeheilt oft wieder zurück. Denn ausser der erlernten Charlatanerie, die sie noch etwas klüger zu machen scheint, sind sie so dumm, als der Pöbel selbst. Davon Alethophilus (*b*) ein sehr auffallend Beyspiel aufstellt. Eine Person war aus einem entfernten Ort in einen andern geruffen worden, wo sie weder Luft noch Wasser hatte vertragen lernen können. Sie wurde gefährlich krank, man schickte so gleich zu einem sehr berühmten Schäfer Docktor, der um, sich bey dem vornehmen Hauße sehr beliebt zu machen, ohne Verzug zu seinen Mordwaffen griff, und ein Paar Brechpulver dem Patienten mit dieser medizinischen Verordnung überschickte: Hälfe das erste nicht, so sollte er das andere einnehmen. Es traf ein, ersteres half nach

des

(*b*) Gedanken über die verderbte Medizin. S. 72.

des Schafdocktors Vorschrift nichts, das andere aber war so kräftig, daß man sogleich einen Kurier nach dem Seelenarzt abfertigen mußte. Wenn nun bey diesem, fährt er fort, unter die Mordklauen des unter dem Schaafpelz verkleideten Wolfs gefallenen Fremdlinge andere mitleidendere Personen des Samaritters Stelle nicht noch hätten vertreten wollen, so hätte er sterben müssen.

§. 218.

Endlich geben sie sich häufig mit chirurgischen Kuren ab, und schmeicheln sich darinne eine noch vorzüglichere Kenntniß zu haben. Und fast sollte man es glauben, weil sie doch öfters die Theile betrachten und deren Lage wahrnehmen können, wobey nur ihre Empfindung mitwürken darf, aber doch nicht, wie bey den inneren Kuren die Kraft zu urtheilen und zuschließen. Blieben sie noch dabey, ob ich gleich meine Glieder nicht dazu hergeben möchte, so wäre es doch noch eine Pfuscherey die erträglicher wäre, als die innere, wo ihre gewaltige Hand so gar vieler Menschen Gesundheit mehr aufgeopfert, als erhält. Wie viele schleichen in den Strasen umher, die unter den unbarmherzigen Händen dieser gleichsam prievilegirten Mörder entweder einen siechen Körper auf die ganze übrige Lebenszeit gehohlt haben, oder gleich geblieben sind. Wie viele Beyspiele könnte man davon aufstellen, wenn es nur zur Rache dieser Mordthaten reizen wollte! — Allein, da man dergleichen Leute so unbarmherzig mit dem Leben der Menschen spielen läßt, so

begreiffe ich doch nicht, sagt Zimmermann, (*b*) warum die Gesetze einen Menschen rädern, der einen andern todschießt oder schlägt, und sie dann geruhig zu sehen, daß ein Mensch den andern durch eine Sache tödet, die er zwar für unschädlich hält, aber von der ihm doch die Aerzte auf die unleugbarste, und durch den Ausgang so sehr oft gerechtfertigte Art vorhersagen, daß sie den Kranken töden wird. Doch das Gegentheil davon sieht man täglich. —

§. 219.

Noch giebt es auch verschiedene Handwerker, so wie sie einander selbst in die Handwerke pfuschen, so häufig wagen sie es auch in die Arzeneywissenschaft zu kommen. Sie verlassen ihre Handwerke, werden faul, lesen medizinische oder chymische Bücher und fangen an zu pfuschen. Ob es gleich im Anfang sehr unglücklich und lahm geht, so lassen sie sich doch nicht abbringen, sondern fahren nur dreister fort hinter die Sache recht zu kommen, wissen sich auch durch ihre Charlatanerie und Vorschwätzereyen neuen Kredit zu etwerben, und sind unüberwindlich in ihrer Kunst. Ich kenne vorzüglich Töpfer, Schneider, Topfbinder und Schuster. Unzer (*c*) hat uns diese vollständig geschildert, und Herr Docktor Weber in Heilbronn hat

(*b*) Am angeführten Ort. B. 1. Kap. 2.

(*c*) Im Arzt. Th. 3. S. 118

hat eine sehr vollständige launigte Beschreibung davon gegeben. (*d*)

§. 220.

Den Troß von Pfuschern sollen zum Beschluß die Bauerndocktor oder Bauernpfuscher machen. Deren giebt es mehr, als man gewöhnlich glaubt. Man sieht sie aber aus allen Winkeln in verschiedenen Oertern herausgucken. Man sollte sich wundern, wie diese Art Leute wagen könnten, Krankheiten der Menschen zu heilen, da sie ohne alle Kenntniß, die nur zu einem mäßigen Arzt gehört, die Kuren unternehmen und oft glücklich heilen können. Daher Tissot (*e*) sagt: die Dorfärzte führen zwar kein Geld aus dem Lande, wie die herumschweifenden Marktschreyer, allein die Verwüstung, welche sie unter den Menschen verursachen, dauert immer fort und wird dadurch unermeßlich; jeder Tag wird durch eine Menge von dergleichen Schlachtopfern bezeichnet. Entblößt von aller Kenntniß und Erfahrung, mit drey oder vier Arzeneymitteln bewafnet, deren Natur ihnen eben so tief verborgen ist, als die Natur der Krankheiten, gegen welche sie sich derselben bedienen, und welche mehrentheils von der stärksten Würkung und demnach ein wahres Schwerd in der Hand eines rasenden sind, verschlimmern sie auch die leichtesten Krankheiten, und machen diejenigen, welche etwas stärker sind, ganz gewißlich tödlich, da sie von selbst

(*d*) Leben und Thaten des Docktor Peter Menadie.

(*e*) Am angeführten Ort. S. 11.

selbst geheilet worden wären, wenn man sie der Natur überlassen hätte, und also viel gewisser, wenn sie wohl wären besorgt worden. Und bewürken sie etwas durch Kunst, so sind es doch solche drastische Mittel, daß ein gewissenhafter es nicht wagt, dergleichen zu geben. Aus diesem Grunde können sie wohl noch einen Kranken heilen, der schon unter den Händen des geschicktesten Arztes nicht hat glücken wollen. Ist aber das nicht einem blosen Ohngefähr zu zu schreiben? Doch finden wir wichtige Beyspiele in verschiedenen Schriften und in der täglichen Erfahrung, daß diese Aerzte aufgegebene Kranke glücklich geheilt haben und reich dabey worden sind, wie ich selbst verschiedene kenne, und wie Buddeus (*f*) von einen Bauer in Purgund erzählt, der der Arzt von Beux, wie der Docktor im Thal bey Gotha, genennt wurde, der von vielen Ausländern gebraucht wurde, und ein Vermögen von 100000 Rthl. hinterlies.

§. 221.

Daß diese Leute oft einen unbeschreiblichen Zulauf haben, wo ich zehen bis zwanzig Menschen zu weilen habe warten und nach Hülfe vom Dorfarzt schmachten sehen, läßt sich kaum einsehen. Allein das Zutrauen ist ungränzbar und fast unsinnig. Die Kranken wissen nun, daß das ungelehrte Leute sind, die auf keine Weiße, als durch sich selbst, und durch Hülfe einiger alten Tröster, vielleicht noch des vorigen Jahrhunderts, ihre Kenntniß

(*f*) Allgemein historisch Lexikon. S. 365.

höchst unvollkommen erlangt haben. Sie wissen kein Handwerk, auch nicht das geringste kann erlernt werden, wenn nicht jemand erst zu einem Meister in die Lehre gegangen ist, und sich doch die Hauptvortheile habe zeigen lassen, und demohngeachtet glauben sie Hülfe zu finden bey Leuten, die von der nothwendigsten, nützlichsten und angenehmsten Kunst weder etwas gründliches und wesentliches bey einem Meister oder Lehrer gehört, noch getrieben haben.

§. 222.

Sollte aber der Grund des Zutrauens und des Zulaufs nicht darinne liegen, daß sie mit ihres gleichen umgehen? Mir dünkt darinne könne man sehr viel suchen. Denn sie überreden sich, der Dorfarzt gehe ehrlicher mit ihnen um, ohnerachtet sie niemand mehr betrügt, als dieser, weil er gewiß gut darauf studiert hat, wo und wie er seines Gleichen betrügen soll, er kennt die Schwächen seines blinden Nächsten, kennt den Dunst, womit er ihn umhüllen kann, daß er seine Betrügereyen nicht sieht, kennt auch die Schlupfwinkel ihm zu entwischen, im Fall er sich verrathen sollte. Ferner glaubt der geblendete Bruder Bauer: dieser Docktor besieht doch den Urin, prophezeiht dir daraus solche schreckliche Dinge, die dir noch kein Docktor gesagt hat, z. B. oben §. 126. Er ist also viel besser, als der sogenannte gelehrte, der es würklich nicht ist, der muß viel gelehrter seyn, oder hat die übernatürliche Weisheit von oben herab, das ihm vielleicht der Pfuscher schon

übers

überredet hat, oder doch durch andere schon hat überreden und verbreiten lassen. Diesen schändlichen Deckmantel der geheiligten Religion, gebrauchen sie oft zu ihrem Vortheil und täuschen dadurch die kurzsehenden Nebenmenschen. Dazu kommt endlich noch das Vorurtheil der Wohlfeilheit. Sie nehmen zuweilen freylich weniger, aber richten es weißlich so ein, daß die Patienten oft wieder kommen müssen, und das thun sie auch, so bald sie nur ein Fünkgen von Besserung sehen, das sie bey einem rechtlichen Arzte so leicht nicht thun. Berechnen sie am Ende die öftern Bezahlungen, ihre Wege und Versäumnisse, dann beträgt es gewiß mehr, als wenn sie zu den rechtlichen Arzt nur etlichemahl gegangen wären.

§. 223.

Aus den Vorigen erhellet, wie groß und weitläuftig die subtile Charlatanerie sey, die der edle rechtschaffene Arzt billig verabscheuen muß. Wollte jemand zu seinem Vergnügen oder Misvergnügen mehr von dieser so häufig vorkommenden Materie unterrichtet seyn, dem setze ich noch zur Ergänzung oder zum Ueberfluß, ausser den oben schon angeführten, folgende Schriften bey:

1) Kluger und lustiger Medikus von *T. A.* v. *Hiatrophilo* Zittau 1772. 8.

2) Der medizinische Bärnhäuter durch *Septimum Podagra M. D.* gedruckt im Jahr 1770. das Ge-

spräch ist zwar langweilig und vade, sagt aber viel Wahrheiten.

3) Benjam. Richters, großer Unterschied zwischen rechtschaffener Medikorum und Quacksalber, nebst Erinnerung, wie sich Patienten in Krankheiten zu betragen haben. Görlitz, 1716. 8.

4) Medicus criticus astrologus à *Corn Pleiero* Norimberg, 1627. 12.

5) *Sempron. Gracchi* medicus hujus saeculi s. Hermastyroni medico viam expeditissimam monstrans Dresdae. 1693. vorzüglich gehört hierher des zweyten Buches sectio IV. de spuriis artis s. de medicastris S. 248. u. folg.

6) *Andronici* de tribus impostoribus Cosmopoli, 1731. 8. vorzügl. der Artikel von der Haußapotheke. S. 62.

7) Freye Briefe über einige in die Medizin einschlagende Materien, 1772. besonders. S. 23. 65.

8) Machiavellus medicus s. ratio status medicor. Argent. 1698. 4. Enthält einige Klugheitsregeln; aber auch viel Charlatanerie.

9) Labyrinthus medicus medicor. errantium D. Theophrasti Paracelsi. 4. adjuncto Dialogo inter philosophum et medicastrum coram praetore. Noriberg. 1553. 4.

§. 224.

§. 224.

Aus dem Verfahren der schlechten, gelehrten und ungelehrten Aerzte und Charlatanen haben viele Hasser, Feinde und Spötter der Aerzte Veranlassung genommen, sich über die Aerzte lustig zu machen, wie **Plinius**, (g) **Seneka** (h) **Gazola** (i) **Molliere** (k) u. a. m. Man hat auch deshalb den guten rechtschaffenen Arzt oft Charlatanerie angedichtet, die er nach seinem guten edlen Herzen weder kannte, noch sie nur glaubte auszuüben.

§. 225.

Hieraus entstund nun allgemeine Verachtung der Aerzte, die man als ein unentbehrliches Uebel zwar dulden müßte, aber sie doch lieber los würde. Denn es überschwemme die Länder eine unübersichtbare Menge guter und schlechter Aerzte, die daher ohnmöglich gerade handeln können, sondern nur, um daß alle Brod haben, müßten sie Charlatanerie treiben. Daher führt **Gracchus** in dem Tischgebrauch eines ungenanten, eine artige Geschichte an, die dem Anfang nach auffallend zu seyn scheint, sich aber dann in der Wahrheit gründet. Nehmlich ein gewisser **Gonella** wurde von einem Graf zu Ferrara gefragt: Welches Handwerk, oder welche

(g) Histor. natur.

(h) Opuscula. An verschiedenen Stellen.

(i) Am angeführten Ort.

(k) Malade imaginaire.

Kunst in der Stadt wohl am meisten und zahlreichsten besetzt sey. Ohne sich lange zu besinnen, antwortete er: Es sey Stadtkundig, daß der größte Theil der Stadt mit Aerzten angefüllt sey. Der Graf hielt ihn für unklug, und sagte, er glaube, daß ihrer kaum über dreyßeyn könnten. Gonella schwieg, stellte sich aber den andern Morgen in eine Kirchthür, hüllte sich in Pels ein und that, als ob er Zahnweh hätte. Die meisten fragten ihn, und um ihn nicht hülflos zu lassen, rieth jedes ein Mittelchen. Diese merkte er sich in seinem Suvenier an, und nach kurzer Zeit zählte er der wirklich verschiedenen spezifiken Mittel auf dreyhundert. Nun hatte er schon genug und freute sich seinen Beweiß ausführen zu können. Zu Mittag erschien er auch bey Tafel und stellte sich eben wieder krank. Der Graf und seine Diener, jeder rieth ihm ein neu Mittel. Er lobte es, gieng weg schrieb den Graf und seine andern Gönner, in seinem Mittel- und Arzt-Register oben an, und nach etlichen Tagen kam er wieder am Hof zurück. Er zeigte sich als geheilten, der aber viele Aerzte gehabt hätte, wie hier aus diesen Arzt-Register zu sehen sey. Der Graf nahm es und fand sich selbst oben an, erstaunte, lachte und sahe diese scherzhafte Wahrheit ein. So geht es würklich noch heut zu tag. Denn jeder will Arzt seyn, kramt Mittelchen aus und empfiehlt sie. Entsteht hieraus nicht Geringschätzung der edlen fürtreflichen Kunst, der Arzeneywissenschaft?

§. 226.

§. 226.

Die erste Folge erzeugt die zweyte, nemlich jeder kann sein eigener Arzt seyn, und bedarf keines andern. Denn eine gute Diät ist die Hauptquelle einer guten Gesundheit, und dazu bedarf man keines Arztes, auch kann kein Arzt vor sich dazu etwas beytragen, sondern jeder Mensch muß selbst vermögend seyn sie zu beobachten. Allein sagt mir Niemand, was gut oder schädlich ist, wie kann ich etwas thun oder unterlassen? Soll die Erfahrung mich es lehren, wie oft wirds ungewiß, zweifelhaft oft traurig und mit den größten Gefahren verknüpft seyn. Man kann sich die Mittel selbst darreichen und braucht sie nicht aus der Apotheke oder vom Arzt zuhohlen; denn kein Wald, sagt Plinius, (*l*) er sey noch so wild, als er wolle; keine Gegend, sie sehe noch so fürchterlich aus, ist leer von eingen guten Heilmitteln. Die gütige und weise Natur, die freygebigste Mutter aller Dinge, hat die Mittel für den Menschen nicht um deswillen bestimmt, daß sie nur in der Wüste wüchsen, sondern, daß sie ihm die Gesundheit erhalten sollen. Alle Körper, die in den drey eingetheilten Reichen gefunden werden, sind für des Menschen Erhaltung bestimmt, und diese kann er; ohne einen Arzt dazu nöthig zu haben, gebrauchen. Aber fragt sich dieser Weise selbst, welche Mittel soll er brauchen, wie und wenn soll er sie brauchen? Zweifelhaft wird er sie nehmen und schüchtern damit Erfahrung machen, oder zur schon selbst gemachten seine Zuflucht nehmen. Kann er die Krankheiten und

(*l*) Historia natur. Lib. 24.

ihre Ursachen richtig einsehen, da er seinem gesunden Körper aus der Zergliederung nie hat kennen lernen?

§. 227.

Eine andere Folge entsteht wieder hieraus, daß wenn wir Aerzte brauchen müssen, die wir würklich aus Noth und mehr zur Strafe brauchen, oder aus Gewohnheit, weil sie alle andere Menschen, um nicht als Sonderlinge zu scheinen, um Hülfe bitten, sie uns alsdenn mit so viel Mitteln überschwemmen, daß man eher in Medikamenten ersticken, als genesen möchte. Kommt noch dazu, daß sie der Patient mit einem widrigen Vorurtheil nimmt, so werden sie ihm mehr schaden, als helfen. Er wird sich oft über den Arzt ärgern, und sein Blut in schädliche Bewegungen setzen. Kommt er, so ist es ihm eine widrige Person, die ohnmöglich gute Eindrücke machen kann. Was wird er ihm helfen? Statt Trost, Gesundheit und Leben ihm zubringen, giebt er ihm vielleicht dann den eigentlichen Stoff des Todes. Und was ists mehr, oft kennt selbst der Arzt das passende Mittel nicht.

§. 228.

Einseitig haben die Gründe einen Schein der Wahrheit, und werden den nicht alles umfassenden blenden. Allein sind unsere Urtheile allezeit richtig, die wir fassen? Werden wir oft nicht durch falsche Vorstellungen, die wir uns von Dingen machen, und die wir ohnedem nicht allezeit gleich durchschauen können, so oft gefaßt, daß sie uns ganz

in

in Irrthum führen? Unsere Sinnlichkeit kömmt dazu, und was uns unangenehm ist, verabscheuen wir. Glauben wir also der Arzt thut unserm Gaumen nicht gütlich wie ers, wenn er dem Patient mit seinem eigenen Schaden nicht schmeicheln will, nicht anders kann, so nehmen wir die Verordnungen, die Mittel nicht gern, und hassen ihn.

§. 229.

Fallen also die widrigen Urtheile weg, dann müssen auch nothwendig die Entschlüsse sich ändern. Ueberhaupt wäre es doch unbillig diese Urtheile über alle Aerzte so zu fällen. Der vernünftigere Arzt wird sich gewiß so zu betragen wissen, daß er weder in seinem Umgange und Betragen, noch mit den Mitteln seinen Patienten wird lästig werden. Es müßte denn seyn, daß einer von der Physiognomie des Arztes, auf seine Mittel schließen wolte. Aber wie oft haben sich schon die Physiognomen beyderley Geschlechts geirrt. Sie haben denn auch nicht Ursach ihn für entbehrlich und überflüßig zu halten, und werden ihn nicht der Etiquette wegen, oder weil andere sich seiner Hülfe bedienen, brauchen, sondern weil sie finden und fühlen, wie nothwendig er ist, und wie viele Menschen ihm ihre Erhaltung würklich zu danken haben. —

§. 230.

Dann wird auch ein anderer Einwurf wegfallen: Die Aerzte sind den Menschen zur Strafe, weil selbst Sirach sagt:

sagt: (*m*) Wer vor seinem Schöpfer sündigt, der muß dem Arzt in die Hände fallen. Obgleich dieses nur von einem schlechten Arzt zu verstehen ist, der freylich die Patienten quälen kann, so will dieses doch nur so viel sagen, daß wer sündige, mit Krankheit gestraft werden würde, und wollte er wieder davon befreyt werden, so muß er sich des Arztes bedienen, der ihm noch wohlthätig seine Hand leihen würde.

§. 231.

Die Natur hilft sich meistentheils selbst, was kann sich also der Arzt für ein Verdienst zu schreiben? Ohne Hülfe der harmonischen Würkung der Kräfte unsers Körpers, oder der Natur, würden wir freylich nie heilen können, und jeden kleinen Nachlaß von ihr kennt der Arzt nur gar zu wohl. Allein eben diesen zu heben, sie zu stärken, und mit hülfreichen Händen zu unterstützen, ist Pflicht, ist Nothwendigkeit des Arztes. Wird die beste Uhr durch die Zeit nicht auch verändert und wandelbar? Kann jeder Stümper oder wohl gar jeder Besitzer ihr helfen? Gehört nicht ein Kunstverständiger und ein geschickter Werkmeister dazu, um das verdorbene wieder gut zumachen?

§. 232.

Einge werfen den Aerzten noch vor, daß ihre Kunst auf Vermuthungen und Ungewißheiten beruhe. Es ist nicht zu läugnen, daß unter den Aerzten über so manche

Lehre

(*m*) Kap. 38. 15.

Lehre, über so manche Krankheit große Disharmonie sey, weshalb auch oft ein Patient kann ganz falsch kuriert werden. Aber welcher vernünftige Arzt wird gleich auf Tod und Leben kuriren, und nicht sogleich von seinem Irrthume zurückkehren, so bald er nur sieht, er kömmt auf dem Wege nicht fort. — Welcher Mensch kann sich nicht irren? Ist irgend in der Welt eine Disciplin, worüber sich nicht streiten ließe?

§. 233.

Die glücklichen Kuren der Aerzte sind nur Zufall. Denn ihre ganze Kunst ist Zufall. Ich könnte alles wieder zurückgeben. Allein wie viele Wissenschaften und Künste haben wir, wo der Zufall das meiste beygetragen hat. Man nehme Chemie, Physik und selbst die Grundwissenschaft aller die — Philosophie. Verdienen sie deswegen Verachtung und Geringschätzung? Nur der Thor würde Ja sagen. Aber vielleicht gilt das individuelle von den Aerzten und ihren Kuren? Ist der Arzt das, was er seyn soll, kennt er seine Kunst, sich und das Subjeckt, dann möchte wohl wenig für den Zufall übrig bleiben. Dann heilt er nach ohnumstößlichen und der Erfahrung gemäßen Gründen. Er heilt, weil er sieht der Patient ist zu heilen; er läßt sterben, weil er sieht, der Patient ist nicht zu retten. Aber doch heilt den Aufgegebenen vielleicht noch ein alt Weib? Hat er richtig gesehen, dann kaum. Vielleicht hatte sie das noch passende Mit-

tel,

tel, das dem Arzt fehlte, oder der Patient wurde in andere Umstände versezt, die der Arzt bey ihm nicht hatte. Hat er aber unter itzigen Umständen stark genug würkende Mittel, so kann er sich auf die Stärke seines Mittels verlassen, und kann beynahe die Stunde der Wirkung bestimmen. Ist das Zufall? —

§. 234.

Auch dadurch verliere das Ansehen und die Achtung der Aerzte, weil ihr Ursprung sehr gering sey, nehmlich Sklaven: Man sucht die Aerzte immer dadurch zu demüthigen und herabzuwürdigen, daß sie bey den Römern blos Sklaven gewesen, und für dreysig Thaler geschätzt worden (*n*) seyn. Das ist auch nicht zu läugnen; allein was schadete es der Kunst, wenn sie ordentlich und zum Besten der Menschheit ist getrieben worden. Doch auch das kann nicht einmal erwiesen werden, daß man darunter theoretische und eigentlich gelehrte Aerzte begriffen habe, sondern die Umstände und Geschichte lehrt, daß es eigentlich Salber und Chirurgen gewesen sind, und alle, welche mit äusserlichen Kuren sich abgaben. Diese hielten sie für schmuzig und unrein, deshalb auch solche Personen, die sie Aerzte nannten, gering geachtet wurden. Daher auch Andreas Tiraquellus, der die Chirurgische Medizin, eine nicht freye uud mechanische Kunst nennt. Ich nehme die Parthie, fährt er fort, (*o*) daß die eigentli-

(*n*) *Iustiniani* codex lib. I. §. 5. C. de comm. serv. manumiss.

(*o*) de nobilit. Cap. 31.

gentliche Medizin eine wahre Kunst sey und gar nicht schmuzig, ja sie sey so gar spekulativ, auch erklärt sich Seneka (*p*) darüber: Alle Künste sind geringschätzig und schmuzig, die mit der Hand getrieben werden, hingegen nennt sie M. **Tullius** (*q*) eine freye und einem edeln Menschen würdige Kunst. Doch scheint in spätern Zeiten die Medizin erst in mehrere Achtung gekommen zu seyn, wie sie sich nicht mehr mit chirurgischē und schmuzigen Dingen abgegeben haben (*r*). Allein die Geschichte lehrt uns daß die Aerzte einen viel edlern Ursprung haben. Nemlich das Priesterthum ist bey allen Nationen immer das gewesen, wofür sie den größten Respeckt hatten. Die Priester haben immer und von jeher bey den ältesten Nationen die Arzeneywissenschaft mit getrieben, und mußten sie auch treiben. (*s*) Der stärkste Bestreiter dieser falschen Meynung ist *Ioh. Benvenuti.* (*t*)

§. 235.

(*p*) Epistol. 88.

(*q*) Quaest. academ. lib. II.

(*r*) Medicus romanus servus sexaginta solidis aestumatus. L. Bat. 1671. p. 44. §. 18.

(*s*) Oetters Brief an Herrn geheimen Hofrath Delius über den Arzt in Deutschland, Nürnb. 1777. S. 7. 17. Dieses Buch hat viel Litteratur und führt viel Schriften zur Deducktion der Aerzte, Chirurgen, Leibärzte. ꝛc. Wilh. Warburons göttliche Sendung Mosis 2. Th. S. 78.

(*t*) Della condizione de medici presso gli antichi. etc. Perousa 1779.

§. 235.

Hieraus sollte man nun schließen, daß deshalb den Arzten kaum könnte Schuld gegeben werden, daß sie eine schlechte oder gar keine Religion hätten, wie viele ältere und neuere gethan haben. Man hat sie bald zu Naturalisten, Atheisten und Deisten gezehlt, bald ihnen alle Religion abgesprochen. Daher auch die Formeln mögen gekommen seyn. Unter drey Aerzten findet man immer zwey Atheisten: oder die Religion eines Arztes ist die schlimste. Wie konnten diese Ideen der Arzeneywissenschaft vortheilhaft seyn? Konnten sie wohl anders, als dem Kranken Schrecken und Verabscheuung einjagen? Müßten sie also nicht bey den Religion liebenden Verachtung erzeugen?

§. 236.

Es ist freylich unverzeihlich, daß einige Aerzte selbst dazu Veranlassung gaben, einige aber auch nicht, die nur etwas heller dachten und schrieben, und von dem ältern intoleranten Zeiten gleich in das Register der Ketzer und unreligiösen kamen. Allein Thomas Browu (*u*) ein Engländer schrieb frey und legte der Welt eine Religion der Aerzte dar, die wahrscheinlich nur seine eigene war, woraus man nothwendig schliessen mußte, alle Aerzte dachten und glaubten so. Ob er gleich viele gute Gedanken äussert, die den Aerzten die Decke von den Augen zog,

und

(*u*) Religion eines Arztes.

und sie aus den abergläubischen Begriffen in ein Feld von reinern versetzte, so sind noch manche anstößige Lehren dabey. Ein gewisser Connor, ein Landsmann von ihm, schrieb ein evangelium medici, das viel Philosophie verräth, sich aber doch gar sehr von dem Evangelium des Lukas entfernt. Viele andere Ausdrücke, deren sich die Aerzte bedienen, mögen wohl Verdacht erweckt haben. Z. B. des Hippokrates sein ἰσόθεον ein Mann, Gott ähnlich, das Wort Natur ꝛc. wodurch die Aerzte sich über alles erhüben, oder sich wohl gar schämten den Nahmen Gott zunennen, wofür sie lieber Natur brauchten.

§. 237.

Allein diese Flecken, die man den Aerzten hierdurch anhängen will, sind zu unbedeutend, wenn man sie genau untersucht, und richtig erklärt. Sind denn Brown und Connor die Repräsentanten des ganzen ärztlichen Körpers, da sie als einzelne Menschen ihr Glaubensbekenntniß ablegten? Darf man richtig von diesen auf alle schliessen? Wir könnten dagegen einen Haufen von Gottesverehrenden Männern aufstellen, als einen Fr. Hofmann, Walther, Hebenstreit, Sloane, Zwinger, Sennert, Bartholin, Mead, Hamberger, Boerhave, Werlhof, v. Haller und mehrere, die uns Adami (*v*) und Federsen (*w*) anführen.

Was

(*v*) Vitae medicorum germ. hic. delb. 1620.

(*w*) Nachrichten von dem Leben und Ende gut gesinnter Menschen mit practischen Anmerkungen, Halle, 1776.

Was die verschiedenen Ausdrücke betrift, deren sich die Aerzte bedienen, so sind sie eben nicht so verwerflich. Hippokrates nahm eben deshalb einen Gott an, dem sich der Arzt ähnlichen sollte, und in vielen seiner Bücher zeigt er, wie nahe die Arzeneywissenschaft mit der Religion verbunden sey. (x) Redet er von der harmonischen Würkung der Kräfte, so bedient er sich des Worts Natur, worinne kein denkender Christ, oder Gottesverehrer was tadelhaftes finden wird. Am besten haben die Aerzte gegen diese Vorwürfe vertheidigt: Fr. Heister (y) Schmidt, (z) Mathiä, (a) Gracchi, (b) und Schwenke (c).

§. 238.

Wie soll aber der Laye den guten vom schlechten Arzt unterscheiden, da er keine Kenntnisse hat, und wie ist er im Stand sich den besten anvertrauen zu können? Soll er nach dem Zulauf gehen, den vielleicht der größte Charlatan hat, oder soll er den Rath anderer eben so unwissend, als jener folgen? Ists also nicht besser sich gar kein anzu-

(x) Opp. v- Linden. T. VI. v. sq.

(y) Apologia pro medicis. Amstelod. 1736.

(z) Theologia Hippocratis.

(a) Untersuchung der Frage, ob die christliche Religion einen besondern Nutzen habe. Gött. 1745. Desselben de habitu medicinæ ad religionem.

(b) Medicus huius seculi. lib. I. Sect. I.

(c) Religion eines Arztes. Friedrichstadt, 1766.

anzuvertrauen? Die Beantwortungen so allgemein zu geben, als möglich, ist freylich schwer. Allein die Kennzeichen von beyden sind vorhanden. Vom schlechten haben wir sie in den Vorigen angegeben. Vom guten sollen sie sogleich in dem dritten Hauptkapitel folgen.

Drittes Kapitel.

Von der wahren Politik der Aerzte

Erster Abschritt.

Von den Eigenschaften eines guten Arztes.

§. 239.

Es würde höchst widersprechend seyn, sich einen politischen oder klugen Arzt ohne die erforderlichen Eigenschaften eines guten und ächten Arztes zu denken. Ehe ich also die Kennzeichen eines politischen Arztes angebe, muß ich nothwendig zuerst diesen schildern, und die nöthigen Mittel, aber kurz angeben, dazu zu gelangen.

§. 240.

Die Eigenschaften sind entweder wesentlich, oder ausserwesentlich. Beyde beruhen wieder auf physischen und metaphysischen Grundsätzen.

§. 241.

Viel, unendlich viel, läßt sich von einem Arzte fordern, ob er aber alles leisten kann, ist eine andere Frage. Denn hat er sich einmahl zu diesem wichtigen Geschäft, die Arzeneywissenschaft zu treiben, bestimmt, dann hat er von Gott, von der Natur und von seinen Nebenmenschen den wichtigen Beruf erhalten, vor das Wohl seiner Nebenmenschen in Absicht auf ihren Gesundheitszustand, er sey körperlich oder geistich zu sorgen. Er muß Kenntniß und Einsicht genug haben, den gesunden Zustand zu erhalten, durch gute Vorschläge, Warnungen und Verwahrungs Mittel. Aber eben so wichtig und gros ist seine Pflicht, die gesunkene Gesundheit wieder herzustellen, das den menschlichen Körper zerstörende Gift in den ersten heftigen Würkungen zu ersticken, oder bey seiner Verbreitung und Umwurzelung zu mindern und zu hemmen, und, wo möglich, ganz zu vertilgen. Höchst wichtig ist also überhaupt seine Bestimmung, insbesondere aber, wird sie ihm fast überwichtig bey dem fehlerhaften Verhalten, und der üppigen Lebensart seiner Nebenmenschen, in deren Adern izt nicht mehr das starke, gesunde, und Krankheit zurückweisende Blut unaufhaltsam fortrollt, in de-

ren Nerven und Muskeln nicht mehr die allerregende Kraft mit Festigkeit unwiderstehlich wirkt, sondern kaum noch schlapp und merkbahr durchzittert. Ist also sein Objeckt so wichtig, wie viel muß er nicht leisten?

§. 242

Die ausserwesentlichen Eigenschaften, mit denen ich den Anfang mache, beruhen wieder auf physischen und metaphysischen Grundsätzen. Sie machen zwar den ächten Arzt nie aus, und der unbefangene, von falschen Meinungen nicht eingenommene, der philosophische Denker, würde sie auch nicht fordern: allein der schwächere, der mehr an die Sinnlichkeit gewöhnte, würde vielleicht Anstoß nehmen, wenn sie ein Arzt nicht so nach seiner Phantasie besäße, und würde ihn nicht nach Würden schätzen. Daher ich für nöthig erachte sie anzuführen.

§. 243.

Die physischen Grundsätze erfordern, daß ein Arzt eben kein schöner und ausgesuchter Mann seyn soll, aber wo möglich doch eine leidliche und keine höchst verunstaltete Figur. Es kann in einem fehlerhaften Bau eines Körpers in Ansehung der Form, die beste und viel umfassendeste Seele sitzen, die den Bildschönen weit übersieht. Denn leider findet man in einer solchen schönen Figur, selten auch eine schöne Seele, wo es scheint, als ob die Natur alle ihre Kunst am Körper verschwendet,

und nicht an der Seele gewürkt hätte. Ein gut gebauter Arzt wird nicht Gelegenheit zum Spott geben, den oft Höflinge und andere sichwißig dünkende, einander in die Ohren lispeln. Denn das scheint auch das einzige Würkungs Vermögen ihrer vaden Seele zu seyn. Aber auch würkliche Misstalt des Körpers frappirt oft Männer, wie viel mehr die empfindsamen Damen und Nerven Kranke! —

§. 244.

Ein gut gebildeter Körper, durch Kunst ganz ausgebildet, und zwar so, daß er sich einen guten Anstand zu geben weiß, macht einen grössern Eindruck, und giebt ihm schon mehr Ansehen.

§. 245.

Zu den ausserwesentlichen metaphysischen rechne ich solche, die die Beschaffenheit der Seelenkräfte betreffen. Z. B. angenehm ist es, wenn der Arzt sich einige Kenntnisse gesamlet hat, die nicht unmittelbar in seine Sphäre gehören. Er kennt das Feld der schönen Wissenschaft, der Historie, Geographie. Versteht etwas Musik ꝛc. Alles dieses wird ihn mehr empfehlen, wenigstens wird es dem Patienten angenehm seyn, wenn er sich mit ihm aus einem von diesem Fächern unterreden und verschiedenes beurtheilen kann. Dieses alles wird Zierde seyn, die ihn keinem Misstand giebt, sondern seine übrigen guten Eigenschaften erhöhet.

§. 246.

§. 246.

Oft hat man den Arzt nach seinem Alter geschätzt. Freylich hat der Arzt, der unter so vielen Krankheiten grau geworden ist, vielmehr Erfahrung, als ein Junger. Doch sagt Herr Hofrath Gruner bildet das Alter allein den großen Arzt nicht. So wenig diese Zeit des Lebens vor Thorheiten schüzt, und so wenig ein Monarch von 74 Jahren sich hütet in den Armen eines jungen Mädchens die Vorhersagung seiner Todes Art zu erfüllen, eben so wenig wird ein Arzt, wenn er nicht alle wesentliche Eigenschaften seines Standes von jugendauf besessen, und die ganze Zeit seines Lebens durch anhaltenden Fleiß, Lesen und Beobachtungen vergrössert hat in seinen hohen Alter den Ruhm eines großen Arztes verdienen. Ohne dieselben ist es ohnmöglich daß er zur Aufnahme der Arzeneykunst was beytragen kann, weil er vielleicht niemals weiter, als bis an die Pforten dieses Heiligthums gekommen. Nicht die Menge der Kranken macht den guten Arzt, denn diese hat der Charlatan auch. Nicht der Beyfall des Volks, denn sein Urtheil ist nicht selten trüglich. Nicht eine Reihe von Jahren, denn es giebt auch alte Thoren genug. Nicht eine große Bekanntschaft von Erfahrung. Denn diese ist vielleicht vor den Todengräber am einträglichsten gewesen. Ihre Art von Erfahrung, auf die sie sich so oft berufen, und auf welche sie sich so viel zu gut thun, ist oft weiter nichts, als ein Haufen alltäglicher, und nach den Schlendrian abgefaß-

ter Krankengeschichten. Wie viele alte Aerzte sind so an einen Schlendrian gewöhnt, daß sie immer glauben die ersten zu seyn, nicht abgehen und oft unglücklich heilen? Wie viele machen in allerley Theilen der Arzeney Wissenschaft solche Fehler, daß es unverzeihlich ist, sie begangen zu haben. Dagegen giebt es junge Aerzte in denen die Natur das Meiste und wohl alles eines ausübenden Arztes vereint hat, die mit dem grösten Glück heilen. Allein sie haben Einsicht, und Wissenschaft. Daher ein gewisser vornehmer Patient immer sagt ich habe einen jungen Arzt, der ist sorgsam und fleißig, und einen alten der hat Erfahrung. Beyde in Vereinigung können mir, wenn sie wollen, gut beystehen.

§. 247.

Ist er ferner gefühlvoll und hat ein gewisses Mitleid mit seinen Patienten, sympathisirt in mancherley Stücken mit ihnen: Ist er dabey artig, höflich, und sittlich in seinem Umgang, weiß sich zu insinuiren, so wird er desto mehr Beyfall erhalten.

§. 248.

Als wesentlich physische Eigenschaft erfordere ich von dem Arzt, daß er einen gesunden robusten Körper habe. Denn ist der Arzt schwächlich und kränklich, wie wird er seine Patienten gehörig besorgen können. Vielleicht kann er einen guten Rath geben, ihn aber persönlich nie aus-

füh-

führen, weil seine Schwächlichkeit ihm nie erlaubt auszugehen, oder thut ers, so setzt er sich selbst in die äusserste Gefahr. Und wie soll es auswärtigen Patienten ergehen, wo es doch erfordert wird einige bisweilen zu sehen? Und ist er vollends Chirurg oder Accuschör, so kann er nicht allezeit seine Stelle vertreten lassen, sondern muß durchaus persönlich gegenwärtig seyn. Wie viel Unbequemlichkeiten liegen da auf dem ausübenden Arzt, wo schon der gesunde, der robuste sehr leicht seine Gesundheit verlieren kann, wenn er nicht die nöthigen Vorsichts Regeln bey seinen Reisen beobachtet. Wie mancher hat durch Erhitzung und Widerverkältung sein Grab gefunden? Er muß oft in der unangenehmsten rauhesten Witterung, ohne etwa in einem bequemen Reisewagen sitzen zu können, unbedeckt und nicht geschützt, diese Reisen übernehmen. Denn nicht allezeit sind die Glücksgüter der Patienten so beschaffen, daß sie dem Arzte einen Wagen schicken oder nehmen lassen können, oft muß man mit einem geringen Klepper zufrieden seyn. Wie würde der Kränkliche, der Schwächliche es aushalten?

§. 249.

Ferner muß der Arzt gute äussere und innere Sinne haben. Das Auge wird vieles an Kranken entdecken, daß den Arzt zur richtigen Krankheits Ursache führt, nur muß es selbst nicht krank seyn, daß es etwa Gelbsucht sieht, wo keine ist, oder die Augen des Kranken als mit Staar, Trübheit befallene beurtheilet, die vielleicht in sei-

nem eigenen ist. Durch Hülfe dessen muß ja der Chirurgus beynahe alles beurtheilen. Ob gleich der Geschmack, Geruch, und das Gehör eben so unentbehrlich sind, besonders das letzte, wodurch doch der Arzt die Krankheits Zufälle vernehmen muß; so ist jenes doch immer der wichtigste Sinn. Allein ohne das Gefühl, kann er fast gar nicht bestehen. Dieser Sinn ist für den Arzt so weit umfassend, daß er das nicht seyn kann, was er seyn will. Schon den richtigen Gang des Pulses, die Veränderung der Wärme und Kälte, schmerzhafte Stellen des Kranken muß er dadurch entdecken. Und wie nöthig, wie wichtig, aber auch wie nutzbar ist er dem Ackuschör. Allein das richtige Gefühl ist sein Auge. — Er muß dadurch Schwangerschaft, ihre Veränderungen, Nähe oder Entfernung, Leben und Tod, gute oder widernatürliche Lage der Frucht, die Zeit, die Gefahr, die Art und Weise der Entbindung, der geschehenen oder der noch zuerwartenden genau angeben können, wenn er es hinlänglich geübt hat. Dieses wird ihm innere und äussere Krankheiten richtig anzeigen, vorzüglich in der Chirurgie, zugleich aber auch der richtige Leiter seyn, wie er sie heben soll, und wie er etwa dabey schickliche Instrumente anwenden soll. Selbst die unterschiedenen Krankheitsmaßen und Stoffe wird er dadurch erkennen, ob der Fehler knochigt, knorpelicht, speckigt, wässerigt, eiterigt, steinigt oder wie er beschaffen seyn mag, ob er superficiel, oder ob er tief sizt. Mit einem Wort das Gefühl ist dem ausübenden, innern und

äussern

äussern Arzt alles. Das muß er studiren, aber auch besonders richtig üben. —

§. 250.

Sind die äussern Sinne von guter Beschaffenheit, so werden die Eindrücke gehörig gemacht und die so genannten innern Sinne müssen sie denn ordnen, vergleichen und dann beurtheilen. Hierzu wird aber auch erfordert, daß diese gehörig beschaffen seyn müssen, diese beruhen aber auch auf einem guten Hirn und Nervenbau. Hiervon hängt dann auch sein guter Beobachtungs Geist ab.

§. 251.

Hieraus sieht man, daß wer Arzt werden, oder seyn will, eine gute natürliche Anlage und die erforderlichen Talente haben müsse. Leider wagen sich so viele junge Leute in dieses wichtige Feld, die es entweder aus Nachahmung thun, oder aus einen falschen Schein des Guten, das der Arzt zu genießen scheint, oder weil er glaubt oder überredet wird, daß nichts leichter sey, als ein Arzt zu werden, oder endlich mancher, der vorm Scheersack bestimmt war, fühlt in sich etwas mehr, als seine Brüder die neben ihm stehen, und die Pflaster nicht so gut streichen können, dann entsteht in ihm der erhabene Gedanke: Du bist zu etwas höhern bestimmt, reizt durch kleine Vorspiegelungen seine Einbildungskraft, das erhabene, große Bild des Arztes wird in seiner Seele so lebhaft,

daß

daß er von nun an einen unwiderstehlichen Beruf findet Arzt zu werden. Allein was kann wohl anders aus ihm werden, als ein bloser Empyriker? Denn alle Grundwissenschaften fehlen ihm, er baut ein Gebäude, das keinen Grund hat, und bey jedem kleinen praktischen Windstoß entweder einstürzt, oder fühlt er das schwankende daran; so sucht er Stützen und wird — Charlatan. Wird also wohl möglich seyn ohne Talente, oder mit eingebildeten Talenten ein guter nützlicher Arzt zu werden? Fleiß, wird man vielleicht sagen, kann ersetzen, was die Natur versagt hat. Allein etwas mit mühsamen Fleiß errungen, ersezt zwar einiges, kann uns auf eine ziemlich hohe Staffel erheben, ist und wird aber auch niemals das werden, was ein Genie giebt und leisten kann. Daher Hippokrates, (e) der den Umfang seiner Kunst kannte, und aus Ueberzeugung wußte, daß ein kleiner, mittelmäßiger Geist sich zum Dienst dieser Kunst nie bestimmen sollte, viel zu einem Arzt, besonders in Ansehung des Genies erfordert. Wer es in der Arzeneywissenschaft zu einer Vollkommenheit bringen will, der muß folgende Stücke in seiner Gewalt haben, nemlich Genie, Gelehrsamkeit, gute Gelegenheit zum Studieren, Unterricht von Jugend auf, anhaltenden Fleiß, und hinlängliche Zeit. Das Genie ist vor allen andern nothwendig. Denn ohne dasselbe ist alle Mühe und Zeit vergebens, und nur unter diesem Beystande eine gründliche Gelehrsamkeit möglich. Diese aber muß mit kluger Vorsicht erlangt, und mit dem Unterrichte

(e) B. Von den Pflichten des Arztes.

terrichte von Jugendauf, an einem zum Studieren bequemen Ort verbunden werden. Ein anhaltender und lange Zeit fortgesezter Fleiß ist unentbehrlich, wenn anders die angebohrne Geschicklichlichkeit glücklich machen und die gewünschten Früchte tragen soll. Denn mit der Erlernung der Arzeneywissenschaft verhält es sich, wie mit der Kenntniß der Pflanzen. — Unser Genie ist gleichsam der Acker, und die Vorschriften der Lehrer der Saamen, welcher ausgestreuet wird. Der jugendliche Unterricht aber zeigt, daß der Saame zu rechter Zeit in den Acker kommen müsse; der Ort, wo die Kenntniß erlangt wird, ist wie die Nahrung zubetrachten, welche die Gewächse aus der Atmosphäre ziehen. Der anhaltende Fleiß ist die Bebauung und die Zeit macht dieses alles vollkommen, weil es dadurch hinlänglich genährt wird. Genie ist also in der Arzeneywissenschaft, das Vorzüglichste, das uns bey dem großen Umfange dieser Wissenschaft sehr unterstüzt um geschwinder, richtiger alles zu fassen zu übersehen, zu beurtheilen und anzuwenden.

§. 252.

Genie kann aber ohne andere Naturgaben nicht bestehen, man müßte denn annehmen, daß unter diesem Ausdruck all andere Naturgaben mit begriffen wären. Unter diesen steht wohl einem sich bildenden Arzt das Gedächtniß oben an. Glücklich ist der Arzt dem die Natur ein gut Gedächtniß verliehen hat. Denn durch dieses werden uns alle gemachte Eindrücke erhalten, daß wir sie

wieder zurückrufen, sie uns vorstellen und wieder auf den ersten Wink nahmhaft machen können. Ob man gleich im allgemeinen auf Gedächtniß = Gelehrte nicht viel hält so muß ich aber gestehen, daß ich mir nie einen großen Gelehrten gedenken kann, ohne ein gut Gedächtniß. Die Beurtheilungskraft ist zwar bey jedem Arzte das vorzüglichste und wichtigste, allein das Gedächtniß muß ihm unendlich unterstützen in Theorie und Praxis. Kaum ist je eine andere Wissenschaft wo so viel Gedächtniß zur Erlernung nöthig wär. Denn wie viel muß nicht aus der Anatomie, Botanik, Materia Medika, Pathologie, Zeichenlehre ꝛc. aufbehalten werden um die gegenwärtigen Ideen neben die Vergangenen zu stellen, ähnliche dem Vorstellungs Vermögen wieder vorzuführen, um aus der Darstellung des manchfaltigen einen richtigen Schluß zu ziehen, oder ein Urtheil zu fällen. Je mehr der Arzt Ideen weiß neben einander zu stellen, desto mehr wird er seine vor sich habende Materie durchschauen, desto richtiger wird er alsdenn im Stand gesetzt zu schließen. Je mehr Mittel er kennt, mit ihren Vortheilen und Nachtheilen, eine desto grössere Wahl wird er haben, bey der Heilung einer Krankheit. Bey Bearbeitung gewisser Materien wird er in den Schatz seiner Lectüre nur zurückgehen dürfen, um da zu hohlen was er braucht, wird dadurch in Stand gesezt, gleich zu wissen, was neu, oder was schon daß Alterthum aufgezeichnet hinterlassen hat. Zur Entscheidung der Sachen gehört nun freylich die Beurtheilungskraft.

§. 253

§. 253.

Bey diesem wichtigen Vermögen muß nur die Einbildungskraft nie zu oft und stark mit würken, weil der Arzt sonst sieht und empfindet, was nicht vorhanden ist, deshalb falsch urtheilt, seine Patienten vielleicht in Traurigkeit, Angst und Verlegenheit sezt, sich selbst alles immer vorstellt, und sein Leben ausserordentlich mühseelig hinbringt. Daher soll die Urtheilskraft frey seyn von allen, durch nichts im voraus eingenommen, damit sie nur die vor ihr liegenden Sachen genau vergleiche, wähle oder verwerfe, entscheide und richtige Entschlüsse fasse. Hierauf beruht nun einzig und allein die Größe des practischen Arztes, dadurch wird sich der richtige Denker und Beurtheiler von dem Haufen so vieler andern schwachen Geister genau unterscheiden. Dadurch kann er sich als philosophischer Arzt zeigen.

§. 254.

Was in dem menschlichen Körper frey und offen daliegt, ist freylich nicht schwer aufzusuchen und zu erkennen; allein wie vieles ist so versteckt und verborgen, das durch nichts, als durch die schärfsten Vernunftschlüsse entdeckt werden kann. Daher sollte der Arzt fast durchaus Philosoph seyn. Denn er muß durchaus immer schlußweiße gehen. Vor sich hat er zwar in die Sinne fallende Veränderungen, von diesen muß er nun mit einem scharfsichtigen Blick auf das innere und verborgene gehen

und

und durch blose Schluß Folgen die Krankheiten und ihre Ursachen zu entdecken suchen, das denn auch gewiß gelingt, so bald er richtig verfahren und das Allgemeine von den Besondern, das Wesentliche von dem Ausserwesentlichen geschieden hat. Aber eben so glücklich wird er bey der Wahl der Arzeneymittel durch Hülfe dieser großen Gabe seyn. Groß ist also das Geschenk, wem es von der Vorsehung gütigst ist verliehen worden. Wer diese medizinische Vernunft besizt, sagt Unzer (*f*) der ist zum Arzt gebohren. Er sieht den Lebenslauf einer Krankheit vorher. Er kennt die zukünftigen Wirkungen aller Arzeneyen, die ihr entgegen gesetzt werden können. Er weiß die Tücke, die Verstellung seines Feindes. Er wählt unter tausend Mitteln das, was nicht fehlschlagen wird und sieht mit einem Blick, wo und was für ihn zu thun ist. Dieses ist das Genie, der Beruf der Natur, den jedermann besitzen muß, der in einer gewissen Kunst groß werden will. Der gelehrte Arzt, dem diese fürtrefliche Kraft fehlt, ist ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle. Er kann gelehrter seyn, als ein sehr glücklicher Practikus. Aber er ist ein Arzt blos für die Studirstube, aber nicht für das Krankenbette, wohin durchdringender Verstand und eine reife Beurtheilungskraft gehört. —

§. 255.

Ehe aber die Urtheilskraft, das Genie richtig schliessen kann, so sezt sie eine andere Eigenschaft voraus, das ist

(*f*) Im Arzt.

ist der Beobachtungsgeist. Das ist ein Vermögen der Seele, wo wir auf alle Umstände merken, und über sie reflecktiren. Sie müssen sich uns als neu darstellen, wir müssen sie aber auch alle einzeln und nach ihren wesentlichen Unterschied bestimmen können. Verweilen wir uns etwas bey ihren Karackteren, betrachten sie von allen Seiten und ziehen sie dañ in unsere Intresse, stellen das Verschiedene neben einander, betrachten sie in ihrer Zusammenstimmung, und in ihrer Einfachheit, dann äussert sich die Reflexion. Aus dieser und der Attention können wir füglich die Beobachtung zusammensetzen.

§. 256.

Daher müssen wir feurig in der Empfindung und in der Anordnung kalt seyn. Doch beydes muß in Maße geschehen. Allzu lebhaft und allzu kalt schadet. Eine feurige lebhafte Einbildungskraft, und wenig schwache Urtheilskraft macht falsche Darstellungen, und man sieht falsch oder wenigstens nicht deutlich. Hingegen Leute mit vielem Verstande, sagt Zimmermann, (g) ohne Einbildungskraft sind überhaupt zum geschwinden Sehen zu langsam, sie beurtheilen sehr wohl, aber sie bemühen sich nicht eine Beobachtung zu machen. Eine übertriebene Kälte hingegen, und das aus demselben fließende niedergedrückte und niederdrückende Wesen, macht die Menschen eben so verkehrt sehend, als eine übertriebene Hitze. Denn alles

(g) Am angeführten Ort. S. 148.

alles kommt ihm matt und lichtleer vor und dann vielleicht auch unwichtig. Daher muß ein richtiges Gemisch in uns seyn, damit wir die Sachen in ihrem wahren Lichte und in ihrem ganzen Umfange sehen, wenn wir sie beobachten wollen.

§. 257.

Hat ein Arzt den Beobachtungsgeist nicht ganz, so wird er zwar beobachten, wird aber die Natur angaffen, ohne sie zubetrachten. Daher wirft er oft sein Auge hin, wo er nicht soll und niemals wo er soll, ist z. B. das Uebel auf der Brust, so lauert er auf den Kopf, ist es es im Kopf, so hüpft er auf den Bauch. Sein ganzer Geist ist oft mit Nebenumständen angefüllt und beschäftiget, wodurch oft die Hauptsache übersehen wird. Hieraus entstehen nur leider gar zu oft getheilte Meinungen, die ein jeder nach seinem Vorurtheil auf Erfahrung gründet. Daher ist auch die ächte und richtige Kenntniß der Krankheiten so selten. Denn wer die Krankheit von den Zufällen und diese unter sich nicht unterscheidet, nimmt die Anzeigen zur Heilung von einem einzeln Zufall und wer diesen heilen will, heilt die Krankheit nicht.

§. 258.

Daher schreib ich ganz einstimmend aus der Seele des Zimmermanns. (*h*) Ein wahrer Arzt muß beobachten,

(*h*) Am angeführten Ort. S. 170.

ten, was Practiker (*i*) nur schauen. Denn er muß alle Umstände einer Krankheit unter ihrem Schleyer entfallten, die Einfalt in der Verwickelung finden, das Beständige von dem Veränderlichen, das Wesentliche, von dem Ausserwesentlichen unterscheiden. Er muß immer auf den Grund der Sache gehen, alles ausspüren, wodurch es sich begreiffen läßt, wie eine Krankheit dasjenige worden ist, was sie ist, oder auf was für Art und Weiße sie möglich ist. Er muß die Würkungen der Krankheit von den Würkungen der Arzeneyen unterscheiden, und vorzüglich wissen, ob die Natur oder die Mittel geheilt, ob die Natur oder Mittel getödet haben. Aus der Scharfsicht des Arztes fließt die Größe des Arztes. Man lasse keinen Umstand seinem Beobachtungsgeist entschlüpfen. Denn oft der kleinste hat bey versteckten, bey verwickelten Krankheiten ein solches Licht aufgesteckt, daß das Uebrige nun vielleicht sonnenklar erscheinet, eine andere Krankheits Ursach und eine andere Anzeige zur Heilung anräth. —

§. 259.

Der Beobachter, der alles vorerwähnte und mit einem Wort den ganzen Zustand eines Kranken aufsuchen will, muß ruhigen Geistes und Körpers seyn. Denn kömmt er mit klopfenden Herzen und hüpfenden Pulsadern ans Krankenbett, so wird er oft einen Puls am Kranken bemerken, der in seinen Fingerspitzen klopft, aber nicht in den

(*i*) Unter Practiker versteht er alle schlechte, schwache Aerzte, Empyriker, die nur auf gut Glück heilen.

Armen und Händen des Kranken. Kommt er von schneller Bewegung erhizt in das Krankenzimmer, dann wird er stickende Hitze empfinden und oft, wenn er den Kranken berührt, erscheint er ihm glühend, wo er doch nur mäßig warm war. Er wird izt sehen und empfinden, was er zu einer andern Zeit nicht würde empfunden haben, die genommene Empfindung seines eigenen Körpers, wird er für die gegebene des Kranken halten. Wird er also richtig beobachten können?

§. 260.

Der Geist des Beobachters muß frey von allen Zerstreuungen seyn, er muß ruhig seyn. Ist die Seele von fremden Gedanken voll, wie kann sie fähig seyn, sich auf ein Objeckt zu lenken, und das von allen Seiten zu betrachten? Sie werden die Aufmerksamkeit nothwendig unterbrechen, es sey nun durch welche Nebenideen es wolle. Sind es besonders Leidenschaften, so würken sie überall mit.

§. 261.

Die Leidenschaften bemeistern sich nicht allein unserer Sinne, sondern auch des Verstandes. Deshalb wir nur halb recht, oder gar nicht recht empfinden, und ganz falsch urtheilen. Ein Mensch, sagt Zimmermann (*k*) kann bey dem aufgeklärtesten Verstande unfähig seyn, dem Verstande und den Gesinnungen seiner Freunde Gerechtigkeit

(*k*) Am angeführten Ort. S. 182.

tigkeit wiederfahren zu lassen, wenn etwas in seiner Brust liegt, das ihm diesen Verstand und diese Gesinnungen beschwerlich macht. Wie mehr sich unsere Leidenschaften in der Beurtheilung eines Gegenstandes einmischen, desto ungeschickter sind wir, denselben zu beurtheilen. Komt jemand mit Liebe oder Haß, und auch gewissen andern Vorurtheilen zum Kranken, dann werden die Beobachtungen nothwendig darnach ausfallen.

§. 262.

Sind wir so angeschickt zur Beobachtung wie wir seyn sollen, dann muß es mit der größten Genauigkeit geschehen. Da schon einfache Krankheiten ein Gewebe von kleinen Umständen sind, die ein Arzt beobachten muß, so muß er seine Aufmerksamkeit bey zusammengesetzten noch mehr anstrengen, um alles zu umfassen, was bey diesem noch mehr verwickelten Krankheitszustand vorkömmt. Die Genauigkeit nach Zimmermann (l) besteht hauptsächlich in der Bemerkung einer Menge kleiner Umstände, die dem Auge des Beobachters leicht entgehen und gleichwohl den größten Einfluß auf das Ganze haben, indemsie oft neue und von dem vorigen ganz entfernte Wege zur Heilung entdecken.

§. 263.

Diese kleinen Umstände genau zu bemerken, dazu gehört Geduld. Flüchtigkeit beym Beobachten findet gar

(l) Am angeführten Ort. 206.

nicht statt, so auch forteilen, wenn man einen Kranken gesehen hat, gleich zu den andern überzuhüpfen, und so auch von einem leidenden Theil zum andern. Denn man muß eigentlich die Natur zu beschleichen suchen, die Zeit ruhig abwarten, wenn sie sich durch gewisse Zeichen äussert. Hieraus erwächst das nöthige Anhalten, und der unermüdete Fleiß.

§. 264.

Um denn nun alles zu vollbringen, werden wir durch diese zur öftern Wiederhohlung angespornt. Hierdurch gelangen wir dann zu einer Festigkeit und Gewißheit dessen, was wir beobachten. Die Wiederhohlung ist der beste Weg, das falsche von dem Zweifelhaften, das Zweifelhafte von dem wahrscheinlichen, das wahrscheinliche von dem wahren, das wahre von dem gewissen zu unterscheiden. Eine bestätigte Beobachtung ist oft so viel werth, als eine neue Beobachtung, wenigstens führt sie näher zur Wahrheit. Aber auch hier müssen wir frey seyn von allen Vorurtheilen, wir müssen ganz unpartheyisch verfahren, denn begründen wir unsere Beobachtung.

§. 265.

Soll die Beobachtung gut seyn, so muß sie treu und aufrichtig seyn. Denn will man nur immer zu seinem Vortheil beobachten, daß heißt so, daß man niemals will geirrt haben, vieles noch in die Form, die man sich einmal vor Augen gelegt hat, hineinzwängen, und nur das Bejahende

jahende angeben: so kann nie eine richtige Beobachtung entstehen. Wir schmeicheln uns und überreden andere, Sachen gesehen zu haben, die doch nicht da waren, oder nur halb vorhanden waren. Oft wird nach Gefallen dazugethan und abgenommen, und dann ist nicht genuin, was man zwar unter das Beobachtete stellt, nimmermehr aber wahrgenommen hat. Billig soll man alles anmerken, auch die Fehler, und alles, was auch unserm Plane zu wiedersprechen scheint. Nichts kann uns mehr von andern unterrichten, als das Geständniß ihrer Fehler, die wir zu bessern suchen. Das Wiedersprechende giebt oft dem andern mehrern Stoff zum Nachdenken und vielleicht weiß er es geschickt zu vergleichen, und aus seinen richtigen Ursachen herzuleiten.

§. 266.

Um nichts wieder zu vergessen, so ist es auch nöthig, gleich vorm Krankenbett sich alles anzumerken. Nie ist unser Gedächtniß so beschaffen, daß es uns alles aufbehalten könnte, wenn wir besonders mehrere verschiedene Dinge zugleich zubeobachten haben, wo oft ähnliche einander entweder verwirren, oder gar auslöschen. Oft müssen wir sehr bestimmte und wiederhohlte Fragen an den Kranken thun, um alles genau zu erfahren, was für in die Sinne fallende Veränderungen bey ihm vorgehen. Soll die Beobachtung den Lernenden und den Leser mehr unterrichten, so muß der Vortrag und die Aeusserung des Kranken seine Zufälle mit eigenen Worten und Ausdrücken

aufgeschrieben werden, doch so, daß der Beobachter nur hin und wieder des Kranken Geschichte nnd Empfindungen berichtiget. Nie darf sich ein junger Arzt dieses Verfahrens schämen. Denn die größten Aerzte älterer und neuerer Zeit, wovon ich nur den Boerhave und Zimmermann nenne, haben durchaus so gehandelt.

§. 267.

Nie wird man aber genaue Beobachtungen anstellen können, wenn man sich dem Krankenbett ohne alle ärztliche Kenntniß nähern wollte. Bin, oder will ich genau seyn, so werde ich zwar mir alles in die Sinne fallende anmerken, aber das verborgene, was ich erst erfragen muß, wird mir entgehen. Ohne Wissenschaft und Kenntniß der Sachen ist mirs ja auch ohnmöglich Fragen aufzuwerfen. Allein der Besitz von Wissenschaften ist nicht blos ein Erforderniß des Beobachters; sondern des Arztes auch überhaupt.

§. 268.

Soll jemand den Nahmen eines wahren Arztes verdienen, so muß er billig den Umfang seiner Wissenschaft kennen. Daher sagt auch Zimmermann, die wahre Gelehrsamkeit ist der Reichthum des Weltweisen, und die Erfahrung sezt sie zum voraus. Wir müssen die Geschichte und die Kennzeichen der Dinge wissen, ehe wir sie in der Natur bemerken können. Der größte Geist lernte durch sich selbst die Natur der Krankheiten allzu-

spät erkennen, wenn die Schriften der Aerzte ihm die ersten Linien dieser Kenntniß nicht zögen. Er würde von seiner Laufbahn zurückgescheut, wenn ihm die Wissenschaft zuweilen nicht für Erfahrung gieng. Ohne die Beyhülfe der Gelehrsamkeit ist selbst das Genie schädlich, weil man den Kräften desselben allein überlassen, in der Unermeßlichkeit der Dinge herumfliegt, ohne zu sehen, wohin man fliegt. Wir müssen das Bekannte wissen, ehe wir das Unbekannte suchen.

§. 269.

Zu einer ächten Gelehrsamkeit gelangen wir auf verschiedenen Wegen, theils durch Lehren, theils durch Lesen, theils durch persönlichen Umgang mit gelehrten Männern. Jener Weg isi der leichteste und richtigste, wo wir immer zu rechte gewießen werden können, wenn wir irren wollen. Das Lesen reicht uns unendlich viel dar, aber durch bloses Lesen wird man selten zu einer vollkommenen Gelehrsamkeit besonders in allen Fächern gelangen können. Es ist zu mühsam und da wir oft den ganzen Umfang noch nicht kennen, so nehmen wir vieles für wahr an, was wir vielleicht in der Folge wieder für falsch oder ungewiß anerkennen müssen. Wir sammeln viel, aber auch unendlich viel falsches. Wir können aber auch gutes samlen, wenn wir über gute Bücher kommen. Die dritte Art ist eigentlich nur die Ergänzung der vorigen beyden Arten, wo wir theils wieder hohlen, abschneiden, hinzu-

thun, mit einem Wort, das Bekannte richtiger bestimmen lernen.

§. 270.

Die Vortheile, die ein Arzt aus seiner Wissenschaft zieht, sind wichtig. Denn erstlich ist ihm eine gründliche Gelehrsamkeit unentbehrlich, zweytens ist sie ihm eine anständige Zierde, drittens macht sie ihm selbst viel Vergnügen.

§. 271.

Denke ich mir einen wahren Arzt, so denke ich mir ihn immer zugleich als einen Gelehrten. Denn als wahrer Arzt, so muß er nothwendig Kenntnisse, Wissenschaft und Gelehrsamkeit besitzen. Nie wird er von der Richtigkeit seiner Wissenschaft und ihrer einzeln Sätze überzeugt seyn können: Nie wird er daraus sichere Schlüsse machen; nie wird er die Krankheits Ursachen genau einsehen und darnach seine Mittel bestimmen können, wenn er nicht den Innbegriff aller Theile, die diese Kunst ausmachen genau kennt. Ausser ihr wird er nur in Ungewißheit schweben, nur im Finstern tappen, und wagt er ja Kranke zu heilen, dann ist es Versuch eines Empyrikers, nicht aber die zuverläßige Behandlung eines geschickten und guten Arztes.

§. 272.

§. 272.

Gesezt der ausübende Arzt besitze mehrere Kenntnisse und Gelehrsamkeit, als man eigentlich von ihm fordern könne, so ist sie ihm doch Zierde. Denn er wird allezeit deshalb geachtet werden, wird immer im Besitze so vieler Ansprüche bleiben, die ein Gelehrter auf Ehrenstellen und auf Glück machen kann. Bey der Ausübung seiner Kunst wird ihm das Lesen der Alten in ihrer Ursprache, da wir izt so gute Uebersetzungen haben nie helfen, und zu keinen glücklichern Arzt machen, alle Aerzte älterer und neuerer Zeit nach ihrem Nahmen, Lebenszeit, Lehren, und Systemen, in ihrer Ordnung hererzehlen können, erhebt ihn nicht als grössern ausübenden Arzt, allein Zierde wird es ihm bey Kennern seyn, und Bewunderung beym Nichtkennern verursachen.

§. 273.

Endlich macht sie ihm selbst viel Vergnügen. Denn in sich selbst die Größe, Schönheit und Güte der Kunst, die aus der Kenntniß enstanden ist, fühlen, ist süsses Vergnügen. Sie giebt Unterhaltungen, wenn die gewöhnlichen practischen Geschäfte beendigt sind. Sie verbannt allen Müßiggang, sondern muntert vielmehr zu Geschäften auf. Zu wissen, wie groß war die Wissenschaft der Alten, was lehrten sie, wie gieng die ganze Wissenschaft Schritt vor Schritt fort, wie ist diese oder jene Lehre entdeckt worden und zu was für Zwecken wurde sie dann bestimmt,

stimmt, und welchen Nutzen hat sie bey mir selbst? Was für Licht verbreitet sie über manche Dunkelheit, und klärt mir Lehren auf, die der andere nicht sieht, oder nur blindlings annehmen muß? Sehe ich also lichter, genieße ich die edlen Früchte meiner Bemühung, ist das nicht süsses Vergnügen?

§. 274.

Was soll der Arzt eigentlich wissen? Wie groß ist der Umfang seiner Wissenschaft? Welches sind die Gränzen der Aerztlichen Gelehrsamkeit? Ein Arzt soll und kann nie Polyhistor seyn. Einige Wissenschaften kann er erlernen, die aber nur an den Aussenlinien stehen, und die ihm zur Zierde sind und etwas Vergnügen machen. Dahin rechne ich die Kenntniß vieler todten und lebenden Sprachen, die schönen Wissenschaften, welche würklich den Menschen kultiviren und milder machen; allgemeine Geschichte und damit verbundene Lehren, das Naturrecht, um zu wissen, wie er verpflichtet sey, nach seiner Freyheit und Natur zuhandeln.

§. 275.

Allein Lehren, die einen unmittelbahren Bezug auf die Arzeney Gelahrheit haben, muß er kennen, sie lernen und fleißig studieren. Die Erlernung der lateinischen und griechischen Sprache, und ein reiner Ausdruck seiner Muttersprache sind die ersten Hülfsmittel, und die Dolmetscher

metscher unserer und anderer Gedanken, also wichtige Theile der zu erlernenden Kunst.

§. 276.

Doch muß kein Arzt sein Wissen auf die Gedächtniß Gelehrsamkeit einschränken, dann ist er warlich ungeschickt zum Arzt, der allein seinen Verstand und Beurtheilungskraft anwenden muß, die aber schon fleißig durch eingesamlete Wissenschaften ist geschärft worden. Die Gedächtniß Gelehrten lernen und tragen viel zusammen, ohne Wahl der Sachen, ohne Ordnung, es liegt bey ihnen alles auf einen Haufen verworren wie ein Chaos, wird ja einmahl ein Fach geöfnet, so springt etwas heraus, aber mit diesem öfnen sich vielleicht zehen andere, und nun wird alles ausgekramt, was da ist. Der größte Fehler dabey ist, daß ihnen ihre Eigenliebe oft auszukramen befielt. Daher der gelehrteste Arzt zu bedauren ist, wenn er nicht gelernt hat, besser zu denken, mehr seinen Geist zu schärfen, als sein Gedächtniß zu füllen, mehr Gedanken zu pflanzen, als Wörter zuhäufen. Erst denn wird er zum Urtheilen und Handeln geschickt, wenn er im gleichen Maaße mit dieser Gelehrsamkeit Verstand verbindet.

§. 277.

Ehe er noch zu den andern Wissenschaften schreitet, muß er erstlich noch durch eine gute Philosophie vorbereitet seyn. Diese besteht freylich nicht in blosen Distinktionen, weit her geholten Demonstrationen, und künstlich

lich gebauten Syllogismen, sondern in der Kenntniß der Regeln, die unsere Begriffe genau bestimmen, ordnen, unterscheiden, verknüpfen und richtige Urtheile ziehen lehrt, und dieser Theil intreßirt den Arzt am meisten, und leitet ihn immer richtig, wenn er auch zuweilen sich von der geraden Bahn entfernte. Er wird viel tiefer in die Natur der Dinge dringen, nicht bey der Oberfläche bleiben, sondern in das Innere gehen, und das Geheime auffuchen können. Nie wird er sich durch den Schein täuschen lassen, wird nicht nach den Schatten greiffen, sondern wird Festigkeit erhalten, und alles aus unläugbaren Gründen darthun. Er wird die Grundsätze seiner Wissenschaft systematisch erlernen, ordnen und anwenden, wird so leicht nie in Empyrie verfallen, allein durch Hülfe einer guten Erfahrung alles genau bestimmen, das Zweifelhafte noch berichtigen und so wird er als ein guter, großer und rationeller Arzt glücklich heilen.

§. 278.

Auch die andern Theile der Philosophie werden ihn in seiner Kunst sehr unterstützen, ich meine verschiedene metaphysische Lehren, als die natürliche Theologie und dahin gehörige Lehren, die Lehre von der Seele, ihren Eigenschaften und Würkungen auf den menschlichen Körper so viel ein menschlicher Verstand davon einsehen kann: Wie glücklich wird er dann manchen Patienten, der an Gemüth leidet zu Hülfe kommen können, Visionen, Ahndungen, Geistersehungen, die Würkungen der Leidenschaf-

ten wird er nicht nur natürlich und geschickt erklären, sondern auch thätigen Rath geben können.

§. 279.

Unentbehrlich sind ihm viele Lehren der Physik, von der Luft, von dem Schall, von der Bewegung, von der Schwere, von Farben und Licht, von der Verbindung und dem Druck der Weltkörper gegen einander, von Elektricität und Magnetismus ꝛc. Ja die meisten von diesen und andern ärztlichen Wissenschaften die sich auf Mathematik gründen hat er nöthig, so muß er billig die Lehre von Winkeln, der Mechanik, Hydraulick, Hydrostatik, Optik, ꝛc. genau kennen.

§. 280.

Viele der vorigen Lehren wird er besser einsehen, und nutzbarer anzuwenden wissen, wenn er zugleich damit die Chemie verbindet. Sie ist die große Lehrerin sowohl den innern Gehalt der Körper, und ihre wesentlichen Theile kennen zu lernen, als auch diese einzelnen Urtheile wieder zu verbinden, und neue Produckte schaffen zu helfen, worinne ihr denn die angenehme Erzehlerin und Mahlerin, der verschiedenen Produckte der drey bekannten Reiche, nemlich die Naturgeschichte freundschaftlich die Hand bietet, welches sie auch gegenseitig thut, und beyde einander zu einer höhern Vollkommenheit erheben.

§. 281.

Mit diesen sich allverbreitenden Hauptwissenschaften ausgerüstet, darf sich der Verehrer der Arzeneywissenschaft nun zu ihr nahen, und ihre Geheimnisse selbst erforschen lernen. Glücklicher, schneller und sicherer wird er gehen, wenn er durch eine richtige Einleitung in die Kunst, wie sie uns ohngefähr der völlig gute systematische Lehrer Ludwig (*m*) gab, angewießen wird, und wenn ihm durch eine gute saftige Geschichte der Arzeneykunst, die Kunst selbst schmackhaft gemacht, und er mit den würdigsten Männern aller Jahrhunderte ihren Lehren und Systemen in jeder Disciplin zum voraus bekannt gemacht wird. Beyde haben für den jungen angehenden Arzt den ausgebreitesten Nutzen. Ohne die Kenntniß der Schriften der Aerzte sagt Zimmermann, die jenseits ihrem Grabe unter der dankbahren Nachkommenschaft leben, hätte man entweder niemals keine Arzeneykunst gehabt, oder jeder schlechte Kopf mußte ein Halbgott, jeder Practikus ein Erfinder gewesen seyn. Nur ist die Erfahrung des ältesten und beschäftigtesten Arztes nicht zu länglich, weil die menschliche Erkenntniß sehr langsam wächst von unmerklichen Anfängen über Stufen an das Licht steiget, die Jahrhunderte sind und viele ganze Nationen und Weltalter ihre Kräfte verbinden müssen, ehe eine Wissenschaft in einigen Theilen vollkommen wird, daher man sich von diesem eine genaue Kenntniß erwerben muß, damit man ihre

(*m*) Synopsis doctrinæ medicæ Lipſ. 1772.

ihre Arbeiten nutzen kann. Man macht sich die Erfindung der vorigen Jahrhunderte dadurch bekannt um sie, wenn man selbst in der Erkenntniß gewachsen und Kräfte genug gesammlet hat, entweder zu tadeln, oder das Gute, Vortheilhafte und Aechte zu seinem Nutzen zu verwenden, oder den großen Fehler zu vermeiden, daß man glaubt das itzige Zeitalter habe lauter Neues, noch nie gekanntes, ja sagt und vertheidiget es wohl selbst.

§. 282.

Hat man sich nun durch einen historischen Vortrag das allgemeine aller Lehren und Lehrsätze bekannt gemacht, dann muß man sie im Besondern und in ihrer Ausdehnung studieren. Das ganze medizinische Lehrgebäude beruht auf festen Stützen, die wir zuerst in der Anatamie der menschlichen und jeder Thiermaschiene suchen. Die Knochenlehre ist die erste, auf diese gestüzt geht man zur Kenntniß aller übrigen Theile über, nehmlich auf die Kenntniß der Häute, der Muskeln, der Eingeweide, der Gefäße, so wohl der Blut- als Lymphatischen der Drüßen, und Nerven. Hab ich erst eine anschauliche Erkenntniß von diesen Theilen, dann heißt mich mein Verstand und die Neugierde den Nutzen, die Verrichtungen und die Kräfte der Theile, wozu sie als gesunde und lebende Theile aufgelegt sind, fragen. Den beantwortet mir die Physilogie. Hier fragt sich, ob sie beständig gesund bleiben und ob ich Mittel in den Händen habe, sie gesund zu erhalten? Die Sammlung von diesen Gesundheits Mitteln findet

man in der Diätetik. Da aber die thierische Maschiene, so wie viele andere durch die Zeit abgenuzt wird, so wird sie fehlerhaft und mangelhaft.

§. 283.

Wie dieses zugehe, wie verschieden und mannichfaltig sie sind, aus was für Ursachen sie sich herleiten lassen durch was für Kennzeichen sie sich verrathen? findet man in der Pathologie, die also aus der Nosologie, Aetiologie und Symptomatologie entstandeniſt. Ein festes System der Krankheiten muß er billig kenen u. immer vor Augen haben.

§. 284.

Nie wird er in dieser Lehre mit glücklichen Schritten fortschreiten, wenn die Zeichenlehre nicht seine beständige Begleiterin ist, und ihm die allgemeinen von den besondern Karakteren scheiden lehrt, wodurch er im Stand gesezt wird, Festigkeit in Bestimmungen der Krankheiten zu halten, die doch dem Arzt höchst unentbehrlich ist, wenn er kein schwankender Beurtheiler seiner Patienten seyn will.

§. 285.

Hat man aus den Zeichen die Krankheiten und ihre Ursachen entdeckt, dann ist wohl das erste, so gleich auf Mittel zu denken, wie man dem gesunkenen Zustand wieder aufhelfen soll. Hier nahen wir uns nun den Gränzen der allgemeinen Heilkunde, wo wir die richtigen Anzeichen finden, was wir in Ansehung der Lebensverrichtungen

tungen, der Krankheiten selbst, und endlich der blosen Zufälle bey Krankheiten, als helfende Aerzte zu leisten haben. Werden wir aber dieses ohne die schicklichen Werkzeuge bewürken können?

§. 286.

Daher wird die Sammlung von diesen Werkzeugen die Materia Medika dem Arzt die Hand bieten und die Kenntniß dieser Mittel angeben, nach ihrer Natur und Verschiedenheit, nach ihrer Einfachheit und Zusammensetzung, worinne ihn die Naturgeschichte, Pflanzenlehre und Chemie sehr unterstützen wird. Die aus Erfahrungen und Versuchen guter Beobachter erprobte Würksamkeit giebt endlich darinne den Haupttheil ab. Auch diese Werkzeuge müssen mit gewissen Vortheilen sowohl einfach, als zusammengesezt angewendet werden, in Ansehung der Form, der Proportion, der Dosis und der Zeit, wenn und wie oft sie anzuwenden sind, das lehrt uns die Receptkunst oder das Formular.

§. 287.

Will man aber eine Heilung aller und jeder Krankheit bewirken, wie es doch der eigentliche Arzt soll, so hat man noch besondere Vortheile und Regeln nöthig, die uns die besondere Heilkunde, oder das so genannte Practikum angiebt. Wendet man diese Regeln blos auf äussere Krankheiten an, und zwar so, daß man sich der Hände oder der Instrumente dabey bedient, so heißt

es Chirurgie, betrift es aber allein das Geschäfte der Geburt, sowohl der natürlichen, als wiedernatürlicher, dann nennt man es **Entbindungskunst.**

§. 288.

Die wirkliche Ausübung von der ersten vorm Krankbett und bey wirklich Kranken, ist die lehrreiche Beschäftigung des **Klinikums.** Die beyden leztern können wir zur glücklichen Ausübung bringen, in Hospitälern und Ackuschirinstituten. Glücklich sind wir denn, wenn wir es darinne zu einer solchen Vollkommenheit bringen, daß wir unserm Nächsten die erflehte Hülfe geben können. Denn sie sind würklich die Werkstädte, worinnen wir uns dem Staat ganz brauchbar machen können, wenn wir sie so anwenden, wie wir sollen.

§. 289.

Der Innbegriff und die Wiederhohlung von dem vorigen zu besserer Einrichtung des Medizinalwesens im Staate angewendet, giebt uns die **medizinische Policey** oder bey mancherley Vorfallenheiten die Wichtigkeit, oder Unwichtigkeit dem Juristen zur Bestimmung seiner Rechtssprüche, es betreffe nun Leben oder Tod, oder eine geringe Ahndung der begangenen Fehler, anzugeben, davon man die Vorschriften in der **gerichtlichen Arzneykunde** findet. Wie aber der Arzt die Schicksaale seiner Nebenmenschen durch ein weises, vorsichtiges und kluges Verfahren mit einer gewissen Versteckheit erleichtern soll, lehrt uns die

große

große Kunst, die Politik der Aerzte, worinne man nie ausstudiren wird, um nur den Hauptheil zu umfassen.

§. 290.

Wird der Arzt diese Eigenschaft, die die vorzüglichste an ihm seyn soll, in einem hohen Grad besitzen, und seine Kenntnisse durch fleißige Lecktüre und tägliche Erfahrung zu bereichern suchen, dann sind die glücklichsten Aussichten für einen guten und geschickten Arzt da und dann wird es ihm nie an Kranken, aber auch nie an dem so vielfältig gewünschten und oft so vielfarbig sich gedachten und gemahlten Glück des Arztes fehlen.

§. 291.

Mit dieser Eigenschaft verbinde ich noch die Nothwendigkeit einer guten Büchersammlung, ohne welche ohnmöglich ein Arzt leben, heilen und zunehmen kann. Denn die Schwäche der menschlichen Kräfte ist so groß und die Errinnerungs = und Beurtheilungs = Kräfte sind so eingeschränkt, daß man ohnmöglich alles in Gedächtniß aufbehalten kann, was man in der Ausübung der Kunst braucht, denn es giebt wenige solche glückliche Genies, oder wo der Verstand alles durchschauen könnte, was uns vorkömmt. Die Erfahrung giebt und kann auch nicht alles geben, denn man kann nicht gleich so viele machen, daß man zu einer gewissen Vollkommenheit kömmt. Daher ist es ohnumgänglich erforderlich, durch Lesen guter und brauchbarer Bücher sich dieses Mangelnde zu ersetzen.

Jeder soll wenigstens die vorzüglichen in seinem Lieblingsfach haben.

§. 292.

Nie wird man verlangen, daß ein bloser ausübender Arzt eine prächtige Bibliothek aus allen Theilen der Arzeneywissenschaft sammle, denn dadurch würde er sich und seine Familie vielleicht in schlechte ökonomische Umstände setzen, sondern er soll billig aus jedem Fach ein oder etliche Hauptbücher besitzen, worinne er sich im Fall er etwas, was nicht so ganz in sein Fach schlägt, Raths erhohlen kann. Der Lehrer der Kunst soll billig die vorzüglichsten älterer und neuerer Zeit haben. Der blos practische Arzt soll billig die meisten besten practischen Bücher seiner Zeit besitzen. Izt würden wir besonders, einen van Swieten, (*n*) einen Vogel, (*o*) Werlhof, (*p*) Tissot, (*q*) Buchan, (*r*) Grant, (*s*) Pring-

(*n*) Comentarii in Boerhave aphorismos. Lugd. B. Tom. I. V. et index *Gladbachii*.

(*o*) Von Kenntniß und Heilung der Krankheiten, übersezt und mit Anmerk. von Pohl. Leipzig. 1780.

(*p*) Opera edita a Wichmann. Hannov. 1775. 4.

(*q*) Sämtliche Werke, Hamb. 1774. 1 Th. ꝛc.

(*r*) Hauß Arzeneykunst, Altenb. 1774. eine neue engl. Ausgabe. 1781.

(*s*) Beobachtung über die Natur und Heilung der Fieber, Leipzig, 1775. eine neuere Edit. engl. 1783.

Pringle, (*t*) Baldinger, (*u*) Störk, (*v*) Stolle, (*w*) Selle, (*x*) Weikardt, (*y*) Zimmermann, (*z*) Senft, (*a*) die Verfasser der Sammlungen zum Gebrauch practischer Aerzte, die onomatologia medica und andere mehr, wählen, die theils das Publikum einmal für große und wichtige Männer aufgenommen hat und ich viel zu weitläuftig seyn müßte, sie hier anzuführen, besonders über einzelne Krankheiten, das mehr in den Vorlesungen geschehen soll. Von den andern Theilen der Wissenschaft wird schon hinlänglich seyn wer die Hauptbücher hat. Z. B. in der Naturgeschichte den neuen Schauplatz der Natur (*b*) und als Kompendium den Blumenbach. (*c*)

(*t*) Krankheiten einer Armee. Leipz. 1718.

(*u*) Krankheiten einer Armee, Langensalz, erste Ausgabe, 1774. Magazin für Aerzte, und andere nützl. Schriften.

(*v*) Unterricht für Feld- und Land-Wundärzte. Wien, 1776.

(*w*) Rat. medendi. Vien. 1779. und deutsch 1 Th. 1783.

(*x*) Medicina clinica. Berlin, 1781.

(*y*) Vermischte medizinische Schriften. Frkf. 1778. 1782. 1—4 St.

(*z*) Von der Erfahrung, 1 Th. 1763. 2. 1769. besonders auch von der Ruhr.

(*a*) Gesundheits Catechismus. Berl. 1781.

(*b*) Ist in 10 Theiln zu Leipzig 1775—1781. herausgekommen, enthält von den Naturproduckten für einen Arzt just das nöthige und nützliche.

(*c*) Lehrbuch der Naturgeschichte. Göttingen. 1781.

§. 293.

In der Chemie ist besonders Macquer, (*e*) Wiegleb (*f*) und Weigel; (*g*) in der Pharmacie und Pharmacopöe, Baldinger (*h*) und Spielmann, (*i*) in der Botanik Linne, (*k*) in der Physiologie, Haller (*l*) und Jadelot, (*m*) in der Anatomie fehlt uns freylich noch ein gutes und wohlfeiles Handbuch, worinne wir zwar Original Werke haben, aber für den practischen Arzt zu kostbar. Daher ich blos den Meyer (*n*) empfehlen könnte, wenn er nur schon beendiget wär. In der

(*e*) Chemisches Wörter Buch, übersezt und mit Anmerk. begleitet von Leonhardi, Leipzig. 1781 — 83. in 6 Th.

(*f*) Handbuch der allgemeinen Chemie, Berlin, 1781. 2 Th.

(*g*) Grundriß der reinen und angewandten Chemie. 1777. 1 B. 2 B.

(*h*) Pharmacopoea edinb. Brem. 1784. 8.

(*i*) Pharmacopoea generalis Argent. 1783. 4.

(*k*) Systema plantarum Tom. I — IV. edit. a. *Reichard* francof. ad. M. 1779. 1780.

(*l*) Physiologiæ it. de. a Wrisberg. Goett. 1780. 8.

(*m*) Lehre von der Natur des gesunden menschlichen Körpers. Jena, 1783. 8.

(*n*) Beschreibung des ganzen menschlichen Körpers. 2 B. Berlin. 1783. 8. die Lehre von Blutgefäßen. ib. 1777. mit Kupfern.

der Diätetik ist Zückert, (o) Richter, (p) und die Haußmutter besonders schätzbar. In der Pathologie bleibt vorizt Gaub (q) und der Umständlichkeit wegen Nikolai (r) noch immer die Besten, die Semiotik trägt Gruner (ſ) klaßisch vor, doch ist der Klein (ſſ) noch nicht zu vergessen, und Delius (t) giebt einen koncisen Umriß. In der Materia Medika schätze ich Spielmann, (u) Mellin (v) und Murray, (w) wenn lezterer nur schon ganz vollständig wär. Zur Receptkunst giebt Gruner (x) und Nikolai, (y) die besten Anleitungen. In der allgemeinen Heilkunde kennen wir leider noch keinen bessern,

(o) Medizinisches Tischtuch, Berlin, 1771.

(p) Præcepta Diatetic. Heidel. 1780. 8.

(q) Anfangsgründe der Krankheits Lehre des Menschen, übersezt und mit Anmerkungen von Diebold, Zürch, 1781.

(r) Pathologie 1—6 Th. und 2 B. Fortsetzung von 1770—1782.

(ſ) Semiotice physiologica et patholog. general. Hall. 1775.

(ſſ) Interpres clinicus.

(t) Primæ lineæ semiolog. Erlang. 1778.

(u) Institutiones materiæ medicæ Argentorat. 1774.

(v) Practische Materia Medika, Altenb. 1778.

(w) Apparatus medicaminum, Goett. Tom. I. 1776. T. II. 1779. 8. ist auch 1783. ins deutsche übersezt.

(x) Ratio formulas medicas conscribendi. Hall. 1778. 8. ist auch 1783. ins deutsche übersezt.

(y) Recepte und Kurarten. Jena, 1782. 8.

als Ludewig (z). Die Chirurgie wird uns Richter (a) in einen vollständigen Lehrbuch noch schenken, sonst sind die Schriften eines Theden und Schmucker fast unentbehrlich. In der Entbindungskunst muß man wenigstens Levret, (b) Stein, (c) Baudeloque (d) und Hamilton (e) besitzen. Die gerichtliche Arzeneygelahrheit hat noch immer am besten Teichmeyer (f) und Baumer (g) behandelt. In der medizinischen Policey wird Frank (g) gewiß klaßisch bleiben.

§. 294.

(z) Institutiones therapiæ general. Lipſ. 1771.

(a) Anfangsgründe der Wundarzeneykunst, Gött. 1782. 1 B. und vortrefliche Bibliothek fängt an. 1771. izt sind 6 B. heraus.

(b) Lárt des accouchemens à Paris 1766. 8.

(c) Theoretische und practische Anleitungen zur Geburtshülfe. Cassel. 1777. 8.

(d) Anleitung zur Geburtshülfe übersezt und mit Anmerk. von Fr. Mekel. Leipz. 1781. 1 B. 1782. 2 B.

(e) Abhandlung über die Hebammenkunst übersezt von Ebelin. Leipzig, 1781.

(f) Institut. medicin. forensis ed. a Faselio. Ienæ. 1766.

(g) Medicina forensis præter partes consuetas primas lineas jurisprud. medico militaris et veterin. civiles continens. Frkft. 1778.

(h) System ein vollständigen medizin. Policey. Mannheim. 1779. 1—3 B. 8.

§. 294.

Freylich wünschte ich bey der Wahl dieser Bücher lauter solche haben angeben können, die alles umfassend und nach jedes Kenners Urtheil gut wären. Allein so lange die meisten Aerzte bey Verfertigung ihrer Bücher, die von der Natur gezeichnete Laufbahn verlassen und besondere Neigungen mit aller metaphysischen Spitzfindigkeit als wahr vertheidigen oder nur flüchtig alles für wahr annehmen, so lange das Gute mit dem Schlechten, das Wahre mit dem Falschen, das Scheinbahre mit dem Aechten vermengt, Hypothesen für Wahrheiten verkauft, und süsse Träume mit dem stolzen Titel, des Philosophischen Scharfsinns gekrönt werden, so lange man die Lehrsätze der Arzeneykunde zu allgemein annimmt ohne sie zu prüfen, ein zu schränken oder zu verwerfen, wenn sie es verdienen, und Zufälle mit einander verwechselt, die nur ähnliche aber nicht eben dieselben Krankheiten bezeichnen, so lange ist es auch nicht möglich vollkommen gute und nützliche Bücher ohne Flecken zuerhalten. Der einzige Beobachtungsweg, den die größten Männer des Alterthums und der neuern Zeiten betreten haben, ist das zuverläßigste Mittel, gründliche, genaue und brauchbare Bücher zum Besten der Arzeneykunde zu verfertigen, wodurch der Verstand erbaut, die Gränzen der Kunst erweitert, und in die angenehmsten Aussichten über das Leben und Gesundheit der Bürger verbreitet werden müssen. Dieser ganz von Zimmermann und Gruner vorgezeichnete, ist zu mühsam,

sam, theils nicht nach dem Geschmack der Welt, die den großen Vorzug eines Beobachters für dem Systemmacher nicht einsieht und daher diesen schäzt, jenen aber verachtet. Doch würden wir vielmehr noch gewinnen, wenn wir beyde verbänden, und aus guten Beobachtungen dann feste Systeme baueten, um immer unserer Kunst den hohen Glanz einer Wissenschaft zu erhalten.

§. 295.

Hat ein Arzt noch so viel Kenntniß und Wissenschaft, so wird er immer ein nuzbahrer und brauchbarer Mann seyn, aber nie der menschenfreundliche, gute und mitleidige Arzt ohne einen guten Karackter. Ist dieser mit Gelehrsamkeit verbunden, vorhanden, dann ist ein solcher Arzt groß, und des allgemeinen Beyfalls würdig. Denn er wird nun doppelt nuzen. Er geht mit Menschen als Menschen um, behandelt sie als Menschen, liebt sie als seine Brüder, dient ihnen willig als Freund, sucht ihnen ihre Schicksaale zu erleichtern, dient nicht aus niederer Lohnsucht, sondern aus Beruf, und aus dem patriotischen Trieb nur nuzen zu wollen, dient mit eben der Frölichkeit und gefälligen Emsigkeit dem Armen in der kleinen Hütte, als dem Vornehmen und Reichen in seinem glänzenden Pallast.

§. 296.

Der Hauptzug in dem Karackter des Arztes, sey Rechtschaffenheit. Manchen Personen ist schon ein gewisses

wisses treuherziges, ehrliches und rechtschaffenes Wesen angeboren, das ihnen aus dem Gesicht leuchtet, und das ihre Handlungen kräftig unterstüzt und wird diese ausgebildet, so sind dieses die besten Leute von der Welt. Nur muß es nicht ganz bey der Natur bleiben, sonst artet sie in Einfalt aus, die überal hervorblickt, und diese schicken sich in die politische Welt gar nicht.

§. 297.

Allein nach einem unpartheyischen Urtheil handeln, heißt rechtschaffen handeln. Daher kann uns Vernunft und Religion zu rechtschaffenen bilden. Jene läßt uns immer Vergleichungen anstellen, über schlecht und gut, über Nachtheil und Vortheil für uns und andere, über Erreichung guter Entzwecke, und Nichterreichung, über Recht und Unrecht, mit einem Wort, über die Abwägung der guten oder schlechten Thaten der Menschen. Handeln wir hierbey auch nach der nöthigen Kenntniß und Einsicht der Sachen, suchen unser Urtheil immer so zu üben, und unsern Willen zu guten Handlungen zu neigen, so werden wir endlich in die relative Vollkommenheit versezt, rechtschaffen zu handeln.

§. 298.

Vielmehr vermag aber die Kraft der Religion über das Herz der Menschen es zu einem rechtschaffenen zu bilden. In ihr liegen die würksamen Kräfte und Beweggründe zum gut handeln vor Rechtschaffne. Theils

räth

räth sie uns die Rechtschaffenheit an, und sucht uns zu überreden, ihr nach zu jagen, aus Gründen, die uns auf die Vortheile der Menschlichen Gesellschaft führen, theils befielt sie es ausdrücklich. Wer Verehrer der Religion seyn will, muß sich ihren Befehlen unterwerfen. Denn diese kommen von dem Stifter der Religion, von einem guten, gerechten, nie irrbaren Wesen, das nie etwas ohne Grund, und zu unserm Besten abzweckenden befohlen hat. Wenn auch die Ursach, die Gründe des Befehls nicht allezeit beygefügt sind, so sind sie gewiß, ob wir so gleich nicht kennen, vorhanden, denn einen nie denkbahren Dispotismus eines gütigen Gottes wird kein vernünftiger Christ annehmen. Sey fromm, rechtschaffen und gut, so wird dirs jeder Zeit wohl gehen, ist der gnädige Befehl des guten Gottes.

§. 299.

Ferner finden wir in dem Wort Gottes wichtige Beyspiele aufgestellt von der ächten Rechtschaffenheit, die wir nachahmen sollen. Das größte Muster ist wohl Jesus Christus selbst. Diesem Beyspiel sollen wir folgen und uns durch Gebet, die Kräfte zum gut handeln erbitten.

§. 300.

Endlich sollen uns billig die Belohnungen reizen, die die Religion mit sich führt, wenn wir rechtschaffen und gut handeln. Unser ganzes Leben soll eine Kette von

Wohl-

Wohlthaten seyn, die wir täglich aus der Hand des Gütigen Gottes erhalten, sein Beystand will sich bey jeder unserer Beschäftigung mächtig zeigen. Er will unser Versorger, Gott und Vater seyn. Aber nach diesem Leben ist uns die größte Glückseeligkeit versprochen, die wir gewiß erhalten sollen.

§. 301.

Was nun aber aus dem Besitz und Nichtbesitz dieses Gutes der Rechtschaffenheit, über uns auf unsere Brüder fließt, um ihre oft traurige Schicksale zu erleichtern, ist unendlich, insbesondere aber auf die Kranken. Jeder Kranke ist ihm nun gleich wichtig, jeden sucht er je früher, je lieber zu retten, jedem sucht er Hülfe des Körpers und Trost der Seelen zugeben. Er bietet, sagt Gruner, (*i*) die ganze Wissenschaft zum Besten des Kranken auf; um ihn entweder wieder zum Genusse des Lebens, und in die Armen der Hofnung zurückzuführen, oder ihm mit der Aufrichtigkeit eines Freundes die Gefahr, worinne er steht, anzukündigen. Hofnung und Verzweiflung, Tod und Leben, sind in seiner Hand, und ein Arzt ohne ein gutes Herz, wird alsdenn nicht selten bey aller Wissenschaft, dennoch ein kleiner und niederträchtiger Arzt bleiben, weil er ein Sklave des Leichtsinns, Hochmuths, der Ausschweifung und des niederträchtigen Eigennutzes ist.

§. 302.

(*i*) Am angeführten Ort. 371.

§. 302.

Aus der Rechtschaffenheit fließen auch noch andere Eigenschaften, nemlich das Mitleid. Wo ist ein wichtigerer Vortheil für den Kranken, der sehen und fühlen kann, daß er sich einen gefühlvollen, mitleidigen Arzt anvertraut hat. Gefühlvolles Mitleid ist dem Kranken gleichsam Erleichterung, woraus er schließt, daß der Arzt, der sein Mitleid äussert, alle seine schmerzhaften Empfindungen auch selbst kenne und in der Wichtigkeit empfinde, und es ihm glaube. Dann wird er nichts verheelen, sondern alles auch den kleinsten Umstand ihm sagen, weil er weiß der Arzt lacht ihn nicht aus, sondern empfindet mit ihm und hat Mitleid mit ihm. Ein solcher Arzt wird viel besorgter um seine Kranken seyn, er wird sich nur bemühen, sie so früh als möglich von der Beschwerde zu befreyen. Wird in Anordnung der Mittel nicht Barbar, sondern sie suchen, so erträglich zu machen und anzuwenden, als möglich ist. Wehe außer dem, den Kranken, die sich seiner chirurgischen oder Geburtshand unterwerfen müssen! — Ja sollte der Tod unvermeidlich seyn, dann wird er auch ihm den suchen erleidlich zu machen. Doch zu empfindbar muß er auf der andern Seite doch nicht seyn, weil er nicht allein an seinem Körper selbst viel leidet, und seine Gesundheit dabey zusetzen wird, sondern er wird dem Patienten würklich schaden. Denn sind etwas harte und unangenehme Mittel nöthig, dann wird er zu sehr sympathisiren und aus Schonung für den Kranken, sie unterlassen,

terlassen, aber dieses unzeitige Mitleid bringt dem Kranken offenbahren Schaden.

§. 303.

Aus dem Mitleid erwächst die Geduld. Eine große Gabe die man so oft nöthig hat bey den Kranken. Oft sind die Kranken etwas der Natur nach verzogen, und wünschen alles nach ihrem Willen zu haben, wo bey die Gedult des Arztes sehr strapaziert wird. Denn nicht jeden Kranken können wir gerade ins Gesicht widersprechen und widerstehen, sondern müssen des Standes und Temperamentes wegen, aus Höflichkeit manches verbeisen, sie entschuldigen und stillschweigend ertragen. Oft ist auch Reiz der Krankheit die Ursache. Oft ist die Krankheit zu langwierig, wobey der Patient doch immer viel empfindet, so muß er jenes gerechte Ungeduld über sich nehmen, und für sich einsehen, daß bey dieser Art Uebeln sich nichts erzwingen, aber wohl etwas abwarten laße, wozu aber die liebe Geduld nöthig ist.

§. 304.

Mit dieser ist sehr genau verschwistert die Sanftmuth. Hat der Arzt Geduld lernen anwenden, dann wird er beym Aufbraußen so mancher Patienten, die freylich die Heftigkeit der Krankheit fühlen, nicht mit braussen, sondern er wird einsehen, daß die Ungedult aus ihm spricht und handelt, und wird suchen ihn sanfmüthig zu recht zu weisen. Es giebt freylich Fälle, wo der Arzt eher

 mehr-

möchte seinen Patienten schelten und — als freundlich und höflich mit ihm thun. Denn hierinne geht die Ungezogenheit der Patienten sehr weit. Was würde aber der aufbrausende, stolze Arzt ausrichten? Das Blut des Patienten erhitzen, ihm einen galligten Stof geben, oder wohl gar auf der Stelle apoplecktisch hinsterbend machen? Ist der Patient noch fähig genug Entschlüsse zu fassen, dann würde der erste seyn: einen Arzt dieser Art zu verabschieden und sich einen andern zu wählen. Wie unklug würde also ein solcher Arzt handeln? denn hat er diesen ungezogenen nicht mehr, so kriegt er wieder zehen andere ähnlicher Art. Er wird also doch die Sanftmuth noch oft studieren und lernen müssen, wenn er anders noch die Arzeneywissenschaft ausüben will. Und er bedenke auch daß er mit einen Kranken umgeht, dessen Blut vielleicht in der heftigsten Bewegung ist, dessen Nerven höchstens gereizt sind, und die kleinste Hinzukunft vom Reiz im Stand ist, des armen Kranken ganzes Nervensystem in Bewegung zu setzen. Er der Arzt als gesunder wollte, izt als krank handeln, wollte dem Patienten und sich in Parallele stellen? Wollte er die Gedultskräfte von jenem fordern, die er sich nicht vermögend ist allezeit zu geben? Er ziehe doch des Kranken Temperament in Erwegung, urtheile dann und handele. Ist er freylich Kolerikus, so muß er das seinige izt nicht mit in Vergleichung ziehen, sondern muß bedenken in was für Verhältnissen er izt stehe und darnach muß er handeln, das heißt, sanftmüthig.

§. 305

§. 305.

Doch kann ich eine andere Eigenschaft die an diese gränzt, nicht vorüber gehen lassen, nemlich die Festigkeit, Standhaftigkeit in seinen einmahl gefaßten Entschlüssen. Unvernünftig wird nie ein Vernünftiger auf seinen Entschlüssen stehen bleiben, sondern wird auch glauben, wenn ihn die Eigenliebe und ein gewisser über sich selbst gefaßter Stolz nicht ganz gefesselt hat, daß er auch irren kann. Freylich sollte er nie handeln, ohne seine Entschlüsse genau durch dacht, abgewogen, mit vielen andern Umständen verglichen, und nach schärfern Prüfsteinen geprüft zu haben. Sobald ihm aber die Sachen von einer Seite dargestellt werden, die er noch nicht gekannt, die ihn noch nicht hell genug waren, so bald zureichende, vernünftige Gründe hinzugefügt werden; da bald sich von selbst Umstände ergeben, die vorher noch nicht da waren, so gleich räth er einsichtsvoll seine Entschlüsse zu ändern, und nicht unvernünftig fest darauf stehen zubleiben. Doch giebt es Fälle, wo der Arzt einen festen und standhaften Karackter zeigen muß. Denn will der Arzt in allen nachsehend und nachgiebig seyn, so wird er seiner Ehre und dem Patienten offenbahr schaden. Ist er von der Wichtigkeit der Krankheit und der aufgesuchten Ursach vollkommen überzeugt, hat auch das richtige Mittel gewählt und bestimmt, dann muß er fest auf seinem Entschluß bleiben, und sich nicht irre machen lassen. Es sey ein Kranker, wo chirurgische Mittel müssen angewendet wer-

den, oder es sey eine Gebährende, wo ebenfalls harte Mittel die einzige Hülfe geben, so muß er doch in seinem Entschluß unerschüttert bleiben, und darf durchaus keine Zaghaftigkeit merken lassen, denn sonst verliert der Kranke allen Muth, und er darf dann nicht das Mittel anwenden, weil man glaubt, er sey von dessen Würkung und der Hülfe selbst nicht überzeugt und noch zweifelhaft. Das Zeichen der Standhaftigkeit, des Arztes, wird dem Patient der Beweiß seiner noch fernern guten Hofnung seyn. Von seiner Seite wird er mit mehrerer Ruhe des Gemüths denken und handeln können. Diese Ruhe und Festigkeit seines Gemüths wird auch seine Hand, wenn er die anwenden muß, stählen, und so stärken, daß er sich auch durch die größten Wiederstände nicht irre machen läßt. Aber nie vergesse er Vorsicht, Behutsamkeit und Menschengefühl dabey. Auch seine Standhaftigkeit, wird dem Muthlosen und schon halb verzweifelten Kranken, noch Muth, noch Trost und Unerschrockenheit, ja selbst dem Traurigen, selbst halb Todten, unwissend wieder Leben in die Seele gießen.

§. 306.

Nun muß aber auch der Arzt unverdrossen, und fleißig in Besorgung seiner Kranken seyn. Wie mühselig das Leben eines Arztes ist, weiß jeder schon, der nur wenige Praxis hat. Allein hier muß sich doch sein guter Karackter wieder zeigen. Nichts zu scheuen, was auch unangenehm ist, nicht zu ermüden, wenn auch die Geschäfte beschwer=

beschwerlich sind, sondern er muß sie mit größter Sorgfalt und Fleiß betreiben. Man muß keine Zeit sparen, die Kranken müssen ihm über alles gehen. Eine Stunde versäumt, giebt manchen Patienten den Tod. Selbst der Kranke wird beruhigt, wenn er sieht, sein Arzt versäumt nichts, spart keinen Fleiß, und sieht er doch seinem unvermeidlichen Schicksaal entgegen, dann wird er dem Arzt danken, und ihn von aller Schuld frey sprechen. Eben so werden auch die Anverwanden urtheilen müssen, und den Arzt rechtfertigen, wenn auch der gewünschte Zweck nicht erreigt wird. Nur muß der Arzt kein Dummkopf seyn, dann legitimirt ihn kein Fleiß, keine angewandte Mühe. Nur der gelehrte, einsichtsvolle Arzt hat diesen Trost. —

§. 307.

Aus dem Fleiß entsteht nicht allein eine wichtige Belohnung, sondern es ist auch wirklich Eigenschaft des guten Arztes, daß er zum Heilen Uebung und eine gewisse Fertigkeit haben soll. Dieses beruht auf dem Genie des Arztes, nach welchen einer geschwinder oder langsamer später oder früher zur Vollkommenheit kömmt. Mancher ist ein guter vortreflicher Arzt, ohnerachtet er nicht in dem Augenblick, wo er den Patient sieht, oder kaum gesehen hat gleich recipirt, sondern erst die Krankheit genau durch denkt, und nun erst verordnet. Das Genie überblickt freylich alles schnell, kann aber auch deshalb oft fehlen und schaden. Hingegen der nur Verstand und Ein-

sicht hat, bedarf etwas längere Zeit seinen Krankheitsfall zu übersehen, zu beurtheilen, und denn zu verordnen. Freylich muß diese langsame Behandlung nicht eine Frucht der Aengstlichkeit, Furchtsamkeit, oder Mangel der nöthigen Kenntniß seyn. Dann ist es traurig und wird oft so viel Unbestimmtheit heraus kommen, daß der Kranke drüber leidet. Denn in schnellen, jählingen Fällen hilft kein langes Bedenken, Besinnen, hin und herwiegen, sondern Entschlossenheit und Handlung. Doch sollt ich als Patient mir den Arzt wählen, wo alle Gleichheit der Eigenschaften vorhanden ist, nur nicht die Gleichheit des Genies, dann würde ich mir doch den langsam gehenden vor den eilenden vorziehen. Denn wie oft übereilt sich das Genie, sogar ohne mögliche Verbesserung, wohin gegen jener vorsichtig aber auch sicherer geht, und auf dem Grunde, den er sich gelegt fest steht, auf der Bahn unaufhaltsam fortgeht, ohne zu oft einzulenken. Und diese wichtige Eigenschaft kann man sich durch öftere Wiederhohlung erwerben, wodurch man eine Fertigkeit erhält. Sie ist zwar etwas mühsam, aber gewiß sicher.

§. 308.

Hat der junge Arzt Gelegenheit sich oft zu üben, so muß er nur nicht in die Versuchung gerathen, öfters Experimente anstellen zu wollen. Denn dadurch verfält er in Ungewißheiten, und erhält nie Festigkeit in seiner Kunst, sondern wird bloser Empyriker, mit einem Wort, er wird ein schlechter ein symptomatischer Arzt. Unge-

wisse

wisse Mittel, von deren Würkung er nicht schon unterrichtet ist, oder die er gar nicht kennt, muß er nie gebrauchen, es sey denn, daß er aus den Bestandtheilen analogisch schließen könne, es liege für gewisse Krankheiten eine unleugbare Würkung darinne, oder daß er alle Mittel gegeben, und nun keines mehr übrig sey, dann räth die gesunde Vernunft zu versuchen. Ist er aber zu unvorsichtig, achtet Menschenleben für bloses Thierleben, dann möchten die Versuche traurig ausfallen.

§. 309.

Daher nicht unrecht geurtheilt wird, wer gerne Versuche macht gränzt nahe an den Wagehals. Nie muß der Arzt wagen, nie muß er verwegen seyn. Denn in diesen Begriff liegen die Nebenideen, daß er nicht mit Ueberlegung mit hinlänglich aufgesuchten Gründen handele, sondern blindlings seinem ersten besten Einfall folgt, deshalb Hippokrates (*k*) sagt: Furchtsamkeit verräth der Kunst Unvermögen, Verwegenheit aber der Kunst Unwissenheit. Dieser Fall ereignet sich bey unvorsichtigen jungen Aerzten und bey unwissenden Alten. Denn jene sind noch zu unerfahren, als daß sie den Ausgang einer Krankheit wissen könnten, und deshalb verwickeln sie wider alle Vernunft und Vorsicht und mit solcher Verwegenheit ihre Kranken in Seile, aus denen weder sie selbst, noch die armen Kranken entkommen können, sondern in der Gefahr umkommen müssen; diese aber lesen weder gute Beo-

(*k*) De leg. I. 3.

hachter, noch andere nützliche Schriften, sondern verlassen sich blos auf ihre Erfahrung, mit der sie prahlen, quälen deshalb die Kranken mit dem empfindlichsten und grausamsten Mitteln so lang bis sie schwach und kraftlos dahin sterben. (l)

§. 310.

Verwegenheit kann zwar aus Unwissenheit entstehen, aber auch sehr oft aus einem unzeitigen Stolze, nach welchem doch ein Arzt nie handeln sollte. Denn dieser hat so viel Menschen in das größte Unglück, und in ein unrettbares Verderben gestürzt. Hat der Arzt schon ein zu großes Vertrauen auf sich, er fühlt einige Größe, man schmeichelt seinen Gaben oder seiner Geschicklichkeit, und streut seinen bisgen Kenntnißen überal Weyrauch: so wird er selbst genügsam, stolz und unleidlich. Er wird mit seinen Patienten nie auf einen freundlichen, höflichen, herablassenden Ton umgehen, sie werden seiner Person und seine Hülfe scheuen, und gewiß das nicht ungegründete Vorurtheil befestigen. Andere Menschen sind in seinen Augen zu gering, er wird sie sorglos behandeln und ihr Wohl verabsäumen, mit einem Wort, sie wagen einen solchen hochnäsigten Mann nicht ihr Anliegen vorzulegen, geschweige vertraulich in seinen Schoos zu schütten.

§. 311.

(l) *Zacuti Lus.* introduct. ad prax. præcept. 23.

§. 311.

Daher soll der Arzt hübsch bescheiden seyn. Es wird nicht erfordert, daß er mit jeden Patienten gleich auf den vertraulichsten Fuß umgehe, oder daß er ihm Speichel lecke und sich bis zum demüthigen darstelle, denn das würde ins Niederträchtige verfallen, sondern er behandele ihn mit einer gewissen Leutseeligkeit, erhebe sich und seine Thaten nicht bis über alle Menschen Kenntnisse und gute Thaten, werfen sich nie weg, thue aber mehr und spreche weniger, sey nie höchst zuverläßig auf sich und seine Kunst, verspreche auch deshalb nie zu viel, sondern so viel er denkt leisten zu können.

§. 312.

Noch ist eine wichtige Eigenschaft eines guten Arztes übrig, das ist die Verschwiegenheit. Diese hohe Eigenschaft kann gar wohl mit einem gesprächigen, muntern und heitern Wesen des Arztes bestehen. Allein Leute die gar zu viel sprechen und plaudern, wollen doch immer Materie haben, und dann quillt gar oft aus den ofnen Brunnen des Herzens etwas heraus, was freylich noch verborgen und versteckt bleiben sollte. Deshalb man doch dieser Art Leuten nie zu viel anvertrauen kann. Freylich beruht davon unendlich viel auf dem Temperament. Sanguinische, flüchtige Personen sind nie fähig diesen Schaz zubesitzen, es ist wider ihre Natur. Dagegen Choleri-sche, Melancholische, desto mehr leisten können. Obgleich

bey vielen auch die Erziehung noch vieles geleistet hat, so müssen sie sich doch unaussprechlich viel Gewalt anthun, wenn sie durchaus Verschwiegenheit halten wollen. Aber glücklich ist der Arzt, dem dieses große Geschenk von der Natur verliehen ist. Der Geistliche und der Arzt sind die beyden Personen im Staat, denen freylich so vieles im Schoos geschüttet wird, das nicht jeder Mittbürger wissen darf und kann, und niemand mehr, als eben dieser angenommene Vertraute.

§. 313.

Wie viele und mancherley Krankheiten, oder auch nur Schwächlichkeiten und Deformitäten des Körpers beyderley Geschlechts giebt es, die man doch nicht gern durch die ganze Stadt will bekannt machen, damit jeder sein Raisonement darüberaus schütten könne, oft werden solche ärztliche Ausbreitungen dem Kranken in seinen Beförderungen offenbahr schaden. Besonders ist die Verschwiegenheit, sagt Gregory (*m*) in Angelegenheiten nöthig, die das Frauenzimmer betreffen. Ohne auf die besondere Zärtlichkeit zu sehen, welche man der Ehre eines Frauenzimmers schuldig ist, giebt es auch gewisse Umstände ihrer Gesundheit, die zwar in keiner Absicht mit ihrer Ehre in Verbindung stehen, die aber doch ein jedes Frauenzimmer Vermöge ihrer natürlichen Delikatesse des Geschlechts mit ängstlicher Sorgfalt geheim hält, und bisweilen kann die

(*m*) Vorlesungen von den Pflichten und Eigenschaften eines Arztes. Leipzig 1778. S. 34.

die Verheelung dieser Umstände Einfluß auf ihre Gesundheit, auf ihre Intresse und ihre Glückseeligkeit haben.

§. 314.

Jemehr der Arzt seiner wahrnehmen und Bewußtseyn haben kann, desto verschwiegener wird er seyn, und das erwächst aus der Mäßigkeit und Nüchternheit. Denn lebt ein Arzt in Schwelgerey, wie wird er fähig seyn das Schädliche oder Nützliche zu beurtheilen? Allein diese Eigenschaft hat auf alle practische Geschäfte des Arztes einen Einfluß. Nie wird er bey voll gefülltem Magen, bey schnellrollenden, von geistigen Getränken gereizten Blut, bey benebelten Nerven und Hirn, sich aller Ideen erinnern, sie vergleichen und richtige Schlüsse daraus ziehen können. Wie vermag er also Krankheiten izt zu beurtheilen, die beym gehörigen Gebrauch der Sinnwerkzeuge dem stärksten Scharfsinn erfordern? Wird er nicht die Sache von einer ganz schiefen Seite ansehen, aber auch ganz schiefe Mittel verordnen? Sie verursacht Verwirrung der Ideen, Mangel der Besonnenheit und Wankelmuth, und muß also den Menschen zu allen Geschäften unfähig machen, welche den muntern und fertigen Gebrauch seines Verstandes erfordern. (n) Wehe dann dem Patienten, der zu der Zeit in eines solchen Arztes besudelte Hände fällt. Der Arzt muß durchaus immer seine Sinnen beysammen haben. Wird er durch deren periodischen Verlust nicht auch seine Ehre schänden?

§. 315.

(n) Gregory, am angeführten Ort. S. 35.

§. 315.

Daher soll billig der Arzt alles meiden, was ihm die Gegenwart seines Geistes stören, oder wohl gar aufheben könne. Gewiß eine der wichtigsten Eigenschaften des practischen Arztes! — die Gegenwart des Geistes, beruht auf der schnellen und auch sichern Fassung guter Entschlüsse, und der Fortsetzung der einmahl gefaßten, bey jedem unerwarteten Vorfall. Um das zu bewürken muß er nicht allein fähig, sondern auch geübt seyn, seine Leidenschaften, sein Temperament, und seinen Willen, beherrschen zu können. Das gereizte, feurige Temperament, der lebhafte Mann, der schellwürkende Geist können, wenn sie sich nicht ganz zusammen nehmen durch schnell eintretende Wendungen, und noch nie gesehene Masken derselben leicht erschüttert, zerstreut, irre und unthätig gemacht werden. Zufälle von dieser Art kann die Beurtheilungskraft so sehr verwirren, daß er unfähig wird zu entscheiden, was zu thun sey, oder wofern er auch dieses muß, denn unschlüßig machen. Und doch erfordern solche Gelegenheiten die schnelleste Bestimmung, und das standhafteste und entschlossenste Betragen, um so viel mehr, da ein Kranker so leicht in Unruhe geräth, so bald er nur einige Unentschlossenheit und Zweifel bey seinem Arzte gewahr wird.

§. 316.

§. 316.

Der Arzt soll zwar von einem heitern, muntern und lebhaft festen Temperament seyn, muß aber diesem und seinen Leidenschaften nie den Zügel schießen lassen. Glücklich für sich und für den Kranken wird der Arzt seyn, wenn er ein solches Temperament hat, durch dessen Hülfe er die Beschwerlichkeiten des practischen Arztes leicht ertragen kann. Wie viel Unangenehmes muß er oft von seinen Beschäftigungen, von seinen Kranken nicht übernehmen. Wäre er verdrießlich, morös, jede Kleinigkeit griff ihn gleich zum Krankwerden an, thürmte sich bey Krankheiten Berge, wo nur Hüglichen zu übersteigen wären, stellte sich alles als Donner Wolken vor, wo vielleicht nur erst ein aufsteigender Nebel wär, glaubte schon zu sinken, wo er vielleicht nur anstößt, dann würden ihm diese schwarzen Ideen eher zu boden schlagen, und unthätig machen, ehe er noch dem Kranken selbst zur Hülfe eilen, geschweige ihn retten könnte. Doch muß sich auch kein Leichtsinn mit einmischen, daß er glaubte, er könne gleich überalles hinaus, nichts sey ihm zu schwer, er könne alles leicht überwinden, er dürfe nur kommen, sehen, dann habe er schon überwunden. Das möchte wohl bey einen Kriegsheer angehen, aber bey einem Heer von Krankheiten wird der erfahrne uud practische ganz bescheiden sagen, ist das nicht möglich. Denn hier kann und darf er auch nie mit einer eisernen Stirn durchfahren, sondern muß nur erst nach

gehen

gehen, wo die Natur Lücken macht, oder er sie vorsichtig, oder bescheiden anweisen kann.

§. 317.

Deshalb ist es auch nöthig durchaus seine Leidenschaften beherrschen zu können. Sie seyen von welcher Art sie wollen. Es sey Haß oder unzeitige Liebe, es sey Geitz oder Verschwendung, es sey Traurigkeit oder ausgelassene Freude, mit einem Wort jeder Reiz zu Ausschweifungen in seiner Art.

§. 318.

Dann wird er auch vermögend seyn, die Haupteigenschaft des Arztes zu besitzen, nemlich er wird sich bestreben Tugendhaft zu seyn, und wird Religion schätzen und lieben, ohne welche Niemand in der Welt glücklich seyn kann, noch viel weniger der Arzt, der sie gar zur einzigen Stütze, Leiterin und Vollenderin seines Berufs machen muß.

§. 319.

Glücklich ist der Arzt, der Erkenntniß und Ueberzeugung von Gott und göttlichen Dingen hat, und sie liebesvoll verehrt, das heißt, der Religion hat. Allein da unser Verstand und unsere Einsichten viel zu sehr eingeschränkt sind, ja er still steht, und alles fernere Nachdenken, alle Ideen verschwinden, und sich gleichsam in ein unübersehbares Meer versenken, in dem wir uns ganz verlieren, wenn wir an die unergründliche Gottheit den-

ken,

ken, als daß wir uns einen reinen Begriff von Gott von Gottes Wesen machen könnten; so ist er so gnädig gewesen, um sich nach der Sinnlichkeit seiner Geschöpfe gleichsam zu ackomodiren, wenn ein Sterblicher diesen Ausdruck von dem erhabensten Wesen gebrauchen darf, und hat sich unter einer Menschenform, Menschen bekannt gemacht. Er — Gott redete zu einer von ihm bestimmten Zeit mit den Menschen nicht mehr durch Donner und Blitz nicht mehr in Feuerbusch, nicht mehr in einen unaushaltbaren Glanz, obgleich immer bildlich, und wo der Mensch oft zurückschauderte, weil er seiner Unheiligkeit und Ungehorsames wegen, gegen dieses heilige Wesen sich ihm nicht nahen durfte, sondern in bekannter Menschen Natur redete, und handelte er mit Menschen. Er erschien unter den Menschen, mit den Nahmen Jesus Christus, lehrte nun wie man Gott gefällig, ihn und seinen Bruder lieben und wie man ächte Religion ausüben sollte. Kein Mensch war aber vermögend alle die Lehren, die Befehle Gottes zu vollbringen. und was noch mehr war, die Menschen wieder anzuweisen, wie man sich Gott wieder gefällig, angenehm machen, und wie sie mit dem beleidigten Gott sich wieder aussöhnen könnten. Er — der das menschliche Geschlecht liebende Jesus übernahm dieses wichtige Geschäft und wurde das vollgültige Versöhnopfer für alle Menschen, und versiegelte durch seinen Tod und Wiederaufersthen nicht allein seine göttlichen Lehren, sondern gab auch dadurch Gewißheit alles dessen was zu unser Wiedererlösung und ganzen Seeligkeit nöthig war. In

diesen

diesen Thaten und Lehren wollte er die Menschen durch seinen ferner mit einwürkenden Geist stärken, und in der Gewißheit weiter fortführen. Hier war nun der Anfang einer christlichen Religion. — O seelig wer sie kennt und recht auszuüben vermag! — Betrachtet man diesen liebenswürdigen Erlöser in alle dem, was er für uns aus Liebe gethan und gelitten hat, betrachtet man ihn recht, dann muß in uns Rührung und Gefühl über unser Nichtlieben, und wohl gar Verachtung der uns so oft angetragenen und erworbenen Gnade mit allen Heilsgütern entstehen, dann werden wir anfangen ihn zu lieben, dann werden wir uns in allen unsern drückenden Anliegen, durch Gebet und andere Heilsmittel zu ihm wenden dürfen, dann wird uns sein mitwürkender Geist stärken, dann werden wir vermögend seyn Tugenden zu lieben, und Tugenden auszuüben, dann werden wir wandeln, wie er gewandelt hat, aber, o welches Glück! dann werden wir auch leben, wo er lebt. —

§. 320.

Der christliche Arzt soll diese fürtrefliche Religion nicht blos kennen, sondern eine lebendige Ueberzeugung von ihr haben, und sie auch würklich ausüben, und wie wohl ist ihm, wenn er sich an den Urheber derselben in allen Umständen und zu allen Zeiten wenden darf, und ihn um alles bitten, was er bedarf. Freylich muß er ihn ganz lieben, er muß ihn verehren, und von Herzen lieben, muß an seinem Herzen die kräftige Würkung der Worte selbst empfunden

und

und erfahren haben; Es ist in keinem andern Heil, ist auch kein anderer Nahme den Menschen gegeben, darinnen sie seelig werden können, als im den Nahmen Jesu Christi; diesen Gott wollen wir also anbeten, diesen wollen wir verehren, und von dem wollen wir unsere Hülfe erwarten.

§. 321.

Unzählich sind die Vortheile, die uns diese Religion gewährt. Sie bessert unsern Karackter, den bloße philosophische Moral nicht fähig war mit allen ihren schärfsten Gründen und Beweißen ganz zuändern, und dann sind wir durch ihre wohlthätige Hülfe auch vermögend Tugenden zu vollbringen. Wir werden nicht allein durchaus rechtschaffen gut und fromm handeln; sondern auch treu, gewissenhaft, aufrichtig, und unintreßirt. Die Liebe, die Freundlichkeit, die Leutseeligkeit, das Mitleid wird man aus seinen Augen lesen, und als Kranker die Mittheilung fühlen. Die Sanftmuth und Geduld wird ihn stets begleiten, alles leidenschaftliche wird sich von ihm entfernt halten müssen. Denn sie giebt Kraft zu widerstehen, und zu überwinden. Aber sie ist auch das stärkste Verwahrungsmittel gegen alle Versuchungen und Ausschweifungen, in die der Arzt geraden kann. Ob ich gleich fordere daß jeder Arzt verehligt seyn soll, schon wegen den ungerechten Verdacht, den man gegen ihn schöpfen kann, wenn er unverheyrathet mit Frauenzimmern umgehen muß, so bedarf er doch noch mächtige Gründe der Reli-

gion, um vielleicht gegebenen Gelegenheiten der unerlaubten Liebe zu wiederstehen.

§. 322.

Wie viel Trost gießt sie oft in die Seele des verzweifelnden Kranken. Quälen ihn die Schmerzen der Krankheit, so werden oft Arzeneyen nicht ausrichten, was Trostgründe aus der Religion vermögen. Scheint seine Geduld zu ermüden, sie kann sie ihm verlängern. Scheint alle menschliche Hülfe aus zu seyn, sie allein kann noch Beruhigung geben, es gehe zum Leben oder zum Tod, und so tausend andere traurige Vorfallenheiten wird sie im Stand seyn nicht allein zu ertragen, sondern auch wirklich zu überwinden. Wie freudig hab ich oft manchen Kranken unter den grausamsten Schmerzen, Gott loben und preißen hören, der seine Seele gestärket hatte.

§. 323.

Ist der Kranke überzeugt, daß sein Arzt Religion besitze, er selbst verehre nun die Religion aufrichtig oder nicht, so wird ihm doch das ein besonderer Reiz seyn, sich dem religiösen Arzt anzuvertrauen, ja er wird in ihn ein festes Zutrauen setzen, und dann sich seiner Behandlung ganz überlassen. Er wird ruhig bey allem seyn, weil er überzeugt ist, der Arzt kann und wird nach seinen guten Grundsätzen brav und rechtschaffen an ihm handeln.

§. 324.

§. 324.

Nicht wenigere Vortheile erwachsen aber dadurch dem Arzt unmittelbahr selbst zu: die Kranken haben ein viel grösseres Zutrauen zu ihm, wodurch sich schon seine zeitlichen Umstände unendlich verbessern müssen. Komt der Kranke über seinen moralischen Zustand in Verlegenheit, wie viel Gelegenheit hat der Arzt ihn zu rechte, zum Freund der Menschen, zum Erlöser und Heiland zu weisen, und ihm die willige Aufnahme der armen Sünder anzupreissen? Wie viel Seelen kann er dann retten? Denn oft sprechen die Kranken freyer, aufrichtiger mit dem Arzt, als mit dem Prediger. Sie sind oft auf das Wort des Arztes aufmerksamer, als auf die Predigt des Geistlichen, weil sie glauben lezterer muß es nach Pflicht thun, ersterer aber spricht ohne Pflicht ohne Intresse, ohne nur vermeinende Ursach, sondern blos aus Mittleid und Menschenliebe. O Gott wie viel kann der rechtschaffene, wahre, christliche Arzt, der aber auch durch seinen Wandel seine Worte allezeit besiegeln muß, wie viel, sag ich kann der Arzt ausrichten und moralischen Nutzen schaffen?

§. 325.

Endlich er selbst genießt die Früchte seiner Gottesfurcht, er findet in sich immer den beruhigenden Gedanken, daß Gott mit ihm würke und seine Mittel seegne, freylich nicht Wunder thue, aber doch die Umstände so

zu lenken wisse, daß vermöge der Verbindung der Dinge dieses und kein anderes Mittel zu wählen wäre, er wendet es an, und es würkt nach Wunsch. Hier setze ich immer die erforderlichen Kenntnisse voraus, damit der Schwache nicht glaube, habe er nur Gottesfurcht, dann müsse alles gehen. Wäre er denn nicht im Stand alle Krankheiten zu heben, welches kein Mensch kann, so kann er wieder beruhigt seyn, weil der Menschenschicksale alle in der Hand Gottes stehen, und er sich so leicht keine Vorwürfe machen darf, daß er etwas versehen habe, und vielleicht Ursach dieses oder jenes Todes seyn. Wie viel Gelegenheit hat er dagegen Gott zu loben, und ihm innigst zu danken, für die mannichfaltigen Proben seiner gnädigen Zuneigung, die er so oft bey so mancherley Kranken erfahren? Stille stehen, erstaunen muß er oft, wenn er an so manchen gefährlichen Kranken zurückdenkt, wie wunderbahr der gute Gott ihm geholfen hat. Wo alle Hülfe aus zu seyn schien, und nun unvermerkt änderten sich die Umstände so, daß Genesung, Rettung des Kranken kam ohne große menschliche Hülfe. Schämen sollte sich der Arzt, der nur sagen kann, daß er noch Menschen Gefühl habe, wenn er noch sich wagen wollte, einen Gott zu läugnen, wenn er blos des Menschen Maschiene, seinen Organismus und andere Naturkörper ansieht, und so auch bey Heilung der Kranken, die Mitwürkung der Vorsehung zu läugnen. Undank gegen Gott ist es, ihn nicht bey Behandlung der Kranken sehen zu wollen. Glücklich, dreymal glücklich preiße sich doch der Arzt und lasse

sich

sich nie irre machen, der lebhaft überzeugt ist, und schon oft die Wahrheit des Satzes erfahren hat: Gott ist mein Beystand, meine Stütze auf die ich mich zur Zeit der Gefahr, der Noth, ja zu allen Zeiten lehnen kann! — Wie unglücklich sind hingegen diejenigen Aerzte, welche die Kunst zwar verstehen und ausüben, die Uebel unseres sterblichen Leibes zuheilen, aber dabey ihre unsterbliche Seele von weitgefährlichern Krankheiten selber nicht heilen, andern ein kurzes und mühseeliges Leben fristen, und sich um ein ewiges nicht bekümmern, andern helfen und sich selbst vergessen, und nicht die Hülfe desjenigen zu gebrauchen, der so gnädig zu gesagt: ich bin der Herr dein Arzt! Ein Arzt, als ein Christ erwählt sich den allervollkommensten Wunderarzt Jesum Christum, in den unermüdeten liebreichen Verhalten gegen Kranke zum Muster, betrachtet sich als einen Diener Gottes, sorget, wo es möglich ist auch vor die Wohlfarth ihrer Seele, er erbarmet sich der Armen, und ist auf gewisse Art ein Nachfolger desjenigen Wunderarztes, der mit so viel Liebe ehemals alle Kranken heilte. (o) Höchst vortheilhaft stellt noch Schwenke den religiösen Arzt dar; (p) Ein Arzt, der Gott fürchtet, der in der Religion nicht gleichgültig noch verstellt ist, der ein edles Herz mit einer wahren Gottseeligkeit verbindet, der die Erkenntniß der Natur mit den

(o) Pet. Miller, moralische Schilderung.

(p) Religion eines Arztes, bey dem Tod Martin Starks. Friederichst. 1766. S. 17.

Schätzen der Gnade vereiniget, kann sich des Wohlgefallens, des Segens, des Beystandes und des Schutzes des erhabnen Stifters dieser Kunst versichern. Er steht in genauer Verbindung mit dem Allmächtigen der sich selbst in dem eigentlichsten und vollkommensten Verstande Arzt nennt. Gott ist sein Freund, und er ist hinwiederum ein Freund Gottes.

§. 326.

Sollte auf dieser Eigenschaft, mit den übrigen Verbundnen, nicht das Glück des Arztes beruhen? Man hat schon seit langer Zeit so viel über das vieldeutige Wort gestritten, und sich immer noch nicht ganz vereinigen können, obgleich Gruner (q) es schon sehr auf verschiedene angeführte gute Eigenschaften eines Arztes reduziert hat. Denn besitzt er alle die erforderlichen Eigenschaften, und heilt würklich unter der Leitung Gottes Kranken, so wird er glücklich seyn, besonders wenn er die ihm verliehenen, oder sich erworbenen guten Eigenschaften, recht anzuwenden weiß, davon in folgenden Abschnitt wir handeln wollen.

Zweyter

(q) Resp. *Lucas* de fortuna et prudentia medici. Iena, 1778.

Zweyter Abschnitt.

Von der klugen Anwendung der ärztlichen Eigenschaften.

§. 327.

So wie jeden, der alle Kenntnisse mit mühsamsten Fleiß eingesammlet hat, sie aber nicht wieder mittheilen kann, eigentlich nichts helfen, so würden auch dem Arzt alle gute Eigenschaften gar nichts helfen, weder für sich, noch für andere, wenn er sie nicht anwenden könnte. Will er sie aber mit mehr Vortheil und mit mehr Glück anwenden, dann wird eine gewisse Klugheit dazu erfordert. Weil es nicht gleichgültig ist, wenn und wie wir sie anwenden. Endlich muß sich auch dazu die Gelegenheit ereignen, wo er sie geschickt anwenden kann.

§. 328.

Welche Gelegenheit ist wohl bequemer, als daß der Arzt zum Kranken verlangt wird? Hier fangen die eigentlichen Verhältnisse an zwischen Arzt und Kranken, wo er seine Beurtheilungskraft glücklich anzuwenden sich bemühen muß, wo sich nun ein weit umsehendes Feld öfnet, darinnen er theils umarbeiten und ausrotten, theils säen, theils ernden soll.

§. 329.

Der Kranke verlange ihn entweder persönlich, oder seine Hülfe, schriftlich oder mündlich, so soll er so bald als nur möglich seine Hülfe leisten. Ist es an eben demselben Ort, so wird es allezeit Glück seyn für den Kranken, aber auch für den Arzt sich einander zu sehen. Beyde gewinnen unendlich viel, der Kranke, daß er den Arzt alle Umstände selbst erzehlen, und daß er bey wiederhohlten Besuch, immer das Vergessene noch nachhohlen, ja daß er bey jeder Veränderung gleich Rath vom Arzt erhalten kann, welches dem entfernten Patienten nicht vergönnt ist, der den Arzt oft gar nicht, oder nur höchst selten sieht, und seine Klage und Anliegen höchstens nur schriftlich und unvollkommen ausschütten kann. Welches Glück die Städter überhaupt kaum einsehen, das ihnen von der Vorsehung geschenkt ist vor dem Kranken auf dem Lande. Aber Glück ist es auch vor den Arzt, seinen Patient selbst zu sehen, und alle Zufälle von ihm persönlich zu erforschen, aus seinem Aussehen, Blick, Zunge, Puls ꝛc. die Wichtigkeit oder Nichtwichtigkeit der Krankheit selbst zu beurtheilen. Ein Besuch wird ihm mehr helfen, als zehen unvollkommene Beschreibungen, doch soll er den entfernten Kranken nie ohne Trost lassen, sondern wo möglich selbst auch wieder schriftlich antworten. Er wird dadurch den zagenden und in zweifelnder Hofnung lebenden Kranken Trost geben, der sich freut nur einige Zeilen vom Arzt selbst zu sehen;

er

er wird aber auch sich selbst mehr sichern, in Ansehung der Vorschriften und Verordnungen, die er zu geben hat, die oft die Bothen wieder vergessen.

§. 330.

Die Allgemeinheit dieser Regel bedarf nach einiger Einschränkung. Sind es Kranke die der Arzt noch nie gehabt hat, und deren Krankheits Zustand er noch nicht kennt, auch von den Bothen nicht erfahren kann, ob er gefährlich oder nur leicht krank sey; so eile er bald möglichst zu ihm. Denn eine Stunde, eine halbe Stunde Unterschied, will bey der Gefährlichkeit der Krankheit garviel sagen. Ammeisten trägt das aus in der Hebammenkunst, wo auf baldige odere spätere Hülfe gar viel ankömmt.

§. 331.

Sind es aber Kranke, die er schon kennt, deren Krankheitsgang ihm schon bekannt, auch es kein entzündlich Fieber ist, und die bey jeder Kleinigkeit gleich zehen Bothen hinter einander jagen, und die Sache so ängstlich machen müssen, als ob er schon den lezten Hauch thät, und also immer ohne Noth den Arzt sehen wollen, wo entweder würklich mehr Hypochondrie als Krankheit, mehr Verzogenheit oder lieber Ungezogenheit, als Wahrheit ist, zu dem darf er wohl nicht in Gallop eilen, sondern vieles und vielleicht alles durch einen Bothen abthun, dem er nur bey vielleicht einem verschlagenen Wind ein Clystier be-

fiehlt zu geben, oder bey verdorbenen Magen und schlechter Digestion, eine Tasse Thee mit dem ischon bekannten Digestiv-Pülverchen. Doch muß ich auch erinnern, daß der Arzt aber wohl bedenke, und nicht etwa aus Liebe zum Spiel oder zum Vergnügen, und zu jeder andern Veränderung, allezeit die Kranken zu leicht behandele. Denn das bringt ihm offenbahren Schaden, und dann übet er die herrliche nöthige Regel nie aus. **Pflicht geht dem Vergnügen allezeit vor.** Es kann aber auch hier der Fall eintreten, wo sich der ängstliche Patient gar oft schadet, wenn er alle Augenblicke schickt und der Arzt dabey sicher wird, und aus der Vielfältigkeit der Kleinigkeiten, immer auf Kleinigkeiten schließt. Nemlich es kann einmal würklich Gefahr eintreten, er fürchtet aber nie welche, und der Kranke wird tödlich ehe man sichs versieht. Das beste Verwahrungsmittel dagegen ist: wenn der Arzt so vorsichtig gewesen ist, und der Art Kranken oft hat wissen lassen, nicht immer bey Kleinigkeiten, bey schon oft gehabten Empfindungen, die bald vorüber gehen zu schicken, sonst würden sie dem Arzt sicher machen, und es bringe ihnen Gefahr. Verschiedenemal bin ich so glücklich gewesen, dergleichen plagende Patienten noch zu rechter Zeit von dieser Arztsucht zu heilen.

§. 332.

Wie kann aber der Kranke die Größe, die Wichtigkeit oder Unwichtigkeit seiner Empfindung messen, da er

keine

keine Einsicht der Kunst hat, und er immer auf gefährliche Folgen denken muß? Aus Mangel der Einsicht in die Kunst ist es ihm allerdings zu verzeihen. Aber schon oft gehabte Empfindungen weiß er doch wohl zu beurtheilen, und zu messen. — Und wär'n es neue unangenehme Gefühle, so spürt doch jeder und kann es wohl bemessen, ob sie so angreiffend sind, daß sie ihm das Leben beendigen können, und sind es den schon gehabten ähnliche, je nun so bediene er sich dessen, wozu er schon oft angewiesen ist zu nehmen: Geht es dann nicht und die Zufälle nehmen würklich zu, aber nicht in der Vorstelluug, dann eile er zum Arzt, und dann wird der Gewissenhafte gewiß seine Pflicht erfüllen.

§. 333.

Die obige Regel noch specieller zu befolgen, müßte ich wohl noch eine Bestimmung beym Ruf des Geringen und Armen, und beym Ruf des Reichen und Vornehmen machen. Der Arzt wird wohlthun, wenn er eher zu jenen, als zu diesen geht. Hier tritt Pflicht und zugleich Politik ein. Der Vornehme, immer Kränkelnde, schickt meistentheils ohne Noth, oft wenn er nur eine kleine Unbequemlichkeit, eine kleine Unbehaglichkeit spürt. Denn er ist für seinen Körper und für seine Gesundheit äusserst besorgt. Der Geringe, der Arme schickt gewiß nie zum Arzt und verlangt seine persönliche Hülfe, wenn er sich nicht höchstens und hart Krank fühlt. Und diesen, der vielleicht die einzige Stütze einer zahlrei-

chen

chen, brodlosen Familie ist, liegen zu lassen, den nicht mit Hülfe bey zuspringen, würde die Würde des Arztes schänden; — Nein zu diesem eile er mit verdoppelten Schritten. Denn er braucht gewiß Hülfe. Dieses menschenfreundliche Bestreben wird nicht allein bey dem armen sehr empfehlen, sondern der einsichtsvolle wird es rühmen. Gewinn genug für den edlen Arzt! —

§. 334.

Zu einigen Kranken muß man nicht mit schnellen Schritten eilen, sondern langsam gehen, sich vielleicht mehrmal rufen lassen, sich etwas rar machen. So unchristlich diese Regel scheint, so nothwendig ist sie dem Arzt, und so heilsamlich dem Kranken. Ueberhaupt ist man immer in der Idee, der Arzt sey jedermanns Diener, er müsse kommen, wenn und wie man ihn verlange. Diese falsche Meinung entsteht theils aus nicht hinlänglicher Schätzung der Aerzte, theils aus den Handlungen der Charlatans, die kriegen und sich herabwürdigen müssen, um Brod zu haben, das alsdenn gewisse Kranke auch bey den rechtlichen Aerzten anwenden wollen. Auch so ist es mit der Forderung auf das Land beschaffen. Man giebt ihm nicht allezeit die nöthige Bequemlichkeit, die man ihm doch geben könnte, und sie ihm auch schuldig wär, weil er für mehrere Menschen ist, als für einen oder zwey, und weil man den Arzt nicht genug zu schätzen weiß. Daher bey Kranken, die eine so geringe Idee vom Arzte haben, muß man

es

es merken lassen, weil sie die Sinnlichkeit, das eigene Gefühl nur überzeugen kann, daß man theils in sich, aber nicht thörigt, theils daß andere in uns einen höhern Werth finden. Ferner Kranke, die alle Augenblick den Arzt inkommodiren, und ihm bey Kleinigkeiten in der tiefsten Nacht, oder wenns ihnen nur einfällt verlangen, und so gar seine nächtliche Ruhe, als die einzigen Erholungsstunden seines Lebens stören, die sich der rechtschaffene Arzt nie wird gereuen lassen, wenn Gefahr da war, wenn seine persönliche Hülfe unentbehrlich war, diesen Grundsatz suche ich gewiß auch pünktlich auszuüben. Kranke die nur glauben, wenn sie den Arzt sehen, bey eingebildeten Krankheiten, dann seyn sie gesund. Der Arzt wird sich auch hier gern nach der Schwäche der Patienten ackomodiren, wenn sie sie nur nicht zu sehr übertreiben. Kranke die die ausgemachten und bekannten Verdienste eines Arzt schon kennen, und nur, weil es nicht Noth war, aus gewissem Intresse seine Hülfe nicht verlangten, und indeß zu zehen andern schickten, die überhaupt gern mit den Aerzten changieren, und wohl gar zu Pfuschern, Quacksalbern und alten Weibern giengen und sich da heilen lassen wollten, Kranken dieser Art muß man fühlen lassen, daß der rechtliche Arzt sich nicht gern an den Troß der Scharfrichter, Schäfer ꝛc. noch anhängt, um nur einiger maßen wieder gut zu machen, was jene verpfuscht haben. Hier ist es strenge Pflicht seinen Adel zu beweisen. Kranke, die entweder die wenigen Kosten scheuen, und aus Geiz den wahren Arzt nicht rufen lassen, sondern

ihn vielleicht nur durch den dritten oder vierten um Rath fragen lassen, oder die glauben der Arzt sey auch so niederträchtig und geitzig wie sie, daß er um einen Groschen sich zu jedermanns Mishandelung darleihe und sich aufknüpfen und wieder lösen lasse, die endlich den Arzt nicht so gut, wie ihre Tagelöhner oder Stallknechte bezahlen, diese sollen wissen, daß der rechtliche Arzt höher geachtet werden müsse. Kranke endlich, die den Arzt ausserabsichtlich, das heißt nicht blos als Arzt rufen lassen, sondern aus Intresse der Liebe, oder aus andern Vortheilen, da muß er auch nicht sogleich und so oft man will in ihre Absichten entriren, und sich in die gelegten Seile ziehen lassen. Da einem oft die gesunde Vernunft widerräth, wenn man und nicht die Leidenschaft wallten läßt, so suche man sich immer seltener zu machen, und endlich gar zu entziehen.

§. 335.

Ehe man aber zum Kranken gehe, so erfordert die Klugheit, sich erst zu erkundigen, ob bey gegenwärtiger Krankheit schon ein Arzt sey gebraucht worden, oder ob ein gewöhnlicher Haußarzt da sey, und ob es mit Genehmigung des Arztes geschehen sey, oder ob er es selbst verlangt habe, oder ob er gegenwärtig nur nicht zu Hauße sey? Handelt man hierinne nicht vorsichtig, so macht man sich unendlich viel Verdruß. Wäre es das Gegentheil, dann rathe er erst sich mit den eigentlich Arzt darüber zu besprechen, oder lasse es ihm selbst wissen, doch so, daß er seinen

Patienten

Patienten nicht Leid mache. Allein in der Noth und in der Gefährlichkeit, und wo man auch nicht hinlänglich unterrichtet ist, gehe man zu jeden Kranken, wenn man ohnedem sich in den Kredit gesezt hat, daß man sich keinem Kranken aufdringe. Man sehe ihn, spreche ihn, und dann steht es ja allezeit noch bey uns, ob wir ihn wollen annehmen oder nicht. Hat man Ursachen ihm seine Hülfe zu refusiren, so hat man doch seine Schuldigkeit gethan, und nun verweise man ihn wieder an seinen vorigen Arzt, mache ihn mehr Muth zu ihn, und lasse sich durchaus nicht merken, als ob man der Arzt zu seyn wünsche. Auch steht es mir ja frey, Bedingungen vorzuschreiben, unter welchen ich ihn will annehmen. Damit es nicht scheine, als ob man nicht allen Patienten seine Hülfe ertheilen wolle, so kann man jeden sehen und sprechen, dann steht es noch immer bey dem Arzt ob er ihn annehmen will, oder nicht. Sieht er, daß der Kranke ausser aller seiner Hülfe ist, dann glaub' ich, erfordert die Bescheidenheit lieber zu sagen, daß es nicht in seinen Kräften stehe ihn zu retten, als viel zu trösten und zuversprechen, oder unter solchen Bedingungen anzunehmen, die ihm nie nachtheilig sind. Will ich ihn würklich auf eine höfliche Art wegweisen; so kann ich ja die Bedingung nach allerley Umständen hart machen, nur muß es nicht auf das niederträchtige Intresse hinauslauffen. Zu seiner Beruhigung kann ich nun endlich Mittel verordnen, oder ihm ein Recept geben, das er brauchen mag, oder ihm die Unbequemlichkeit vorstellen, wenn es ein

Auswärtiger ist, die entsteht, wenn etwas unerwartetes vorfallen sollte, oder man verweise sie an andere. Überhaupt ist zu rathen, daß man die Bedingungen, unter welchen man kommen will, sehr schwer mache, wenn besonders der Kranke oder die Anverwanden durchaus auf eines Hülfe bestehen. Man kann immer eher nach geben als zu setzen.

§. 336.

Soll der Arzt zu Kranken, die er schon lange und oft besorgt und er noch nie ein Arztlohn erhalten hat, der Kranke auch den guten Willen nicht hat ihn zu belohnen, ohnerachtet es seine Glücksumstände zu lassen, nie wieder gehen? Einige Antwort liegt schon in der Frage. Einges aber ist näher zu bestimmen. Pflicht und Rechtschaffenheit befielt zwar auch den Undankbaren nicht zuverlassen, denn unter diesen ist nur der begriffen, der vermögend wär zu danken, und es nicht thut; allein bey diesem, wenn besonders mehr Aerzte am Ort sind, ist kein ander Zwangsmittel anzuwenden, um ihn zu bessern, als nicht kommen. Weil der Arzt selten in öffentlichen Belohnungen steht, und sich also seine Lebensbedürfnisse verschaffen muß, die er bey Undankbahren nicht erhält. Ob aber die Grosmuth hier anzuwenden die rechte Art sey, überlasse ich Selbstbeliebigen. —

§. 337.

§. 337.

Soll ein Arzt aber nie gehen, wenn er im öffentlichen Amt steht, die nöthige Fähigkeit hat und geruffen wird? Ist der Grund, das blose Nichtwollen, so ist es unerlaubt. Hat er andere Gründe, je nun — doch würde ich allezeit für das Bejahende seyn.

§. 338.

Ist es der Klugheit gemäs zu solchen Kranken wieder zu gehen, die nach mir wieder andere Aerzte gebraucht haben, und ohne Ursach von mir gewichen sind? Ueberhaupt ist es nie gut dergleichen Patienten wieder anzunehmen. Es müßte denn seyn, daß entweder Lebensgefahr da wär, wo ich ihn und kein anderer retten könnte, dann wäre es wider Pflicht und Gewissen ihn abzuweisen, oder daß er nun erst meine Güte fühlte, und einsehe wie sehr er sich an mir geirrt, und wie viel er an mir verloren und das Pater peccavi sehr geläufig sagen und durch seine Handlungen beweisen gelernt habe. Um das ärztliche Ansehen zu erhalten, ist hier der Punkt, wo der Arzt etwas hart seyn, und seine Würde zu unterstützen suchen muß. Sonst würde man seine Güte und seine Verdienste mißbrauchen. Ehe ich bestimmt antworte, muß ich noch eine kleine Ausnahme machen. Würde ein Arzt nur als Hülfsarzt geruffen, dann erfordert es wohl die Klugheit nie auszubleiben, weil hier andere Verhältnisse sind. Ist das aber nicht, dann ist die Bestimmung an-

ders. Beyde schicken sich auch nicht gut wieder zusam-
men. Es wird in dem innern immer von beyden Seiten
ein gewisses Fremde seyn bleiben. Es wird nie so schlecht
die ärztliche Zusammenschmelzung der Herzen wieder kom-
men. Denn die ärztliche Liebe ist erloschen, und die ent-
standene Kälte wird dem Arzt nie die warme Sorgfalt
geben können, aber auch das feste Zutrauen des schon
schwankenden und wirklich gewankten Patienten kann nie
wieder ganz sein Herz anfüllen, sondern wird vielleicht
erzwungen werden. Dem edeln, etwas delikaten und em-
pfindbaren Arzt würde es immer empfindlich seyn, wieder
mit jemanden umzugehen, dem er nicht ganz trauen darf,
und vielleicht noch immer Gründe genug zu haben, ob er
nicht vielleicht spät, oder früh in vorigen Fall zurückgehen
und ihn abermahls treulos würde, für den er mit äusser-
ster Sorgfalt alles gethan hat, für den er kein Bedenken
trug, seinen kostbarsten Schaz nemlich seine Gesundheit
oft selbst aufzuopfern, und dazu ohne große Vortheile für
sich oder die Seinigen aufopfern zu müssen. Einen solchen,
den vielleicht Intresse, Caprice, Unwille über des redli-
chen Arztes pflichtvollen Versagungen aller Arten von
Ausschweifungen, wieder anzunehmen, muß wahrhaftig
nur der Geldhungrige, der leichtsinnige Flüchtling oder
der nach böotischem Temperament geformte Arzt zu thun
fähig seyn. — Hier handelt bey dem Arzt nicht Leiden-
schaft, — hier tritt die christliche Sanftmuth nie anders
ein, als unter obigen Bedingungen, sondern die strenge
ärztliche Politik erfordert es. Erfahrne werden meinen, ob-

gleich

gleich etwas harten Rath billigen. Nach meiner mäßigen Erfahrung hab ich leider meistentheils Nachtheile entstehen sehen. Doch — der Schwache, — nein, jeder — handele nach seiner Ueberzeugung. — Aber beyderseitigs Zutrauen ist Leben der ganzen Kur, ist Glück des Arztes! —

§. 339.

Daher ist mir in meiner Praxis nichts süssers gewesen, als das völlige Zutrauen meiner Kranken genießen zu können. Es scheint, darinne liege gleichsam die genauste Bande unter dem Patienten und unter dem Arzt, wodurch sie beyde verbunden, den gesunkenen Gesundheits-Zustand sich bemühen wieder zu heben, und aufzuhelfen. Jeder erhält das große Beförderungsmittel der Gesundheit, nemlich die edle Offenherzigkeit mit der treuesten Zusicherung der Wahrheit. Der Arzt darf rathen und verordnen, was er nach den Umständen vor gut befindet, im Vertrauen folgt der Kranke, im Vertrauen nimmt ers sorglos ohne zu denken, daß ihm Nachtheil daraus erwachsen könne, und ohne immer dem Arzt das zweifelnde wie? und das warum? vorzulegen und ihm damit zu begegnen; sondern er hat ihn mit Zuversichtshänden gefaßt, hält sich an ihn, und erwartet nichts als Vortheile für seine Gesundheit, und für sein wankendes Leben. Fest überzeugt erblickt er gern und oft den Arzt — seinen Retter. —

§. 340.

Das beyderseitige Zutrauen zu erhalten, oder richtig zu schenken und zu verschenken, erfordert nicht nur einige Menschenkentniß, sondern viele. Weil man auf den ersten Anblick, auf das erstemal sprechen, bey vielen Personen oft so viel findet, daß einen ganz hinreissen kann. Allein das ist Schminke die von fernen reizt und anlockt. Bey vielen ist es erlernte Artigkeit, Gewalt der Mienen und aller erzwungenen Handlungen. Bey vielen kann es aber auch Rechtschaffenheit seyn, dieses zu unterscheiden, die Hülse vom Kern zu lösen ist sehr schwer.

§. 341.

Um aber in diesem kritischen Theil fortzukommen, so lerne sich jeder erst selbst genau kennen. (§. 3.) Denn dadurch lernen wir unsere Schwäche und Stärke, unsere guten und schlechten Seiten. Das ist nöthig, sonst kollidiren wir mit andern, die auch so schwache Seiten haben, weichen nicht aus und kommen nie zum Zweck. Daher müssen wir erst richtig, unpartheyisch und die Sachen, wie sie daliegen beurtheilen lernen. Sollte unsere Urtheilskraft irren (§. 253.) von richtigen Weg abweichen, so müssen wir es wissen, müssen aber auch gleich da einlenken, und die Sache genauer betrachten, und denn lieber auf einer andern Seite vorstellen. Aus der falschen Beurtheilung entstehen falsche Schlüsse und eben so falsche Entschlüsse.

schlüsse. Denn wie viel beruht auf der Verschiedenheit unsers Temperaments, nach dessen Beschaffenheit wir empfinden und handeln? Wie viel beruht nicht auf der Erziehung, Sitten und Gewohnheit der Länder, worinne wir Leben, das alles müssen wir genau wissen, sonst fehlen wir in unserm Urtheil, und in unserer Wahl.

§. 342.

Aber nach dieser ganzen Form müssen wir auch andere messen, wenn wir sie richtig beurtheilen wollen. Wollen wir aber geschwinder zu dieser Vollkommenheit gelangen, so wird uns der Umgang mit vielen und ganz verschiedenen Menschen auch in ungleichen Altern und Geschlechtern vorzüglich unterstützen. Wir sehen, daß nicht jeder ist, wie ich, jeder handelt nach seinen Einsichten anders, es sey nun gut oder bös. Wir lernen die Verhältnisse unter ihnen selbst und unter ihnen und uns. Wir lernen ihre Temperamente, Karackter, Sitten, Gewohnheiten, manchfaltige Handlungen ꝛc. kennen. Hier können wir Beobachtungs- und Urtheils Geist üben und schärfen. Ein zweytes Hülfsmittel Menschen kennen zu lernen, ist fleißige Lecktüre von Schriften, wo verschiedene Karacktere aufgestellt sind, als genaue und gute Lebensbeschreibungen, in welche die bezahlte Schmeicheley, nicht so viel Unwahres hinein gewebt hat. Dahin kann man auch gute Schauspiele und Romane rechnen. Sind auch die Karacktere hierinnen etwas übertrieben und nicht allezeit in gleichem Gang der Natur, so kriegt man doch auch

einige Kenntniß von den erkünstelten oder erzwungenen. Wäre endlich Physiognomie das, was sie seyn wollte und sollte, so hätten wir freylich ein ganz fürtreflich Mittel, gleich beym ersten Blick zu erfahren, wes Geistes Kind der Kranke sey. Allein was trügt nicht der blose Blick? Wie oft sind die Mienen, Gesichtszüge und alle Handlungen erkünstelt, und so erkünstelt, daß sie durch Erziehung und öftere Uebung ganz zur andern Natur worden sind. Selten findet man jemand in seiner Natur, und dann ist es schwer, das Falsche vom Wahren, das Verstellte vom Unverstellten zu unterscheiden. Doch ist sie nicht ohne alle Vortheile, und würklich dem Arzt nützlich, wenn man die zusammenstimmenden Handlungen des ganzen Körpers nimmt.

§. 343.

Folgt man nun mit diesen Hülfsmitteln dem Ruf des Kranken, so wird freylich die erste Regel seyn: ihn kennen zu lernen. Man suche also seine guten und schlechten, seine schwachen und starken Seiten auf, und suche ihn bey zukommen, wo und wie es nur möglich ist. Glücklicher und geschwinder wird man seine Absicht erreichen, wenn man schon vorher seinen Karackter hat kennen lernen, entweder persönlich oder durch andere, von denen man Nachricht hat einziehen können.

§. 344.

Ist uns der Kranke nun etwas bekannt, so suche man sich sein Zutrauen zu erwerben, denn das ist die festeste Stütze, auf die man sich lehnen und beym Sinken des Kranken immer erhalten kann. (§. 304.) Die vorhin angegebenen Hülfsmittel werden uns auf diesem schlüpferigen Wege schon ziemlich glücklich leiten, doch haben wir noch einige speciellere, die jeder Einsichtsvolle am rechten Ort und zu rechter Zeit muß anzuwenden suchen. Er selbst muß aber auch fähig seyn, einige nach der Beschaffenheit des Subjeckts selbst zu erfinden.

§. 345.

Beym Eintritt in das Krankenzimmer sey das Betragen anständig, bescheiden und freundlich. Denn jedem Patienten, er sey von was Temperament, von was für Gesinnungen er wolle, wird dieses gefallen. Der erste Ueberblick des Patienten auf den Arzt, giebt die Hauptwürkung der übrigen Folgen. Er giebt ihm entweder so gleich einen annehmungswerthen Eindruck von Zuneigung, Liebe oder Hochachtung, oder ein verwerflich Bild von Abneigung, oder Verachtung, wenn er in seinem Betragen etwas unangenehmes hat. Es kann wohl ein drittes entstehen, das mir aber allezeit unangenehm ist, wenn der Kranke weder ein gutes noch ein schlechtes Vorurtheil faßt, sondern eine wahre Gleichgültigkeit. Jenes steht, wenn ichs merke, oft in meiner Ge-

walt es zu entfernen, dieses aber nicht eher, als bis ich im Stand bin, einem oder dem andern ein Uebergewicht zu geben, das so geschwind eben nicht geht. Doch wird der Arzt, der nie Prahlens von sich macht, aber doch mit männlicher Stärke von der Kraft seiner Kunst sprechen kann, gewiß gewinnen. Verbindet er damit eine Freundlichkeit, die durch seine Miene spricht, so wird daß entweder das Vorurtheil verbessern, oder Entschlüsse hervorbringen, die vor einen solchen Arzt vortheilhaft sind. Man wird darum auf andere gute Eigenschaften, der Gefälligkeit, des Mitleids ꝛc. schließen. Daher er gleich den Patienten zu erkennen giebt, daß er sich zwar freue mit ihm in Bekanntschaft zu kommen; aber zugleich auch mit einer dazu anständigen Miene beklage, daß es unter solchen unangenehmen Umständen geschehe, man hoffe aber, daß sie sich bald in angenehmere verwandeln würden. Man danke zugleich für das schätzbare Zutrauen, daß er ihnen habe schenken wollen, und versichere, daß man sich bestreben wolle, dieses Geschenks nie unwürdig zu werden. Man verspreche zugleich, daß man sich seiner mit der möglichsten Treue und Sorgfalt annehmen wolle.

§. 346.

Man richte sich dann ganz nach seinem Karakter, und spreche und thue nichts diesem entgegen. Man suche ihn auf eine erlaubte und einem rechtschaffenen Mann anständige Art zu schmeicheln, werde

aber

aber ja nicht kriechend, oder niederträchtig dabey. Man suche ihn während den Diskurs auf seine Lieblings Ideen, wenn man sie kennt, oder auf seine Lieblings Wisse schaft zubringen, wenn man etwas davon versteht. Mit einem Wort man suche jeden an sein Steckenpferd zu erinnern, und es zu loben. Bey stillen Karacktern, spreche man wenig; bey andern, die munterer sind etwas mehr, doch nicht vades, dem Kranken unanpassendes Zeug. Hat man mit ernsthaften Personen um zugehen, so spreche man ernsihafte Sachen, mit scherzhaften kann man auch erlaubt scherzen, mit Tugendhaften und Freunden der Religion, spreche man von ihrem Werth, von ihrer Würde und Fürtreflichkeit, von ihren Borzügen, von der Beruhigung, die ein Christ in unangenehmen und Trübsals-Tagen darinne findet, und wie er sich in der drückendsten und schmerzhaftesten Krankheit mit ihr trösten kann. Allein das muß nicht erlernt und nach Förmelchen geschehen, sondern die Ueberzeugung muß mit den Wandel des Arztes übereinstimmen. Der Arzt muß wie Paulus sagt jeden allerley werden, so weit es Rechtschaffenheit, Tugend und Religion verstatten. Und alle Mißbräuche dieser goldenen Regel müssen wegfallen, Denn sonst würde aus dem Arzt ein verabscheuungswürdiges Quodlibet, das bald gut, bald schlecht, bald religiös, bald irreligiös nach der Ackomodation aller Subjeckte, mit denen er umgehen muß, und die er auch wahrhaftig jeden in seinen Fächligen und seiner Natur, und in seiner Maske, zu se-

hen kriegt. Diesen Arzt, verabscheuet der Rechtschaffene: Dem rathet auch diese Regel nicht.

§. 347.

Durch viel oder wenig Sprechen kann sich also der Arzt noch gar sehr empfehlen. Es giebt Personen, die gar nicht viel gesprochen haben wollen, sondern nur kurz die Hauptidee ihrer Krankheit, die Folgen und die Behandlung wissen wollen, und dann sind sie nicht lieber als in Ruhe. Es giebt auch gewisse Krankheiten, bey welchen so wohl das Vorerzehlen, als sich von Patient erzehlen lassen, viele Nachtheile bringt. Manche sind es aber von ihrem Geschäfts-Zimmer her gewohnt, sich bald expediren zu lassen. Und dann würde man lästig und unangenehm werden, und wiedrige Gesinnungen gegen sich beybringen. Hingegen giebt es andere, die immer gern recht viel sprechen hören und sprechen, wenn auch oft die Krankheit noch so schmerzhaft ist. Nach denen muß sich der kluge Arzt billig auch ackomodiren, und sollte es auch wider sein Temperament, und Gewohnheit seyn. Er spreche, es sey nun über den Krankheitszustand, dem er ja, wenn er nicht ganz auf dem Kopf gefallen ist, manchfaltig erläutern, erklären, oder mit andern ähnlichen Geschichten ausschmücken kann, oder es sey über andere Materien, die er kennt. Nur sind in meinen Augen die Aerzte verächtlich, die sich zu Zeitungs- und Stadt Neuigkeits-Trägern gebrauchen lassen. Die

manch-

manchfaltige Nachtheile siehe oben §. 109. die besonders in Familien daraus entstehen.

§. 348.

Ob gleich die Erläuterung durch ähnliche Fälle ein besonderer Kunstgriff der Charlatans ist sich zu heben und berühmt zu machen, so kann man es doch nicht ganz wiederrathen, wenn es bescheiden und nicht prahlerisch geschicht, sondern nur wie der Redner thut, um dadurch mehrern Eingang zufinden. Ist ein Patient genöthiget einen jungen Arzt zu wählen, so ist und kann das Zutrauen ohnmöglich Felsenfest seyn. Allein es wird bey dem Kranken gleich wachsen, so bald er hört daß der junge Arzt mehrere solche Kranke gehabt hat, und besonders Kranke, vollkommen wie ihn, und der überdieß auch noch genesen sind. Doch hüte man sich bey den Klugen und Verständigen, daß man nicht zu viel Wesens und Senf darüber mache, sonst wird man sich eher das Zutrauen schwächen als stärken. Kaum sollte man glauben daß die Erzehlung von ähnlich gehabten Fällen, bey den Kranken so viel ausrichten könne. Ehe man aber diese Vorsicht angewendet hat, so stehen oder liegen sie oft ohne alles Gefühl von Gehör und Sprache da, und der gerufene Arzt dünkt ihnen noch so lange ein zweydeutig Ding zu seyn, bis er Zeugnisse aufführt vorzüglich gegen die Umstehenden und Verwandte, ja nicht allezeit unmittelbar gegen den Kranken. — Dann wachen sie auf, klagen das nemliche Gefühl und fangen nun ihre Krankengeschichte

schichte an, und entdecken sich ganz. Sehr oft hab' ich die Beobachtung gemacht, daß wenn ich gesehen habe, der Kranke habe nicht sonderlich Zutrauen, ich mich gar mit ihm weiter nicht abgegeben habe, und gethan als ob ich mich um ihn auch nicht bekümmere, habe mit den Verwandten, theils vom Glück gesprochen, das ich hie und da gehabt habe, oder habe diese Krankheit, die ich doch durch einige Fragen werde haben kennen gelernt, von einem dritten ungenannten pünktlich beschrieben, habe die Gefahr sehr auffallend gemacht, in der er würde gerathen seyn, wenn er nicht den, oder den Tag noch darzu gethan hätte, und beschreibe sie so gefährlich, daß dem Kranken im Bett manchmal Angst und bang wird, er oft anfängt zu reden, ich höre ihn nicht, spreche wieder fort, lasse ihn oft drein reden, ohne zu thun, als ob ich einge Notiz von ihm nähme, bis ich ihm entweder nach der Hülfe lüstern, oder in Ansehung der Krankheit mürbe genug gemacht habe, um ihn nun zu meinen Vortheil verwenden zu können. Ich vergesse auch während des Gesprächs, nicht zu sagen, daß Kranke und Aerzte ohne Zutrauen nic zu einander passen, besonders ich einen Kranken gar nicht gern übernähm, der kein Zutrauen zu mir habe, weil ich das Glück meiner Kur vorzüglich auf das Zutrauen meiner Kranken setze. Und so hab ich mirs oft glücklich erworben. Oft muß man thun, als ob man schon alles wüßte, erzehlt und erfragt die Symptomen, nennt nur die Krankheit nicht. — Das ist der Fall bey dem noch etwas schamhaften Kranken.

§. 347.

§. 349.

Vielen Kranken ist oft an der Umständlichkeit gelegen, besonders langwierigen, Hysterischen, Hypochondrischen u. d. gl. die alles aus dem Grund wissen wollen, wie die Krankheit mag entstanden seyn, wie sie gegenwärtig sey, und was für Folgen kommen werden, und endlich was wohl möchte zuthun seyn. Dieser Art Kranken, wird vor erst das genaue pünktliche und fast möcht ich sagen, das ängstliche Examiniren gefallen. Es wird Hochachtung gegen diesen Arzt entstehen, weil sie ihn für einen Pünktlichen halten, der auch den kleinsten Umstand nicht will unerfragt und unbeantwortet lassen, und kann er oft gleichsam immer bejahend und weissagend fragen, als ob dieser oder jener Zufall ohnezweifel daseyn müsse, so fassen sie während des Examens schon immer mehr Zutrauen. Bey andern ist aber das Gegentheil, die theils vermöge des Temperaments, theils vermöge der Krankheit, theils aus andern Launen verdrüßlich oder auch geschwind sind, und ungern viel Antworten geben. Mit denen muß man höchst kurz verfahren, und sich nur nach den karackteristischen Kennzeichen erkundigen, und denn Verordnungen geben; sonst ist man ihnen zu langweilig, und nicht passend.

§. 350.

Das Zutrauen läßt sich nicht erzwingen, deshalb man nicht allen Muth muß verlieren und sinken lassen,

wenn

wenn man auch auf den ersten Besuch gleich das völlige Zutrauen nicht erhält. Beträgt sich der Arzt immer artig und gefällig, dann wird es doch nach und nach wachsen, wenn er überdieß noch die vorhin erwähnten Mittel und Vortheile dabey gebraucht hat. Doch giebt den Kranken nichts mehr ein Vertrauen, als die schleinige Hülfe der Arzeney, oder das sogenannte Anschlagen, hingegen raubt auch nichts dem practischen Arzt mehr das Zutrauen, als wenn die Mittel langsam würken, oder gar nicht anschlagen. Ich glaube daher jungen Aerzten ein solches Mittel anzugeben, das, wenn es vorsichtig gebraucht wird, vielen ein ungrenzbares Zutrauen erwirbt. Denn was kann den Kranken von der Gewißheit und Stärke der Kunst mehr überzeugen, als wenn man im Stand ist, ihm besonders bey schmerzhaften Krankheiten von seinem Schmerz zu befreyen. Ich meine alle schmerzstillende Mittel. Von Hofmann, sagt man, daß er nie ohne seinen schmerzstillenden Spiritus ausgegangen sey. Sylvius habe beständig Mohnsaft bey sich geführt, und waren sie nicht beliebte und glückliche Aerzte ihrer Zeit? Schien es nicht zu eitel, so dürfte ich wohl sagen, daß ich mich in hiesigen Gegenden eines ziemlichen Beyfalls und Vertrauens so vieler Kranken, und um Hülfe ruffender zu schmeicheln habe. Allein selten gehe ich zu einen Kranken, oder einer Kreisenden, ohne meine bekannten (r) Opiat Mittel bey mir zu haben. Eine kleine

Price

(r) s. m. Comentat. de usu opii in arte obstet. Ienæ 1781. S. 42. und Hebammenunterricht, Jena. 1782. in der Vorrede.

Price meiner Opiat Mittel, hat mir so manchen Kranken und so manches Ansehen verschaft. Allein für allen Misbrauch muß ich warnen, wo eine eben so kleine Dosis unendlich schaden und den Tod bringen kann. Bey Krankheiten, Ausleerungen, die die ersten Wege erfordern, muß man dergleichen Mittel durchaus nicht anwenden es müßte dann seyn, daß heftige Krämpfe in den Ausleerungswegen die Ausleerungen hinderten. Aber in allen Arten wo ein allzustarker Nervenreiz, wo ein Schmerz ist, wo allzuheftige Blutbewegungen, ohn unterbrochenes Wachen ꝛc. vorhanden, da schaft es sicher den Kranken und dem Arzt Vortheile. Zur gründlichen Heilung gehören andere Mittel, die muß der Arzt alsdenn anwenden. Mann verstehe mich wohl, daß ich nur von den ersten Besuchen spreche, worinne ich glaube, daß es mit obigen Einschränkungen klüglich kann gebraucht werden. Denn der Kranke hat nun einige Linderung seines Uebels empfunden, die ihm vielleicht schon Wochenlang gefehlt hat, ich ward im Stand sie ihm, wenn auch nur eine kurze Zeit, aber doch zu geben. Wird er mir nicht danken, die Hofnung einer mehrern und stärkern Hülfe nicht ergreiffen wollen? Wird er also zu dem Arzt der ihm izt wohlthat, nicht ein vest Vertrauen fassen?

§. 351.

Ist ferner der Arzt, in der Vorhersage der kommenden Umstände des Kranken glücklich, dann wirds ihm nie au Vertrauen fehlen. Die gewisse treffende Vorhersage

hersage, bewürkt beym Kranken unbeschreiblich viel. Aber das ist auch ein Punkt, wornach so viele Aerzte zielen, aber selten treffen. Freylich gehört dazu genaue Kenntniß, und tiefe Einsicht in den Gang der Krankheit, ein scharfer Beobachtungsgeist, mit langer Erfahrung verbunden, und genaue Sammlung und Vergleichung aller Zufälle des Kranken. Völlig muß man die harmonische Würkung der Lebenskräfte und die Heftigkeit der würkenden Ursach kennen. Völlig muß man ihre Vermehrung oder Verminderung inne haben. Genau zusammen genommen, müssen uns die entscheidenden Kennzeichen bekannt seyn, ehe wir eine zukünftige Veränderung voraus sagen wollen. Ferner muß uns das Subjeckt schon in etwas bekannt seyn, damit wir gewiß urtheilen können: ähnliche Fälle in ähnlichen Subjeckten, ähnliche Haupt=und Nebenumstände, ähnliche Ursachen, ähnliche Würkungen der Krankheitsursache, müssen auch ähnliche Phänomene, ähnliche Erfolge und Ausgänge haben. Endlich ist noch ein höchst nöthiges Erforderniß: Man muß auch Würkung seiner Mittel gut kennen. Dann wird man nicht allein die Art und Weiße ihrer Würkung, sondern auch die Zeit und den Grad der Würkung bestimmen können. Treffen diese Vorhersagungen ein, dann erregt es Bewunderung und Zutrauen. Doch sey der Arzt vorsichtig, und spreche ja immer Bedingungsweiße, damit er bey wiedrigen Erfolg, doch noch Ausnahme hat, und seine Ehre gerettet werden könne. Nie sage er Leben und Tod bestimmt voraus, wenn er nicht höchst bejahende

Zeichen

Zeichen hat, von allen Theilen des Körpers genommen, denn die Kraft, die Würkung der Natur ist so verborgen, daß wir ihre geheimen Kräfte, die uns oft noch überraschen, auf keine Art ergründen können. Eben so wenig verspreche man ganz bestimmt die Heilung gewisser schweren und fast unheilbaren Krankheiten, wo man nicht überzeugend weiß, daß man sie heilen kann. Hat man aber noch einigen Grund die Heilung vielleicht bewürken zu können, so verspreche man alles zu leisten, was in eines Kräften stehe, und mache Hofnung zur Heilung, wenn nichts den angenommenen Plan störe. So und nicht anders erwirbt und erhält man sich Zutrauen.

§. 352.

Sollte nicht auch das Harnbesehen, ein Mittel seyn, sich Zutrauen zu erwerben, wenigstens beym gemeinen Mann und geringen Patienten? Die Charlatans bedienen sichs bey nahe als ihr vorzüglichstes Mittel, aber wie soll sich der rechtschaffene Arzt dabey betragen, um nicht wider die Politik anzustossen? Sie gebietet: Bediene dir erlaubte Mittel, das Schicksal anderer Menschen zu erleichtern, und ackomodire dich nach ihren Fähigkeiten und Einsichten, damit du sie vor grössern Gefahren sicherst, und lieber behutsam zu rechte weisest.

§. 353.

Das Urin besehen, ist dem rechtschaffenen Arzt gar nicht unanständig, sondern bey vielen Krankheiten auch

nothwendig. Ein Arzt soll alle Kennzeichen des Kranken zusammen nehmen, um die eigentliche Krankheit, ihren Gang, ihre Veränderungen und Ausgang zu beurtheilen. Gehört darunter nicht auch der Urin, der sich bey so manchen Krankheiten, besonders die ihren Sitz in Säften, und in den Uringefäßen haben, und krampfartig sind, nach ihrer Veränderung in seiner Farbe, Consistenz, äusserlichem Aussehen, Sediment ꝛc. so gar sehr verändert, und immer einige anzeigende Theilgen der innern Beschaffenheit mit sich führt? Haben nicht alle Zeichenlehren ein großes weitläuftiges Kapitel vom Urin? Auch ohne diese weiß der physiologische Arzt, daß der Urin ein Werkzeug ist, durch dessen Hülfe viele nützliche Ausleerungen bewürkt werden. Das ist also dem Arzt nöthig zu wissen, allein es erfordert es auch seine Politik. Denn der meiste Theil der gemeinen Leute fassen ein festes Vertrauen, wenn er das Uringlaß wenigstens nur annimmt, denn mehr scheinen sie oft nicht zu wollen. Sie erzehlen meistentheils dann selbst die Krankengeschichte, wenn man nur einige allgemein passende Fragen an sie thut oder mit einschiebt, die einem jeden Arzt gar nicht schwer fallen können. Dann schenken sie ihm ihr ganzes Zutrauen. So kann man bey aller Rechtschaffenheit verfahren, und beleidiget die Ehre und Würde eines Arztes nie, und so glaub ich verfährt man auch nach der Politik, wenn man sich nur einigermaßen hierinne nach den Einsichten dieser Leute richtet, die man in der Folge mehr und eher bessern kann, als wenn man noch soviel dagegen predigt und schreibt.

schreibt. Hab ich einmal ihr Zutrauen erhalten, das auch durch Besserung des Kranken ist bestärkt worden; dann pfleg ich ihnen zu sagen, daß ich ihr Uringlaß zwar angenommen, allein aus ihren wenigen Antworten geschlossen habe, was ihren Kranken fehle, aus dem Urin aber nicht habe sehen können und wollen, und doch gewußt was ihren kranken fehle, künftig möchten sie ihn aber zu Hauß lassen, es sey denn daß ich die Veränderung der Krankheit besser beurtheilen will, und ihn wieder bringen heiße, wo ich ihnen zugleich den Grund angebe, warum ichs thue. Zugleich zeig ich ihnen die Betrügerey der Quacksalber. Dieses macht die Leute nicht allein klüger, sondern bewegt sie würklich zum Zutrauen, und der Arzt gewinnt unendlich dabey, ohne daß er ein würklicher Harnprophete ist. Denn aus dem Harnprophezeyen, das ganz was anders ist, als den Urin besehen und annehmen, ist einem Arzt unanständig und gewissenlos, es ist betrügerisch, und gehört für die Charlatans, Quacksalber ꝛc. (§. 113.)

§. 354.

Allein es erwachsen noch viel mehrere Vortheile aus dieser meiner bejahenden Antwort. Verfahre ich auf diese Art mit den Leuten vom niedern Stande, und verbinde damit die Billigkeit in der Bezahlung, so sichere ich sie vor Gefahren, Betrügereyen der Charlatans, Pfuscher, Quacksalber ꝛc. in die sie sich ausser dem unaufhaltsam stürzen würden. Man reißt sie gleichsam aus ihren nör-

derischen Klauen. Man zieht sie mehr und mehr davon ab, und gewöhnt sie endlich an einen rechtlichen Arzt. Ist dabey nicht genug gewonnen, für mich, für die Leute und für den Staat?

§. 355.

Eben so geben große ausgezeichnete Thaten und Kuren, nicht allein ein gutes Vorurtheil, sondern durch ihre Verbreitung bereiten sie auch ein großes allgemeines Vertrauen. Eine glückliche Kur bewirkt dann gar leicht einen glücklichen Ruf, der sich überal hin verbreitet, dieses macht bey Vornehmern und geringern jederzeit einen großen Eindruck, der bald auch bey ihnen den großen Wunsch rege macht, bey Vorfallenheit sich dieses großen und berühmten Arztes zu bedienen, denn schließen sie, obgleich gar oft falsch: weil er in der, oder jener Krankheit eine wichtige Kur gethan hat, so muß er allen Kranken helfen können. Ein Arzt kann in dem einen oder dem andern Theil der Wissenschaft, gewisse Vortheile und in der Heilung würkliche Vorzüge haben, der eine z. B. in der Chirurgie, der andere in der Hebammenkunst, wieder ein anderer in einzelnen Krankheiten: Ist er nun deshalb vermögend alles gesund zu machen? Wir müssen es aber dem Gang der menschlichen Gedanken um dem gewöhnlichen Urtheil verzeihen. Sucht man nicht überal das gut ausgeruffene? Und befielt es uns die Eigenliebe nicht selbst? Daher wünscht, verlangt und bittet jedes um eines solchen Mannes Hülfe aus vollem Vertrauen. —

§. 356.

§. 356.

Oft ist das Vertrauen schnell entstanden, oft aber vergehts auch bald wieder, besonders, wenn es der Kranke auf solche Gründe gebauet hat, die mehr Bestigkeit gaben, als sie der Arzt selbst hat angesehen wollen haben, oder wo der Schein von ihnen zu schnell überraschte, und wo der Patient aus allzuguter vorgefaßter Meinung sich mehr versprach, als der Arzt selbst hatte versprechen wollen, oder endlich wo die Länge der Zeit bey der Heilung eines langwierigen Uebels, das gute und feste Vertrauen selbst abnuzte, wobey aber der Arzt, der gewiß oft selbst den Kranken wünscht und sich alle Mühe giebt, gebessert und gar geheilt zu sehen so unschuldig ist als der Tag, wo aber die Krankheit entweder höchst eingerostet und beynahe zur andern Natur worden ist, und mit der möglichsten Sorgfalt und Bestreben beynahe nicht mehr von Körper wieder geschieden werden kann, oder wo die Mittel nicht vorhanden sind ein solches hartes Uebel aus einem schon zu sehr zerrütteten Körper hinauszutreiben. Mit einem Wort wo es dem Kranken und wohl auch selbst dem Arzt zu lang wird, ehe die völlige Heilung erfolgt. Welches der gewöhnlichste und häufigste Fall ist, wo das Vertrauen geschwächt wird. Wie soll er es sich daher zu erhalten suchen?

§. 257.

Um sich immer in gleichem Vertrauen zu erhalten, das ein Glück für den Patienten und für den Arzt ist, ist wohl kein kräftiger Mittel, als die oben beschriebenen guten Eigenschaften immer treu anzuwenden. Undank von dem Patient würde es seyn, so wie von jedem andern, wenn ein Arzt nach Rechtschaffenheit, Pflicht Gewissen, Geschicklichkeit, Erfahrung und allen guten Eigenschaften alles leistete, und der Kranke ihm doch das Zutrauen rauben wollte. Der Arzt ist Mensch, kann und wird wohl gegen eins oder das andere bey dem Kranken anstoßen, wo vielleicht noch eine scharfe Ecke war, die er noch nicht ganz genau kannte. Es entstund ein Mißverstand unter beyden, dann wird es hoffentlich nicht gegen die Würde des Arztes seyn, den Kranken darüber zu besprechen, nur muß es von keiner Seite mit Leidenschaft geschehen, und welcher Theil sich geirrt hat, muß sich auch lassen zu recht weisen. Kann diese Offenherzigkeit, welche ewig das vesteste Band der Freundschaft aber auch der gegenseitgen Verbindung des Kranken und des Arztes bleiben wird, nicht überal angewandt werden, wo vielleicht Ungleichheit des Standes oder andere Ursachen, als Hindernisse eintreten, denn soll er alles aufsuchen, ob es an ihm, oder am Kranken liege, und muß es im Stillen suchen gut zu machen.

§. 358.

Ferner soll der Arzt mit den Kranken immer auf gleichen Fuß fortgehen. Ich weiß nicht ob ich soll rathen, mehr fremde bleiben, als intim freundschaftlich. Jenes erhält in beständiger Aufmerksamkeit und Vorsicht. Wo immer die Verhältnisse abgewogen werden, in welchen man steht. Wo man nichts spricht, nichts thut, sich nichts erlaubt, wovon man glauben könnte, daß der Kranke gereizt werden möchte, vielmehr sucht man ihm mit Gefälligkeit zuvorzukommen, wenn er nicht ungezogene Prätensionen macht und ihm immer mit Höflichkeit zubegegnen, in der Absicht ihn bey guter Laune, ihn als Patient zu erhalten. Gegenseitig ist es im gesellschaftlichen Leben ein großes Geschenk, Freunde und intime Freunde zu haben. Das Zutrauen hier zuerhalten, sollte man glauben, sey gar nicht schwer. Allein es wird doch immer auch eine gewisse Politik erfordert; weil man von beyden Seiten zutraulicher wird, vieles nicht so genau abwiegt im reden und handeln, als bey gesunden Tagen, wo der Freund vermöge der Schwächligkeit und der Stimmung seiner Nerven izt durch etwas gereizt werden kann, und im doppeln Sinn versteht und aufnimmt, was ihm vorher nie rührte, oder gegenseitig gleichgültig war. Oft wird im Scherz etwas gesagt, was er im Ernst nimmt. Oft werden Reden und Handlungen, wo bey der Arzt nur freundschaftlich dachte, weiter ausgedehnt, als er es je vermuthet hat, wo, wenn ers merkt, sich etwas zurück-

ziehen müßte. Er wird anfangen nicht nur an der freundschaftlichen Sorgfalt zu zweifeln, sondern wohl gar zu glauben, er werde weniger treu und sorgsam besorgt, als fremde Kranke, weil auf die Freundschaft etwas abgerechnet würde. Ich will nicht läugnen, daß es wohl zuweilen zutreffen kann, in dem man glaubt ein Freund sehe etwas mehr nach, da er doch im Gegentheil wegen der Freundschaftsbande oft mehr fordert. Ich rathe deshalb auch bey Freunden alles zuthun was das Vertrauen erhalten kann, sich nie zu vergessen, in was für Verhältnissen man stehe, sondern auch da immer vorsichtig zu handeln.

§. 359.

Es fügt sich sehr oft, daß durch den Beytrag anderer Personen, das Zutrauen auch sehr geschwächt und gestört werden kann, daher soll der Arzt billig bey dem Kranken gelrende und geachtete Personen nie beleidigen. Will jemand feindschaftlich handeln, wie viel läßt sich nicht aufbringen, um den guten Karackter, die Kenntnisse, das Glück und alles was den Arzt betrift zu vermindern, verunglimpfen und wohl gar herabzusetzen. Merkt man dergleichen Mishandelungen, dann suche man das Gegentheil thätig zu beweisen, durch gute Handlungen um sie und den Kranken eines bessern zu überzeugen. Oft kommen solche Einträge in das Zutrauen durch Personen, die sonst wenig bedeutend scheinen, aber oft gar viel Vermögen ich meine Domestiken, die Eingang bey der Herrschaft haben. Das gilt von höchsten bis zum niedrigsten Stand

wo

wo noch solche Domestiken-Favorits gebraucht werden. Nicht selten hat der beliebte Kammerdiener oder das Kammerjüngfrigen, die Köchin oder ein anderer Diener manchen braven Arzt um sein Zutrauen bey den schwachen Gesunden und Kranken gebracht, oder hat ihn doch die mühsamste und verdrüßlichste Besorgungen verursacht. Man behandele also auch diese Leute auf einem anständigen Fuß, sey nie zu familiär mit ihnen, aber auch nie zu aufblaßend und stolz, und suche durch Freundlichkeit und höfliches Betragen ihren Beyfall, denn durch sie erhalten und behalten wir oft den Beyfall und das Zutrauen unserer Kranken. Freylich hat oft der Arzt mit ihnen zu thun, und ihnen Befehle zu ertheilen, nur muß es nicht mit einem gewissen Despotismus geschehen, wodurch man als Fremder ihrer Ehre zu nahe tritt, sie dadurch verdrüßlich und rachgierig macht. Sie wissen nach ihrer Art mit einer gewissen Freiheit ihrer Herrschaft so viel widriges bey zu bringen, daß nach und nach Zweifel an der zuleistenden Hülfe, und Kälte entsteht, die Achtung wird verringert, und das Zutrauen fällt. Drum behandele man sie gütlich. Sie können wirklich das Zutrauen ihrer Herrn wenn sie wollen, uns mit erhalten helfen.

§. 360.

Durch nichts würden wir uns das Zutrauen mehr erhalten, als wenn wir alle Kranken allezeit gesund machten. Das ist die Sprache, das ist der Wunsch nicht nur aller Kranken, sondern auch der Gesunden, die

noch gedenken krank zu werden. Und dann wären wir Männer, die auch Gold nicht bezahlen könnte. So schmeichelt uns der Laye. — Da aber es so viel zusammengesezte, alte, eingewurzelte, vielleicht schon durch viele Generationen fortgepflanzte Krankheiten giebt, viele deren Ursach und Stof wir nicht einsehen, viele blos in den Nerven sitzen, viele, wo wir aber noch nicht die stark genug würkenden Mittel haben, sie zu heben, oder ihren heftigen Würkungen Einhalt zu thun. Aber eben wegen der Berschiedenheit der Subjeckte, der Ursachen sind wir auch nicht vermögend allezeit zu heilen, ob uns gleich ein Mittel in neun Krankheiten nicht verlassen hat, in der zehenden kann es uns doch verlassen. Ist man daher so glücklich dennoch die meisten zuheilen und oft zuheilen, dann erhält man Ruf und dann lassen auch die Patienten oft in den langwierigsten Krankheiten ihr Zutrauen nicht sinken, denn die Analogie und Beyspiele vor sich haben, diese giessen ihnen immer neue Hofnung in ihre Seele.

§. 361.

Sollte aber ja der Gedultsfaden mürbe, und die Hofnung schwankend werden, dann müssen wir wenigsten Palliativen anwenden, um das Vertrauen zu stärken. Nemlich man muß nur nicht kalt und empfindungslos für ihre kränklichen Umstände scheinen. Denn sonst wird es ihnen gar nicht schwer zu glauben, der Arzt ist deiner überdrüßig, die treue Vorsorge übe man gar nicht mehr aus, er hat gar das Mitgefühl nicht mehr,

das

das er sonst so warm hatte. Vielleicht hat und weiß er kein Mittel mehr, entweder es ist aus mit dir, oder er erklärt dich vor unheilbar, oder handelt aus andern Ursachen so, und nun ist der Entschluß, da ihm doch sein Leben lieb ist, lieber einen andern zu wählen.

§. 363.

Eben so wenig lasse man sich merken, daß man muthlos sey, oder daß man keine passenden und würksamen Mittel mehr habe. Aus dem verdrüßlichen, muthlosen Blick, schließt der Kranke für sich und endlich viel nachtheiliges, daß der Arzt entweder seinen Uebel gar nicht recht einsehe, eigentlich wohl gar nicht wisse, was ihm fehle, und da er schon so viel ohne alle Würkungen und guten Erfolg gethan habe, so sinke ihm selbst der Muth, und die Hülfe sey aus. Diese Veränderung läßt sich bald merken, daher suche man den beynahe zu boden gesunkenen Kranken wieder aufzuraffen, heitere ihn mit einer zufriednen und heitern Miene wieder auf, zeige ihm noch die Kräfte seiner Natur, beweise ihm seinen Muth, wenn man würklich noch welchen haben kann, und suche ihm durch Worte und That aufzumuntern, überhaupt habe man noch Mittel genug, und würksame Mittel ihn zu retten, nur bedürfe es Zeit, ehe sie durch würken könnten. Und nun muß man emsig Mittel geben, und wo möglich Palliativen mit untermischen, daß sie auch die Würkung fühlen, so werden sie auch überzeugt, daß es Wahrheit sey. Man erkläre und demon-

strire ihnen ihren Krankheitszustand einmal aufs neue vor, aus was vor einem Gesichtspunkte man ihn nun ansehe. Man habe die Krankheit aufs neue durchgedacht, es habe sich auch nun durch die manchfaltigen Veränderungen eine Seite gezeigt, wo man ein neueres und helleres Licht in der Krankheit erhalten habe, wo man deshalb auch mit neuen und würksamern Mitteln, das Uebel angreiffen, und aus den Körper schaffe könne. Daher ändere man die Mittel fleißig, und sollte es auch nur ihre Form, Farbe, Geschmack ꝛc. seyn, wenn das Mittel zwar würksam aber langsam würkt, und wenn er es ohnedem an sich wenden kann. Denn diese Täuschung ist Politik, sie giebt Beruhigung so lange, bis man im Stand ist die Krankheit ganz fortzuschaffen, und nur entweder bequemere Gelegenheit, Jahreszeit ꝛc. erwartet, oder wo es nach Beschaffenheit der Sache gar nicht geschwind geschehen kann; sondern nur langsame Würkungen der Mittel möglich sind. Dieses hebt das fatale Vorurtheil und die dem Arzt so verdrüßliche Sprache; das Mittel würkt nicht mehr oder würkt nachtheilig. Denn oft stellt sich beydes der Kranke vor, und kommen Veränderungen und Krankheitsanfälle, die ohne den Gebrauch des Mittels doch gekommen wären, so schreibt er es der Arzeney zu, und scheut dieselbe zu nehmen. Daher ist es auch besser, daß er sie weder den Nahmen, noch der Würkung nach kenne. Und wäre es ja, so wird entweder die würkliche Veränderung, oder nur die Umkleidnng in ein anders Gewand ihn neuen Muth, neues Vertrauen geben,

und

und nun kann der Arzt besser fortwürken, und ihn vielleicht noch retten.

§. 363.

Hieraus würde aber folgen, daß der Arzt oft täuschen müsse. Ist das ihm anständig und erlaubt? Sind je Täuschungen erlaubt und nöthig, so sind sie es dem Arzt der unter so gar viele Verhältnisse gestellt ist, und der bey vielen Kranken ganz und gar nicht mit der Wahrheit heraus gehen darf. Sonst würde er ihn oft mit einem mal ein solches Schrecken einjagen, daß er vielleicht des Todes darüber seyn würde, oder würde ihn wenigstens in große Alteration versetzen, oder er würde das nicht ausrichten können, wenn er ihm nicht eine kleine Unwahrheit vorsagte, das Cicero auch noch mitleidig nennt. Die Täuschung ist daher dem Arzt erlaubt, wie Beyer (*f*) angiebt, und wie es verschiedene Gelehrte (*t*) behaupten. Auch selbst falsche Vorstellungen und Irrthümer sagt Gebhardt, (*u*) wenn sie nur für wahr gehalten werden, thun gerade eben die Würkung, welche die ausgemachte Wahr-

(*f*) Iur. univers. c. de interpretat. §. 31. aliquod mendacium etiam a Cicerone honestum et misericors vocatur.

(*t*) *Köhler* Iur. N. exercit. V. §. 156. *Alberti* de medicina stratagem. §. 1. wo noch sehr viele Schriftsteller angeführt sind.

(*u*) Abh. über die Preiß frage, ob und in wie ferne ein Art von Täuschung dem großen Haufen der Menschen zu trägl. sey. Berlin, 1780. S. 25 — 36.

Wahrheit thut. — Daraus ist also klar, daß alle diejenigen Meinungen dem Volke (dem Patienten) nüzlich sind, welche dem Menschen als Mensch betrachtet überhaupt nüzlich sind. Also alle diejenigen welche demselben die Beschwerden des Lebens erleichtern die Gefahren abwenden, — eine wahre und dauerhafte Zufriedenheit in dem Herzen befestigen, sind nüzlich.

§. 364.

Um also die nöthigen Zwecke auszuführen, darf und kann der Arzt nicht anders als täuschen, obgleich Hippokrates (v) befielt, der Arzt soll in allen Dingen gerade und aufrichtig seyn. Wäre aber nöthig etwas harte Mittel anzuwenden, so muß man suchen sie den Kranken so leicht, so annehmlich zu machen als möglich ist, oder ihm von so viel Gefahr vorzusagen, wenn er sie nicht nehmen wollte, daß davon einzig uud allein sein Leben noch abhange. Oft muß er den ganz niedergeschlagenen, und an der Erhaltung seines Lebens zweifelnden suchen mit einer untrüglichen Miene, und höchster Zuversicht aufzurichten, und ihm die Gewißheit seines Lebens nach Möglichkeit versichern. Denn oft kann dadurch noch viel gewonnen werden. Endlich ist die Vorstellung und Täuschung bey Niemand mehr anzuwenden, als bey Melancholischen, eingebildeten, faselnden und wahnwizigen. Hier erfordert es unendlich Klugheit mit ihnen recht und geschickt um zu gehen. Man muß sich ganz nach ihnen und

(v) De med. T. I.

und nach ihren Kapricen ackomodiren. Man bemüht sich ihre Lieblings=Idee zu fassen, giebt ihnen recht und sucht sie doch auf der andern Seite zu ihrem Vortheil zu hintergehen. Dieses muß während der ganzen Krankheit, oder so lange er mit ihnen zuthun hat geschehen. Er mag entweder seinen Krankheitszustand erforschen, oder ihm Mittel geben wollen.

§. 365.

Es giebt aber auch noch viele andere Kranke von allerley Stande, die nicht melancholisch oder verrückt sind, die aber oft thörigter handeln, als diese. Sie haben einmahl Vorurtheile und Meinungen, vielleicht noch von Großeltern mit gebracht, und von der Amme eingeflößt, die, wenn man sie wollte ausrotten, oder ihnen entgegen arbeiten und entgegen handeln einem die größte Hinderniß würden in den Weg legen, um seine Zwecke auszuführen, mit dem größten Nachtheil für die Kranken selbst. Daher muß der Arzt gewisse Vorurtheile, die bey dem größten Haufen gefunden werden, oft suchen zu unterhalten, wenn es auch der aufgeklärte Theil besser weiß. Auch ist es besonders daß nach unserm Erinnerungs=Vermögen sich oft verschiedene Ideen beym Krankheitszustand wiederhohlen, die wir lange ausgerottet zu seyn geglaubt haben. Der große römische Consul Papirius erhielt auf diese Art Sieg über die Samariter. Seine Soldaten hatten Muth zum fechten, doch mußten der Gewohnheit nach, die Augurien zu Rath gezogen werden, diese

kündig

kündigten nun nicht Sieg, sondern Niederlage an. Der Oberste Augur sahe aber den Muth des Volks, nebst andern vor sich habenden Vortheile, auch daß der Feldherr einen entscheidenden Sieg wagen wollte, berichtet also die Auspicien wären glücklich. Die Armee wurde in Schlachtordnung gestellt: Allein einige von den andern Augurn erzehlten an die andern Soldaten das Wahre der Auspicien. Das kam zu den Ohren des Feldherrn. Er wieß dem Ueberbringer dieser Nachricht mit dem Worten zurück: die Auspicien sind günstig, und sollte einer von den Augurn gelogen haben, so würden die Götter sein Verbrechen an keinen andern als ihm selbst rächen. Er lies hierauf die Augurn in die erste Reihe stellen, und es dauerte nicht lange, so war der Oberste derselben mit einem Pfeil getödet. Papirius nahm von diesem Umstand Gelegenheit, die Soldaten zu ermuntern alles Mistrauen fahren zu lassen. Die Götter, sagte er, hätten das Verbrechen eines Betrügers, welches dem Heere hätte zur Last fallen können, an ihm selbst bestraft, das sey ein untrügliches Merkmal ihres Schutzes. — Und so trug er den Sieg davon. Appius Claudius Pulcer, handelte nicht so klug bey ähnlichem Fall. Die Hühner wollten nicht fressen. Er lies sie also vor dem Angesicht des Heeres ins Wasser werfen, mit den Worten; laßt sehen ob sie saufen wollen. Er sezte sich zwar über allen Volksglauben hinweg, und handelte nach seiner aufgeklärten Ueberzeugung. Allein seine Soldaten, die bey einem solchen Verfahren keinen Anspruch auf den Beystand der Götter ihrer Mei-

nung

nung noch machen konnten, verlohren den Muth, und wurden geschlagen. Ein offenbahrer Beweiß, sagt Gebhard, (*w*) welchen einfluß die Meinungen des großen Haufens auch dann, wenn sie irrig sind, auf sein Verhalten und auf seine Wohlfarth haben. Wollen wir das auf Arzt und Kranke appliziren, so muß man billig ihnen verschiedene gefaßte Meynungen von Krankheiten, Würkungen der Mittel ꝛc. lassen. Denn sonst würde man sie nur ausser ihrer ruhigen Verfassung setzen, und sie wären unglücklich. Daher bilden sie sich selbst einen Trost, entweder aus allgemeinen eingeführten Grundsätzen genommen, die Volksmeinung sind, oder aus selbstgemachten, die ihnen nicht allein Gedult, Gelassenheit, sondern auch beständige Hofnung unterhalten.

§. 366.

Hat sich der Arzt durch alle bisher angegebene Mittel das Zutrauen erworben, dann fahr er klüglich fort den Krankheitszustand genau zu erforschen. Nur der ächte, rationelle Arzt weiß und kennt die Vortheile, die aus der richtigen Kenntniß des Krankheitszustandes erfolgen. Eine genaue und gründliche Einsicht von diesem ist Grund der ganzen, glücklichen Heilung, nach Trallian (*x*) und Claudinus, (*y*) weil weder der, der heilt

(*w*) Am angeführten Ort. S. 42.

(*x*) Libr. medicinal. 9. c. 1.

(*y*) l. c. cap. 1. 2.

heilt, noch auch der, welcher mit einem andern über eine Kur berathschlagen soll, ohnmöglich alles richtig leisten kann, wenn er nicht von Kranken, oder Krankenwärtern ganz genau unterrichtet worden ist. Wie kann er aber genau unterrichtet worden seyn, wenn er sie nicht alles umständlich ausgefragt hat? Deshalb sey bey einem Arzte das erste, was er thut, nemlich seinen Kranken genau auszufragen. Hievon fängt sich der Weg an, auf welchem Grundfesten des Arztes sich zeigen, und deutlich darstellen. Die Sammlung der wichtigen Kennzeichen, sowohl der gegenwärtigen, als der vorhergegangenen, bestimmt theils die Krankheit, theils die Krankheitsursache und dann auch die Wahl der richtigen Mittel.

§. 367.

Sehr oft kann der Arzt nicht gerade zu examiniren, sondern muß bey so manchfaltigen Subjeckten und Krankheiten, auch manchfaltige Wege brauchen, sich ihnen zu nähern.

§. 368.

Die Manchfaltigkeit der Subjeckte erfordert oft grose Klugheit des Arztes. Denn manche Personen, sind so morös und fast ungezogen, daß man gar nichts mit ihnen anfangen kann. Diese sagt Bohn (z) sind zuweilen so grob und bäuerisch, daß sie entweder nicht auf die Fragen des Arztes attendiren, oder ihm keiner Ant-

wort

(z) De officio medici duplici Lipf. 1784. S. 130.

wort würdigen. Doch giebts es auch einige, die so dumm und unbehauen sind, daß sie glauben, der Arzt müsse gleich alles wissen, wenn er ihn allein, oder seinen Urin ansehe. Mit diesen verfahr man theils nach obiger Regel, (§. 346. 348.) theils muß man mit ihrer Dummheit Gedult haben, und nur lieber anfangen zu fragen, ob der, oder jener Theil leide? wie die Empfindung sey? Wie lange er schon leide? Ob sich es nicht so und so angefangen habe? Antwortet er auch manchmal unartig, so muß man sich nie aus der Verfassung setzen lassen, und etwa ungedultig oder hitzig werden. Es sey denn, daß er vorsetzlich zu unartig sey, dann ist es auch nöthig ihm die Wahrheit hart, aber vernünftig zu sagen, und sie zu rechte zu weisen.

§. 369.

Oft ist es bey dieser Art Kranken nicht Vorsatz, mit Morositat, Dummheit, und dem irrigen Begriff von Allwissenheit des Arztes verbunden, sondern Unwissenheit der Sprache. Daher ist der Arzt oft genöthiget in einer solchen Sprache zu sprechen, daß sie ihn verstehen. Ein Arzt soll zwar nie in einem pöbelhaften, groben, ungesitteten und zweydeutigen Ton sprechen, wodurch gesittete Ohren beleidiget werden, aber auch nicht in einer allzuhohen vornehmen Hofsprache, wo oft die Gallicismen und französischen Wörter, den Wortverstand und Periodensinn ganz verzerren, sondern mit den Vornehmern rede er in den Ausdrücken wie sie ihn verstehen

können. Ob man gleich glauben sollte, daß jeder Teutsche, teutsch verstehen müßte, allein es herrscht unter den Vornehmern ein solcher Ton, daß wenn man sich auch nicht daran gewöhnt hat, oder nicht etwas französisch kennt, wir sie, und sie uns nicht verstehen. Auch muß bey diesen der Arzt in andern als in der Muttersprache examiniren können. Durchaus würde es aber Fehler seyn, wenn er in Kunstwörtern den Kranken ausfragen wollte. Dagegen muß er mit geringern Personen in ihrer Sprache sprechen, und sich eben so ausdrücken, wie sie zuthun pflegen, oder durch Umschreibungen ihnen so nahe kommen, daß sie ihn verstehen, ja oft muß er das Maul recht vollnehmen, und sich nicht scheuen, ihre Provinzialismen selbst zugebrauchen. Man nehme von ihrem Handwerk und ihrer Beschäftigung die Gleichnisse, wenn man ihnen etwas erklären will, oder sie und ihre Empfindungen anzeigen sollen. Diese Herablassung wird der Arzt viel tiefer in dem Zustand des Kranken hineinführen und hineinblicken lassen. —

§. 370.

Bey schamhaften Personen, besonders vom zweyten Geschlecht, muß man sehr vorsichtig wohl anständig und sittsam verfahren, auch sie nie in Gegenwart anderer, es seyn denn höchst nahe Anverwandten, die sie noch bey sich zu haben wünschen, ausfragen. Nicht jeder Kranke antwortet gern, wenn viele Menschen um ihn stehen, besonders wenn er

sein

sein Sündenbekenntniß ablegen soll. Hat also der Arzt einen liegenden Kranken, oder es kommen die Kranken zu ihm, so soll er billig alles entfernen, vorzüglich was gar nicht in die Krankenstube gehört. Denn jeder will auch nicht, daß der ganze Zustand seiner Krankheit, wenn er auch nichts ehrenrühriges enthält, der ganzen Stadt bekannt gemacht wissen. Kommen die Kranken zum Arzt, dann muß er nicht mehrere zusammen abhören, sondern auch alle einzeln, weil ebenfalls das vorige gilt, oder die Kranken zurückhalten, aus Schaam oder aus Furcht, daß andere um sie stehende davon reden möchten. Es ist daher nie gut, daß er in dem Wohnzimmer seiner Frau, und wo bey ihm Frau und Kinder gegenwärtig sind, Kranke ausfragt. Wie gern verbergen Kranke nicht venerische Krankheiten, Weißenfluß und ander Krankheiten der Schamtheile, des Mastdarms, des Unterleibs, z. B. Brüche, und der Brüste, gewisse Ausschläge ꝛc. Wie oft leiden Frauenzimmer nicht an der Unordnung ihres Monatlichen, das entweder noch nie da gewesen, oder wieder verschwunden ist, es sey durch Schuld, oder ohne Schuld? Oft betrift die Ausfrage, die Schwangerschaft u. d. gl. wo man sehr behutsam gehen muß, ohne Schaamröthe zu erregen oder gar zu beleidigen. Allein man muß hier nach gewissen, nicht alltäglichen, aber doch entscheidenden Kennzeichen fragen, die einen neuen Aufschluß geben, und die vorgestellte Person es doch nicht merkt. Nur muß man nicht gleich von den Starkwerden des Leibes, Bewegung der Frucht ꝛc. anfangen.

§. 371.

So schwer in alle den angeführten Fällen, die Sache ist, und wo man sehr leicht anstoßen kann, so leicht und gut geht es doch, wenn man seine Behutsamkeit zusammen nimmt. Es ist besonders, der Kranke wünscht, daß der Arzt seinen Zustand wissen möchte, und doch mag er nichts sagen, und errathen kann man ihn doch so leicht nicht, obgleich Bohn (*a*) rathet: Man nehme sie entweder allein, und entferne beurtheilende Personen, oder man lasse ältere es sagen, oder Mütter und andere Bekannte sich darüber erklären, oder man urtheile aus dem blaßgelben, grünlichen Gesicht, Herzschlagen und kurzem Athem, daß das Ordinäire unterdrückt worden ist, aus dem unerlaubten Beyschlaf, (das muß ich aber erst erfragen) der Lustseuche, aus dem Schmerz während des Urin-Abgangs, und des Drucks der Harnröhre, den Tripper, u. s. w.

§. 372.

Um aber bey diesen versteckten Kranken, die es entweder mit Willen oder aus Furchsamkeit und Schamhaftigkeit thun, oft Gewißheit und Wahrheit zu erfahren, und nicht bey der Heilung in Ungewißheit zu schweben; so erfordert Pflicht und Klugheit alles zu versuchen. Man suche nach obigen Regeln erst das Zutrauen zu erwerben, und dann frage man so zweydeutig, verdeckt und ausschweifend, weit hergeholt, daß es der Kranke nicht errathen

rathen kann, wo man hinaus will. Oder nach Sammlung einiger Kennzeichen, versichere man, daß man schon wisse, was es für eine Krankheit sey, daß diese Zufälle von mancherley Ursachen entstanden wären, die vielleicht Anlagen zu andern Krankheiten verursacht hätten. Dergleichen Krankheiten und Zufälle werden bey vielen andern Personen gefunden, auch sey es nicht eben so gefährlich, wenn man nur die reine Ursache wisse. Beym Arzt müsse alles vergraben bleiben, was ihm entdeckt würde. Allein bey solchen die würklich einen bösen Willen haben, z. B. bey Schwangern, wenn man alle Zeichen einer Schwangerschaft hat, muß man alsdenn ernstlich verfahren, und ihnen es gerad ins Gesicht sagen, daß man es gewiß wisse, und wo nicht Wahrheit gesagt würde, man es der Obrigkeit anzeigen müsse, ausserdem wolle man aber alles zum besten zu wenden suchen. Bey würklich Kranken aber muß man die Gefahr groß machen, und die Folgen äusserst gefährlich darstellen. Denn sie sind es auch würklich. Denn sehr viele kommen alsdenn durch ihre eigene Schuld ums Leben. vorzüglich Frauenzimmer, weil sie aus übertriebener Schaam verschiedene geheime Gebrechen des Körpers nicht zuentdecken wagen, da es doch gewiß nothwendig und ihnen vortheilhaft wäre, wenn sie es dem Arzt klagten (*b*). Diese Art Kranke vergleicht Ranchin (*c*) mit dem Sünder, der seine Sün-

(*b*) Celsus de medicina. lib. I. c. IV.

(*c*) De consult. rat. cap. VI.

den nicht bekennet, dem ist der Tod der Sündensold und das Verderben der Seele, und beym Kranken ist das Zurückhalten seiner körperlichen an sich tragenden Leiden, der Gesundheit Fall, und des Lebens gänzlicher Untergang.

§. 373.

Unter die versteckten Kranken gehören die noch, welche an der Seele krank sind. Hier gehört nicht blos Klugheit dazu, sondern auch Scharfsinn und metaphysische Einsicht in die würkenden Kräfte der menschlichen Seele. Die Leidenschaften haben solche Gewalt über den Menschē, daß sie ihn nicht nur in Krankheiten ver gefährlichsten Art z. B. Abzehrung, Melancholie, Wahnwitz ꝛc. sondern auch selbst in den Todesrachen stürzen. Oft erscheinen sie unter besondern Masken, wo der Arzt nie bey der Maske stehen bleiben, sondern auf die Ursach nemlich auf die Leidenschaft selbst gehen muß. Wie manchen hat nicht der Kummer, die Liebe, die Traurigkeit fast aufgezehrt? Wie oft hat die Liebe unter den heftigsten Convulsionen, und hysterischen Krämpfen gewüthet, so daß man sogar, Teufels Besitzungen für die Ursach hielte (*d*). Es giebt verschiedene Kranke sagt **Botalli** (*e*)

die

(*d*) Gottl. Müllers, Nachricht von einer begeisterten Weibsperson Lohmannin, Wittenb. 1759. Versuch einer unpartheyischen Wiederl. dieser Nachricht Leipzig 1759. v. e. Mediko. Semlers Abfertigung der neuen Geister und alten Irrthümer in der Lohmannischen Begeisterung Halle 1760.

(*e*) De medici et ægri munere.

die vor geheimer Liebe fast verbrennen, andere vor Zorn offenbar schäumen, andere, die eine geheime stille Furcht quält, noch andere, die ein verzehrender Kummer nagt. Dieses ist Stof uud Krankheitsursach genug zu unzehli= Krankheiten die der Arzt ohnmöglich errathen kann, wenn sie ihm nicht entdeckt werden. Und wenn er sich auch be= mühte, die wahre aufzusuchen, so wird sie ihm doch im= mer eine zweifelhafte bleiben. Würkt er nun aus diesem Gesichtspunkt gegen die Krankheit, so kann er oft mehr schaden. Es sollte daher ein solcher Kranke billig nicht den Schmerz verbergen, den er empfindet, damit der Arzt gegen diesen würken und die Ursach heben könnte. Hier denke sich der Arzt in derer Leute ihren Zustand, muthmaße immer auf geheime Ursachen, fühle, leide mit ihnen, und scheine schon ihr Leiden zu wissen und zu ken= nen, beklage ihren Zustand, versichere ähnliche Kranke gehabt und geheilt zu haben, verspreche ihnen Hülfe, wenn sie ihm nur ganz ihren Zustand entdecken wollten, frage sie auf dieses Kapitel alles aus, und gehe mit einer besondern Zutraulichkeit mit ihnen um.

§. 374.

Endlich giebt es Kranke, die ihren Krankheitszustand verbergen oder sich verstellen, denen kann der for= schende Arzt am schwersten und mühsamsten beykommen. Diese Kranke suchen nicht gerade zu Hülfe, sondern nur durch krumme Wege, sie stellen sich als ob sie heftigen Kopfschmerz leiden, des Nachts viel Hitze haben, und

vieles andere mehr, von dem allen nichts da ist, sondern vielleicht ein Geschwür am Geburtstheilen, das sie nicht aufrichtig anzeigen, und deshalb nur etwa sich eine Laxans erbitten, oder fragen ob sie dürfen Ader lassen, und dadurch gedenken sie sich ihre Gesundheit wieder zugeben, ohne auf die Folgen zu denken, die aus einer solchen falschen Behandelung entstehen kann (*f*). Allein manche verstellen sich nur, gewisse Zwecke zu erreichen, oder mancher ihnen unvermeidlichen Erwartung auszuweichen. Manches Mädchen glaubt durch Verstellungen und wunderbahre Geberden, ihren Liebhaber zum Mitleid zu bewegen. Mancher Schuldner, und vor Gericht Beklagter, sucht durch Krankheits Angabe, seinen Ankläger zu entgehen. Mancher arme Faullenzer will den Begüterten zum Mitleid bewegen, wenn er gebrechlich einhergeht, nnd höchst ängstlich thut, über das, was er leide. Dieser Krankheits Betrug, findet bey allen Arten von Menschen gar häufig statt.

§. 375.

Bey den sich verbergenden Kranken, muß der Arzt alle seine Vorsicht anwenden, nur die Wahrheit zuentdecken. Fragen sie so allgemein, ob sie diß, oder diß thun sollen, so muß man doch erst fragen, was sie vor Zufälle haben, warum sie es thun wollen? Allein gerade zu darf man ihnen den Gebrauch verschiedener Mittel und des guten Raths nie abschlagen, sonst werden sie

scheu

(*f*) Botalli am angef. Ort. §. 60.

scheu und gehen davon. Nur muß man ihnen auch nicht auf die Spur helfen, sonst sagen sie zu allen ja, es sey denn, daß man sie fangen wollte, und just ganz entgegen gesezte und wiedersprechende Dinge fragte, die sie bejaheten; Um sie aber noch dreister zu machen, nenne man eine Krankheit, die man aber nicht als die ihrige vermuthet, sondern examinire alle die Symptomen der vermutheten Krankheit auch die vorige Lebensart, Ort, Himmelsstrich, vielleicht schon vorhergehabte Krankheiten und Zufälle, und sage das seyn gewöhnlich die Zufälle der genennten Krankheit. Sie freuen sich in ihrer Seele den Arzt getäuscht zu haben, allein der Arzt auch wieder sie unvermerkt ausgehohlt zu haben. Man giebt und verordnet ihnen auch Mittel und geht dießmal nicht weiter, bestellt sie aber bald wieder zu kommen, wiederhohlt denn seinen Examen und nun kann man ihnen auch allenfalls die rechte Krankheit nennen und mit Gründen beweißen, deren Wahrheit, wenn ich sie getroffen habe, und sie nicht gar zu Schamlos sind, ich aus der Veränderung ihres Gesichts lesen kann, es betreffe nun venerische Kranke, oder unehlich geschwängerte, oder andere. Die aber etwas hartnäckiger sind, muß man durch Ausfragen so in die Enge treiben, daß sie stillschweigend fühlen, der Arzt weiß alle ihre Zufälle, die sie fühlen, und woran sie leiden, und sich also nicht länger wagen dürfen, es zu verbergen. —

§. 376.

§. 376.

Bey verstellten Kranken muß man sehen, ob die angegebenen Zufälle zusammenpassen oder nicht, man muß sie durch einander widersprechende suchen konfus zu machen, man nehme Farbe des Gesichts, Temperatur des Körpers, Puls, und andere natürliche Verrichtungen des Körpers, und sehe, ob sie leiden, oder nicht. Dann wird man bald Wahrheit von Nichtwahrheit unterscheiden können. Bey verstellten Kranken, muß man ausser den vorgen Regeln den Puls und die übrigen Verrichtungen des thierischen Körpers, ob sie verlezt sind, oder nicht, zu Hülfe nehmen. Oft entdeckt man auch die Wahrheit, wenn man solchen Kranken sehr harte oder theure Mittel und die strengste Lebensart vorschlägt. Oft geben uns schnelle Ueberraschungen des Kranken einen guten Aufschluß, die man nicht zu den sonst gewohnten und bestimmten Stunden macht. Die beste Auskunft können uns aber auch Umstehende geben, wenn sie aufrichtig seyn dürfen, so wohl vom gegenwärtigen als vergangenen Zustand.

§. 377.

Ueberhaupt müssen Umstehende, Verwandte, Wärterinnen u. d. gleichen Leute, uns da zu recht helfen, wo wir oft selbst nicht fortkommen können. Nur müssen sie aufrichtig seyn, und nicht mit dem Kranken sich einverstehen, und auch alles unterdrücken, und verbergen. Denn oft kann man sich auf die Erzehlung

lung des Kranken gar nicht verlassen, der entweder nicht allezeit richtige Empfindungen hat, und sie auch nicht am rechten Ort anzugeben weiß, oder sich nicht wegen Schwäche, auf alles besinnen kann, was mit ihm vorgegangen ist, oder er liegt in Phantasie, wo er ja nicht das nöthige Bewußt seyn hat von dem, was ausser ihm vorgeht oder vorgegangen ist. Oft halten sie ihre Umstände nicht so gefährlich als sie sind, verbergen manches aus der falschen Meinung des Heroismus, oder weil sie nicht immer klagen wollen, wenn sich Abwechselungen zeigen, oder aus Furcht, weil sie Arzeney nehmen müssen. Andere übertreiben oft die Empfindungen und stellen sich alles so gefährlich vor, als ob schon der Tod da sey, sehen Mücken vor Camele an, halten einen Husten z. B. mit Blut gestriemten Auswurf für erschreckliche Blutstürze, etwas Bauchgrimmen für tödliche Koliken ꝛc. Bey Kindern müssen wir uns ganz auf Nachrichten der Wärterin verlassen, weil sie nicht im Stand sind ihre Empfindungen zu erkennen zu geben, oder doch nur höchst unbestimmt. Bey diesen müssen wir uns also viel Raths erhohlen, und sie ganz auf unsere Seite haben. Deshalb auch Savanerola (g) den vortreflichen Rath giebt: Ehe der Arzt in des Krankenzimmer gehe, oder sich an ihn selbst wendet, so wird er wohl thun, wenn er erst von den Umstehenden seine ganze körperliche Beschaffenheit, Alter, Gewohnheiten, Eigenheit und alles ihn betreffende genau erforschet, nicht blos um deswillen, als ob er sein Suflör und Orakel

(g) Prax. tr. I. cap. 8.

kel seyn sollte, um dem Kranken gleichsam weissagend alles wieder erzehlen, und geschmückt vortragen zu können; sondern auch, damit er durch die häufigen Fragen und Antworten bey der ersten ärztlichen Unterhaltung nicht zu sehr gereizt und etwa beunruhiget oder durch eine so lange Unterhaltung ermüdet werde. Wäre aber vielleicht der Fall daß der Kranke zu schwach zum Selbstantworten wäre, so soll er ganz allein mit den Umstehenden sprechen, und diese privat Nachfrage soll er oft wiederhohlen damit er von Zeit zu Zeit von dem Krankheitszustand, sich besser unterrichten kann. Es giebt aber auch Fälle, wo der Kranke ganz ausser Stand gesezt ist, zu antworten, z. B. in starken Ohnmachten, Schlag, Lähmung, heftigen Krämpfen ꝛc. wo man sowohl die begleitenden Zufälle, als vorhergegangenen, und vorzüglich die Ursachen von den Anwesenden erfahren muß.

§. 378.

Je genauer der Arzt seinen Kranken will kennen lernen, desto länger muß er sich bey ihm aufhalten, und desto öfterer muß er ihn sehen. Ein bloses Aufhalten bey dem Kranken ohne Zweck, das heißt ohne zu beobachten, sondern nur Neuigkeiten erzehlen und wiederhören, ein gut Glas Wein oder sonst was eßbares gemächlich zu sich zu nehmen, hilft nichts und ist ganz wider die Klugheit des Arztes. Denn die Kranken oder die Umstehenden bereden dergleichen Handlungen der Aerzte gar sehr, und würdigen sie von ihrem Ansehen herab.

herab. Ist aber sein Zweck zu beobachten, und er stellt es so an, wie wir oben §. 258. u. f. ausführlich gezeigt haben, dann kann es ihm und den Kranken den größten Nutzen bringen. Er wird aus seinen Augen, Gesicht, Betragen, Lager, ganzer Handlungsweiße unendlich viel lesen, und zu seinem und des Kranken Vortheil verwenden. Selbst die geschwinde, hastige oder langsame, schlafende Sprache, die Neigung zum Schlaf, die Beschaffenheit der Haut, und dergleichen wir dman besser bemerken können.

§. 379.

Eben so gewisse Vortheile erwachsen aus dem öftern wiederhohlten Besuch, denn die Krankheiten verwandeln sich so gar oft, und die Zufälle bleiben nicht immer die nähmlichen, sondern erscheinen oft an jedem Tage verschieden mit sonderbahren Metamorphosen. Deshalb ist es nöthig, daß er seine Kranken oft sehe und spreche. Hippokrates räth dieses ernstlich an: Gehe oft zum Kranken, besuche ihm fleißig damit du dein, was etwa aus Irrthum ist verfehlet worden, zu rechter Zeit noch Einhalt thun und Abänderung treffen kannst. Du wirst auch den Krankheitszustand besser kennen, und dich leichter heraus finden lernen. Es ist deswegen sehr tadelhaft, wenn Aerzte sich scheuen die Kranken selbst zu sehen, sondern blos aus dem Uringlaß alles sehen zu können glauben, oder sich blos auf die Nachricht der Abgeschickten, oder Domestiquen verlassen. Aber welcher vernünftige kann sich überzeugen, daß der Patient diesen Leuten alles habe

sagen

sagen, und daß sie auch alles haben behalten können. Oft vergessen sie das nöthigere, und das wenige wichtigere lassen sie aus. Oft sind diese Leute selbst so dumm und einfältig, daß sie kaum von sich und ihrem Zustand etwas Nachricht geben können, geschweige denn vom Patienten? Wie ungewiß ist die Selbstbelehrung aus dem Urin? Wird er nicht blos nach dem allgemeinen verfahren müssen, und an zweifelhafte Kranken, auch zweifelhafte Mittel wenden müssen? Verdient wohl ein solcher Arzt den Nahmen eines rechtschaffenen, gewissenhaften nnd ächten Arztes? Freylich ist dann das ärztliche Geschäft eine leichte angenehme Sache, wenn man auf seinem Sessel unbemüht sitzen bleiben, Geld einstreichen und Rath geben kann, ohne die Krankenzimmer zu durchlaufen, und aus ihnen das Unangenehme einzuschlucken. Kaum sollte man glauben, daß diese Aerzte noch Zutrauen verdienten und erhielten, und doch geschichts, doch haben sie oft Zulauf in Menge.

§. 380.

Will ein Arzt das leisten, was er würklich leisten soll, so führt sein Geschäft freilich unzehliche Unbequemlichkeiten mit sich. Denn wenn andere die angenehme Zeit genießen und zu ihrem Vergnügen verwenden können, muß der Arzt in den mit Unreinigkeiten gefüllten Krankenzimmern herumwandern. Wenn andere an ihrem Studiertisch sitzen, und ihren Materien fleißig nachdenken können, muß sich der Arzt losreisen, und die Ideenkette unter-

unterbrechen und zum Kranken eilen. Wenn ein anderer seine nächtliche Ruhe genießen kann, muß der Arzt oft zum Nachtheil seiner Gesundheit sich aus dem Schlaf reissen und vielleicht durch unterdrückte Ausdünstungen seine eigene Gesundheit zusetzen. Das alles hat der bequeme Arzt nicht nöthig zu übernehmen.

§. 381.

Schon daß tadele ich, wenn der Arzt eine andere Person zum Besuch schickt, Balbiere, Chirurgen, Hebammen ꝛc. es müßte denn ein anderer Arzt seyn, den ich ausnehme. Er könnte in Umstände und in eine wahre Nothwendigkeit versezt seyn nicht selbst gehen zu können; dann wäre es freylich erlaubt, allein es ist doch immer eine unsichere Sache. Weil so viel Dinge vorkommen, die weder der Kranke, noch der Abgeschickte sagen und erklären kann, sondern nur der sehende Arzt. Sehr in die Augen fallende Anfälle und die stärksten Symptomen. Z. B. Gelbsucht, Schlag, Brechen, einen zerschmetterten Kopf, Blutstürze sieht, und kennt der Krankenbothe wohl, sagt Bohn (*h*), aber was schon mit schärfern Blick und Beurtheilung aufgesucht und bemerket werden muß, z. B. eine Brust-Wassersucht, Nierenentzündung, Scheitelbruch ꝛc. und noch vielweniger ihre Ursach und andere Umstände, können diese Art Leute beurtheilen. Hieher gehört auch die Beschaffenheit des Pulses, des Gesichts,

(*h*) Am angeführten Ort. S. 99.

der Ausleerungen und andere Zeichen der Krankheit und schnell vorübergehender Veränderungen. Und wie viel tritt hier nicht ein, daß man vom Kranken selbst erfragen muß? Wie viel liegt nicht verborgen, daß ich durchs Gefühl dem Kranken erst selbst merkbar machen muß? Und wie will ein kluger Arzt hieraus eine vernünftige Indikation und Vorhersage machē, vielweniger Rath geben, und andere Anordnungen machen können? Und demohngeachtet gehört unendlich viel dazu, und darf nichts ausgelassen werden, was geschehen soll. Und ist es ja geschehen, so vergessen sie wieder vieles oder wenden es nie ordentlich und zu rechter Zeit an, oder stören durch ihre eigene Zuthat die ganze glückliche Heilung. Wer sieht also nicht wie mühsam und gefährlich dieses ist, der Arzt sey noch so geschickt, sorgsam, fleißig und erfahren, wenn er den Kranken nicht sieht? Einige Minuten Gegenwart des Arztes, die er zur genauen Beobachtung des Kranken verwendet, helfen oft mehr, und geben in den Krankheitszustand ein helleres Licht, als lange und weitläuftige, aber oft sehr konfuse Beschreibungen und Erzehlungen von Domestiquen oder andern abgeschickten. Daher man sich kaum irgend eine Krankheit gedenken kann, wo es nicht höchst nöthig sey, daß der Arzt nicht zum Kranken gehen oder mit ihm sich selbst besprechen sollte nach dem obigen Rath des Hippokrates, den auch Celsus (*i*) sehr nachdrücklich wiederhohlt. Doch muß man auf der andern Seite wieder nicht ausschweifen, wenn man die obigen Unbequemlichkeiten

(*i*) l. c. lib. I. præt.

keiten (§. 380.) auch übernehmen will, daß man nur aus einer Krankenstube in die andere flüchtig hüpft, und des Tages unzehlige mahl, ohne Noth zum Kranken läuft.

§. 382.

Der Arzt muß seine Kranken besuchen, widerhohlt besuchen, ja oft besuchen. Wie nöthig der Selbstbesuch des Arztes sey, hab ich in den vorhergehenden gezeigt. Hat er daher einmal Patienten angenommen, dann muß er sie nicht sparsam besuchen, und sie etwa alle drey oder vier Tage einmal sehen. Hierdurch wird ihm manches, den Gang der Krankheit genau zubeobachten entgehen, und vieles unbemerkt bleiben, was ihm nicht nur einen grösfern Aufschluß in der Krankheit gegeben hätte, sondern was ihm auch eine sichere, leichtere, und geschwindere Heilart würde an die Hand gegeben haben. Der Kranke ist nicht allezeit fähig die veränderten Symptomen von mehrern verflossenen Tagen so zuwiederhohlen, und viele gar nicht zuwiederhohlen, daß sie den Arzt was helfen könnten. Aber auch der Kranke selbst wird mit Recht ein Mistrauen in den Fleiß, Vorsorge und die Geschicklichkeit des Arztes setzen. Er wird den Muth zur Genesung verlieren, in der Meinung, daß entweder der Arzt seine Krankheit für zu gering achtet, oder daß sie so gefährlich sey, daß er an ihm die öftern Besuche für überflüßig erachtete. Und wie schrecklich, wie beunruhigend und der Heilung hindernd, ist der Gedanke und die Furcht des Todes! — Es giebt aber Kranke wo man selten kommen

darf, nehmlich in chronischen und langwierigen Krankheiten, bey denen man oft in viel Tagen nichts neues beobachten kann. Man wird aber doch viel gewinnen und klüglich handeln, wenn man ihnen entweder beym ersten Besuch nnd bey fernern faßlich zu machen sucht, daß das öftere Sehen bey dieser Art Krankheiten, nichts zur Heilung beytragen könne. Oder hat einmal der Kranke ein so großes Zutrauen zum Arzt, der viel Geschäfte hat, daß er allein bey ihm stehen bleiben will, dann muß er auch mit so viel Besuchen zufrieden seyn, als man sich gern abbrechen, und ihm geben kann.

§. 383.

Es giebt aber auch Krankheiten, wo der Arzt seine Besuche wiederhohlt, und oft machen muß, bey denen, wenn er säumig ist, unendlich viel versäumen, und zu Schulden kommen lassen kann, z. B. bey Hitzigen = und Faul-Fiebern, jählingen Ueberraschungen, Ausschlagskrankheiten, an kritischen Tagen bey wichtigen Chirurgischen Operationen, oder andern gefährlichen äusserlichen Schäden, bey Wöchnerinnen ꝛc. Es ist aber auch in ganzen nöthig, denn er wird sich bey den Kranken empfehlen, die vorzüglich um ihre Gesundheit sehr bekümmert und ängstlich sind, und sollten es auch chronische Kranke seyn, die Beruhigung allein im Besuch des Arztes finden. Und macht er einmal seine Besuche und sie liegen ihm nicht viel ausserm Weg, je nun so kann er wohl darinne gefällig seyn. Freylich muß er aber auch davon wieder weiß-

lich

abzunehmen wissen. Denn hat er es eine Zeitlang fortgesezt, und will nun, wenn sich etwa seine nöthigern Geschäfte häuffen mit einmal abbrechen, und seltener kommen, dann werden sie misvergnügt und verfallen auf sonderbahre Ideen, die ihre Verhältnisse betreffen. Wiederhohlte Besuche unterrichten uns mehr von des Krankenzustand, und lehren uns die Ab- und Zunahme der Krankheiten, die verschiedenen Würkungen der Mittel, ob sie der Indikation entsprechen, oder nicht, oder auch bey heroischen, starken, oder sonst bedenklichen Mitteln, als Opiaten, deren Würkung man nie die Gränzen anweisen kann, wenn man das Subjeckt noch nicht genau kennt. Um die nöthigen Anordnungen zu machen, muß der Arzt oft besuchen. Entweder wenn er neue Mittel giebt, die einige Veränderungen machen, und den Kranken schrecken, oder furchtsam machen, die er ohne persönlich Zureden des Arztes sich weigert, oder es auch nicht wagt fortzunehmen. Er wird mit einem Wort das beständige Zutrauen des Kranken sich dadurch erhalten.

§. 384.

Doch muß ich hier noch eine kleine Warnung beyfügen, daß der Arzt seine Besuche nicht zu oft mache, weil es ihm auf mancherleyweiße nachtheilig wird. Viele Kranke, die rechtliche Aerzte gehabt, und die Besuche so gemacht haben, wie sich es gehört, beurtheilen denn einen solch en gefälligen, viel besuchenden Arzt nicht aus dem rechten Gesichtspunkte, sondern glauben, er habe wenig zu

thun, um nur seine Zeit hinzubringen, müsse er viel besuchen. Oft entstehen auch daraus zu frühe Bekanntschaften, Freundschaften und Verwebung in mancherley Gesellschaft, die dem Arzt nachtheilig werden können, vorzüglich dem Unverheyratheten, wenn er öfters in Häussern besucht, wo ledige Frauenzimmer sind.

§. 385.

Hat man nöthig oft zum Kranken zu gehen, so ist die Zeit, welche man dazu wehlt gleich. Doch sind gewisse Tageszeiten nicht nur bequemer, sondern auch unterrichtender, nemlich die Vormittags-Stunden und die spätern Nachmittags-Stunden. Zu beyden Zeiten wird man den Kranken unter veränderten Umständen finden. Den Vormittag befinden sich die meisten Kranken besser, als den Nachmittag oder Gegenabend. Schon physiologisch weiß man, daß früh der Puls ruhiger, langsamer geht, die Kräfte die Nacht durch wieder gesammlet worden, wo die Natur mit neuer Kraft würken kann. Obgleich der Kranke vielleicht das Erquickende der nächtlichen Ruhe nicht genoßen, so hat er doch weniger Reiz davon auf die Sinnwerkzeuge aushalten dürfen, wodurch wenigstens mehr wachende Ruhe der Körper genossen hat; deshalb auch früh und des Vormittags er sich leidlicher befindet. Des Tages über hingegen, werden alle Empfindungswerkzeuge mehr gereizt, alle Umstände würken stärker auf sie, folglich werden die Bewegungen in flüßigen Theilen stärker, daher geht der

Puls

Puls auch gegen Abend geschwinder. Werden nun nicht auch die Krankheitsanfälle stärker seyn, da der Krankheitsstoff mehrere Gelegenheit und Hülfsmittel zu würken hat? Diese Ursachen müssen also den Arzt veranlassen, seine Besuche so einzurichten, besonders die Abend-Besuche nie zu unterlassen, weil wir aus dem jedesmaligen Zustand des Kranken urtheilen, ob die Krankheit ab, oder zugenommen hat, ob die Nacht gut oder schlecht seyn wird, ob wir uns auf die nächsten Tage gutes oder schlechtes zuversprechen haben, ob der Kranke bey der gemachten Anordnung bleiben kann, oder ob sie muß geändert werden. Und selbst der Kranke freut sich noch seinen Arzt vor Nachts zu sehen, und sein Urtheil zu empfahen, der Arzt mag es nun vor gut befinden, rein und gerade es zu sagen, oder weißlich es dießmal mit einem andern zu vertauschen, genug er wird beruhiget. Die früh Besuche halte ich zwar auch nicht für überflüßig besonders bey hitzigen, faul- und bösartigen Krankheiten, wo man nach Beschaffenheit der vergangnen Nacht die Tages Einrichtung macht, allein da kan uns ein Bothe ein Domestique einen Gang erleichtern, wenn wir auch nur das Allgemeinere erführen, was die Nacht durch dem Anwesenden oder Krankenwärter in die Augen gefallen wär.

§. 386.

Hat der Arzt den Kranken gesehen, so ist gewöhnlich das erstre, das die Kranken selbst oder die Anwesenden fragen, was er von der Krankheit urtheile, zu wissen, ob es

es gefährlich sey, ob der Kranke noch genesen könne, oder ob es nicht viel zu bedeuten habe? Diese Sache ist freylich wichtig, und ist ein Eckstein, an den sich viele gestossen, und wohl gar zerstossen haben. Viele aber haben sich dadurch zu einer fast unübersehbaren Größe gebracht und haben dann ihr ganzes Glück, ihre ganze Größe und ärztliches Ansehen einer einzigen guten Beurtheilung einer Krankheit zu verdanken gehabt. Groß ist würklich der Arzt der die Krankheit richtig zu beurtheilen weiß. Denn hierauf beruht unendlich viel für ihn selbst, bey der Heilung, und für den Kranken ihm entweder Trost zu geben, oder mit einem traurigen Kopfschütteln und Achselzucken, eine betrübte Botschaft anzukündigen, die doch auch in Rücksicht seiner und seiner Freunde wieder sehr heilsam ist. Nur muß er nicht alles nach einem Leisten formen, und alle Krankheiten für leicht achten, und erklären, aber auch nicht alle gleich für tödlich ausgeben. Denn dieses Vortheils bedienen sich die Charlatans um dem Publikum glaubend zu machen, als ob sie alle Krankheiten heilen könnten, oder wenn es mißlingt, öffentlich zu wiederhohlen, daß sie die Krankheit für höchst gefährlich angesehen hätten.

§. 387.

Deshalb sey man mit seinem Urtheil vorsichtig und bestimme weder die Krankheit selbst, noch den Ausgang der Krankheit, so lange man nicht besondere Veranlassungen dazu kriegt. Auf das

zufällende Urtheil sind die Umstehenden und die Kranken sehr aufmerksam. Daher würde man sehr unklug handeln, wenn man das, was man über den Krankheitszustand urtheilte, und was es für eine Krankheit sey, gleich sagen wollte. Könnte es nicht gut ausfallen, dann würde man den Kranken, der dieses nicht erwartet hat erschrecken und vielleicht so erschrecken, daß wenn er auch nicht so tödlich und gefährlich noch wäre, erst tödlich und gefährlich werden kann. So hat auch der gehörte Nahme der Krankheit manchen Kranken ein Todesschrecken eingejagt, wär es aber gut und für die Gefahr sichernd, dann würde man vielleicht den Kranken sorglos und wohl gar leichtsinnig machen, und er gienge ohn alle nöthige Anstalten und Vorbereitung aus der Welt.

§. 388.

Auf das erstemal sehen, urtheile man überhaupt nicht entscheidend, sondern dubiös. Beym ersten Besuch kann einem noch so mancherley entwischen, das Leben und Tod voraus sagt, gewisse Umstände können denn izt in eine andere Lage gekommen seyn, wie mich der hoffende Kranke mit Verlangen erwartete und sahe, und wenn man von diesen auf alles schließen wollte, man sich sehr betrügen würde. Im Gegentheil können eben izt die Umstände höchst gefährlich scheinen, vielleicht weil der stärkste Anfall da ist, und der Kranke dessen vorigen und gegenwärtigen Zustand man nicht in eine richtige Vergleichung stellen kann, den man nie in dergleichen Aufällen

gesehen, die er schon oft und vielmal gehabt hat, dessen Lebenskräfte man nicht genau messen kann, weil man ihn vorher nie kannte, und viele andere Dinge mehr, die uns mehr entscheidendes sagen lassen, sondern nur eine zweifelhafte Antwort erlauben können.

§. 389.

Hat man Kranke vor sich, deren Standhaftigkeit, Gelassenheit und Unerschrockenheit vorm Tod und Gefahr man kennt, denen kann man sein Urtheil offen sagen, sie werden es noch mit Dank annehmen. Denen die sorglos sind für sich, ihre Angehörigen und ökonomischen Einrichtungen ist es Schuldigkeit zu sagen. Ferner solchen die mürrisch, unartig und gar nicht folgsam sind, in dem was ihnen der Arzt oder andere sagen, muß man die Gefahr nicht verbergen, damit sie vielleicht nicht aus Unbesonnenheit und Eigensinn dahin sterben, sondern Diät und andere Vorschriften besser gebrauchen. Bey denen richtet die Ankündigung des Arztes selbst mehr aus, als alles andere vorpredigen.

§. 390.

Bey gewissen Krankheiten darf man auch in Gegenwart anderer sein Urtheil nie frey und offen sagen. Man kennt eben nicht alle Umstehende, ob sie aus Höflichkeit, Neugierde, oder freundschaftlichen Mittleid da sind, denen es nichts helfen würde dieses Urtheil zuhören, hingegen den Kranken beunruhigen möchte, daß jeder nun gleich

seinen

seinen ganzen Krankheitszustand kenne, vielleicht noch scharf beurtheile, und für den Kranken manches Nachtheilige folgere und verbreite. Wären es aber auch würklich verborgene Krankheiten, dann muß sie nicht jeder wissen, und der ganzen Stadt offenbahr werden. Feinde werden oft schon Freude schöpfen über den Tod des andern, das doch dem Kranken unangenehm seyn würde, wenn er sich dessen bewußt seyn müßte.

§. 391.

Fände man aber den Krankheitszustand bedenklich, und man müßte sein Urtheil fällen, so thue man es nur gegen Personen, die den Kranken angehören, oder die Freunde des Kranken sind. Hierdurch wird man sich doch schützen und sichern, wenn etwa ein unerwarteter Fall käme, der dem Arzt alsdenn zugeschrieben werden könnte. Auch diese werden vielleicht eher im Stand seyn, dem Kranken die Gefahr vorzustellen, in der er ist und sich etwa nicht zu seyn glaubt. Es wird sie selbst auch aufmerksamer machen, auf die Pflege und Besorgung des Kranken. Sie werden die Mittel emsiger und sorgfältiger anwenden, und nichts verabsäumen, was den Kranken retten kann.

§. 392.

Aus den Vorhergehenden erhellet, wie man über den gegenwärtigen Zustand des Kranken urtheilen soll, allein sehr oft soll man auch über den Zukünftigen sein

Urtheil

Urtheil fällen. Beyde sind aber so verbunden, daß man den gegenwärtigen, ohne zugleich einige Blicke auf dem Zukünftigen zu werfen, nicht beurtheilen kann. Ist ein Theil der Arzeneywissenschaft wichtig, so ist es die Vorhersage von glücklichen oder unglücklichen, oder zweifelhaften Ausgang der Krankheit. Ist ein Theil wo der Arzt sich heben, wo er aber auch eben so tief sinken oder wohl gar erliegen kann, so ist es dieser. Daher muß der Arzt nirgends mehr Klugheit und Vorsicht anwenden, als hier, weil er die Ehre und Würde der Kunst und seine eigene retten kann. Hierdurch vermag er alle Anschuldigungen der Kunst zu widerlegen und zu heben, alle Flecken, die durch schlechte, der Kunst unwürdige Knechte, durch Charlatans sind angehängt worden auszulöschen, die Verachtung und Geringschätzung wegzunehmen und sie wieder zu adeln. Auch deshalb verdient der Arzt Achtung, wenn er auch nicht alle heilen kann, aber doch würklich es sagt und aus Gründen darthun kann, daß vor ihm eine Heilung unmöglich und höchst wahrscheinlich der Tod zu erwarten sey. Obgleich die Anzeige vor die Angehörigen und Anverwandten immer eine empfindliche und unangenehme Anzeige ist, so wird sie ihnen doch eher beruhigung geben, ihren Schmerz vermindern, und sie auf einen Fall vorbereiten, der unvermeidlich ist, als wenn er ganz unerwartet eintrete, ja selbst dem Kranken ist, und darf es nicht ganz unangenehm seyn, so schreckhaft ihm auch diese Aeusserung seyn möchte, weil er noch zu rechter Zeit seine häußlichen Umstände in gute

Verfas-

Verfassung bringen, und sich selbst besorgen, und auf den Uebergang aus dieser Zeit in die Ewigkeit bereiten kann. Wie viel ist also nicht für alle gewonnen?

§. 393.

Ferner ist auch das vorhersagende Urtheil dem Arzt sehr wichtig bey drohenden Gefahren, denen er, wenn er sie merkt, mit Unerschrockenheit noch zeitig genug entgegen gehen und die er abwenden kann. Ist noch ein guter Ausgang zu erwarten, sind noch Zeichen einer günstigen Hofnung vorhanden, so sucht er die willige Natur frühzeitig zu unterstützen, und gleich wieder auf den richtigen Weg zu leiten. Daher auch Hippokrates richtig behauptet. Solche, die würklich noch am Leben erhalten werden können, die soll man auch mit der größten Mühe und Fleiß desto eher zu erhalten suchen. Man suche aber also bald sogar auf einzelne Umstände den geschwindesten und sichersten Rath anzuwenden, und dann mögen sie sterben oder leben, dann ist der Arzt, der es entweder vorher wußte, oder vorher sagte, ganz ausser Schuld. Endlich wird er auch dadurch sich das Zutrauen der Kranken erwerben und erhalten, aber auch verlieren und vermindern, woraus denn alle die oben (§. 339. u. f.) angeführten Regeln fließen.

§. 394.

Doch ist Offenheit nicht allezeit den Kranken die angenehmste Begegnung, die sich noch immer viel Hofnung zum

Leben

Leben machen. Oft hat man Aerzte, die so aufrichtig nach ihren Einsichten handelten für furchtsam, oder wohl gar unwissend in der Heilung gehalten, und hat sich lieber zu einem andern wenden wollen, wenn ohnedem vielleicht noch alte Mütterchen, geheime Pfuscher, oder wohl gar noch unwürdige Aerzte dazu gekommen sind, und den Kranken darinne bestätiget haben; Ohnerachtet sie von dieser schweren Sache, der Vorhersage wenig oder nichts verstehen, sondern nur nach dem allgemeinen schließen. Eher ist es wohl möglich und auch mehr geschehen, daß eine Krankenwärterin den unüberlegten und voreiligen Arzt beschämt, und die richtigere Wahrheit gewußt u. gesagt hat. Denn aus den oft gesehenen, und gepflegten Kranken, haben diese Leute ohne alle Anleitung der Kunst sich selbst Regeln, Merkmale abgezogen, sie haben sie oft wiederhohlt und haben sie bestätiget und vergewissert. Doch Vorsicht! — rufe man dem jungen Arzt immer zu.

§. 395.

Obgleich viele die Vorhersage für etwas so leichtes ansehen, nnd deshalb auf geradewohl urtheilen, so weiß der einsichtsvolle und kluge Arzt, wie wichtig die Sache sey und wie viel dazu gehöre. Schon einen hohen Grad der Wahrscheinlichkeit herauszubringen, will schon viel sagen. Denn wie viele Krankheiten haben wir nicht, deren Natur, wenn wir Wahrheit gestehen wollen wir, gar nicht deutlich einsehen, und wie wollen wir da ihren Ausgang bestimmen? Bey vielen ist eine solche Verwickelung der

Ursa-

Ursachen und Zufälle, daß man das Alleinige nie genau von den Gemischten scheiden kann. Oft sind die Zufälle selbst versteckt, oder äussern sich unter besondern Hüllen, die wir nicht zu enthüllen wissen, Viele Krankheiten sind so beschaffen, daß ein kleiner Umstand Leben und Tod geben kann. Bohn (*k*) sagt deshalb! geringe, wenig bedeutende Krankheiten ändern sich oft so schnell, daß sie doch tödlich werden. Z. B. Wechselfieber die sich in hitzige verwandeln ꝛc. Viele sind aber auch so tückisch, daß die Vorhersage fehlen kann, man mag es machen, wie man will. Daher man z. B. in Bösartigen, in Faul- und Ausschlagsfiebern sehr ungewiß ist. Es trägt sich oft zu, daß unter einerley Umständen und Zufällen manche sterben, manche leben bleiben. Oft ist Urin, Puls, Athmen und fast möchte man sagen alles gut und doch sterben sie, und so im Gegentheil leben sie. Wahr ist es oft sieht man nicht gleich vom Anfang die Bösartigkeit, die sich unvermerkt in die Säfte schleicht, der Kranke scheint sich nach seinem betrogenen Gefühl zu bessern, denn er fühlt wenig, und die Krankheit scheint ihn verlassen zu haben, wird der Arzt dabey auch sicher, untersucht nicht genau und scharf genug, der heimliche Feind wächst, und endlich sehen sich beyde hintergangen. Freylich waren zu wenig Zeichen offenbahr, nach denen er hätte schliessen können, vielmehr schienen gute, als schlechte dazuseyn, und vielleicht nur einige wenige wären die Verräther gewesen, wenn die der genau forschende Arzt aufgesucht und entdeckt hätte. Lieber gebe man unter solchen

Umständen, zweifelhafte Urtheile und Vorhersagungen, als entscheidende.

§. 396.

Hat man noch so viele Regeln kennen gelernt, und die Erfahrung ist, die man gehabt hat, gering; so wird man demohngeachtet noch nicht im Stand gesezt, eine gewisse Vorhersage zu machen, weil doch die Subjeckte, so unendlich verschieden sind, die wir zubeurtheilen haben. Aehnliche werden uns zwar immer ähnliche Würkungen geben, aber nie bestimmte und sich allezeit gleiche, weil es oft scheint, daß Personen die wenig krank gewesen sind, manchmal die Krankheit viel schwerer, und wohl gar nicht überstehen, da hingegen andere immer Kränkelnde öfters die gefährlichsten Anfälle aushalten. Welches ist der Grund? Und wie vorsichtig muß sich der Arzt nicht dabey betragen? Er lerne daher ja erst sein Subjeckt genau kennen, ehe er ein Prognostikon stellen will.

§. 397.

Wie viel beruhet nicht hierbey, noch auch auf der geführten Lebensart und dem Clima. Lezteres hat überhaupt einen wichtigen Einfluß auf jeden Menschen, und kann oft den Arzt ganz irre machen, wenn er es sich nicht bekannt macht, und darauf merkt. Die sich da befindende Atmosphäre kann oft unsere besten Plane zernichten, und erschwert uns die Vorhersage. Es können Krank-

heiten

heiten unter andern Himmelsstrichen viel milder und den Menschen weniger nachtheilig, und unter andern härter und gefährlicher seyn. Dieses hat man besonders bey epidemischen Krankheiten am häufigsten bemerkt. Z. B. bey Pocken, Masern und andern Fiebern. So weiß man, daß in heissen Ländern viele äußerliche Krankheiten als Wunden ꝛc. schwerer zu heilen sind, als in kühlern. In sumpfigten Gegenden sind Scorbut, Faulfieber ꝛc. viel gefährlicher. Deshalb auch schon Thessalus sagt. (*l*) Nicht jeder Ort kann gleiche und erwünschte Hülfe leisten, weil uns nicht immer gleiche Luft umwehet. Alles dieses können auch die verschiedenen Jahreszeiten, und die sich schnellverändernde Witterung bewürken. So gar will man bemerkt haben, daß oft Wöchnerinnen unter den günstigsten Umständen schlechtere Wochen gehalten, zu verschiedenen Zeiten glücklicher und zu andern unglücklicher geboren haben (*m*), manche unerwartet gestorben, manche nach einem sehr gelinden Fieber, manche nach kleinen auf sie würkenden äussern Ursachen. Eben so viel vermag die vorhergeführte Lebensart des Kranken, die entweder den Körper heimlich so zerrüttet, oder offenbahr auf ihn wüthet, daß, ohnerachtet er geheilt worden ist, dochnoch das Gift heimlich in den Adern schleicht. Auch während der Behandlung der Krankheit führt der Kranke zu weilen eine schlechte Lebensart, die oft die Veranlassung

zu

(*l*) Orat. ad. Athenienf.

(*m*) *Vnzer* cur fem. Europ. et illuftr. præ aliis gent. fint laborioſiores Goet. 1771.

zu den gefährlichsten Folgen geben kann. Diese und andere dergleichen Dinge können den Arzt in seinem Prognostikon gar sehr trügen.

§. 398.

Auch die angewandten Mittel erschweren diese Kunst; wenn sie nicht so würken, wie man es erwartet hat. Von gewissen Mitteln können wir zwar ihre Würkung, sie geschehe nun bald, oder spät, oder stark, oder heftig vorhersagen. Allein niemals werden wir höchst bestimmt, und ausgemacht ihre Würkung angeben können. Es sey denn, daß wir ein Subjeckt vor uns haben, das wir schon mehr mahl zubehandeln gehabt haben. Ausser dem wird man sich nie so ganz fest auf seine gemachten Schlüsse verlassen können, weil die Subjeckte sogar verschieden, die Umstände, unter welchen sie sind gegeben worden so manchfaltig sind, so gar in einerley Subjeckt und in einerley Krankheit sich niemals gleich bleiben. Eben so wenig sind auch die Mittel von gleicher Güte, sowohl die einfachen, als zusammengesezten. Hierbey fragt sichs auch noch, ob der Kranke sich ganz den Vorschriften des Arztes gemäs verhalten hat. Entweder der Kranke unterläßt vieles, was doch hat geschehen sollen, oder thut vieles, was er doch hat unterlassen sollen. Auch die Krankenwärter beobachten nicht allezeit ihre Pflicht genau, versäumen vieles beym Kranken, wachen nicht über sein Verhalten, die Temperatur des Zimmers, des Bettes, der Diät, des Einnehmens u. d. gl. wie viel kann dadurch

nicht

nicht geschadet werden? Wie viel hängt bey der Kur nicht davon ab, und folglich auch bey der Vorhersage? Ein kleiner Umstand, eine kleine Vernachläßigung kann unsern Plan verändern, und unsern angegebenen künftigen Erfolg stören?

§. 399.

Woraus am sichersten noch etwas auf den glücklichen oder unglücklichen Ausgang einer Krankheit geschlossen und vorhergesagt werden kann, sind die Lebenskräfte. Diese könnten uns freylich die sicherste und gewisseste Bestimmung angegeben. Denn eben auf diesen beruht Leben und Tod. Harmonische Würkung in einander, erhält ja das, was wir Leben nennen, und macht die Natur der thierschen Maschiene aus. Weichen diese aus dem Gleichgewicht, dann haben wir Krankheit, sinkt eine, oder die andere ganz, und verliert ihre Würkungskraft, oder alle zugleich, alsdenn ist Tod. — Aber wornach sollen wir sie messen, welches ist die Richtschnur? Leider bleibt uns nur ein allgemeines Gefühl übrig, das wir haben und wornach wir alle messen, das aber so unbestimmt und relativ ist, als manchfaltig und verschieden die Subjeckte sind. Denn bey dem einen verräth uns das schon Krankheit, was bey dem andern der gesundeste Zustand ist, es sey im Uebermaß oder im Mangel. Des Landmanns ordinair gesunder Puls, würde beym Städter schon den höchsten Grad von Anspannung, von Entzündung verrathen. Daher ohne lang gehabte Erfahrungen, oder oft genaue

und sorgfältig wiederhohlte Versuche bleiben wir in diesem Theil sehr zurück, ja wir kommen gar nicht fort, bloße Theorie reicht nicht zu. Aber auch der erfahrenste, größte Arzt und Beobachter wird hier seine Schwäche, seine Lücken, wenn er sie kennen will noch gestehen. Wir kennen die Lebenskräfte noch viel zu wenig, und noch vielweniger ihre Würkungsart. Bloße Phänomene lassen uns erst muthmaßlich zurückschließen auf ihre Entstehung und auf ihre verhältnißmäßige Größe. Wer sieht also hieraus nicht ein, wie schwankend hier noch alles steht, und wie unsicher wir noch gehen?

§. 400.

Der Puls, das Athmen, die Nervenwürkungen, und das, was wir Seele nennen, scheinen uns die vorzüglichsten zu seyn. Allein eines hängt immer wieder von dem andern ab, wie uns die Physiologie es umständlicher lehrt. Je nachdem nun diese würken, entweder in Uebermaß oder in Mangel, nach dem müssen wir urtheilen. Freylich darf man andere thierische Verrichtungen, die zwar von jenen abhängen, und nach jenen Würkungen sich äussern nicht ausser Augen setzen, wohin ich besonders die Ausleerung durch den Stuhl, Urin und Schweiß rechne, die dem vorhersagenden Arzt genau bekannt seyn müssen. Ja kennten wir jedes Subjeckt, das wir im Krankenzustand behandeln sollten, auch vollkommen vorher in seinem gesunden Zustand, so würden wir freylich glücklicher seyn, und richtiger schließen. Allein wie viel verändert sich unsere

Maschiene nach den verschiedenen Zeiten, Alter und Umständen? Deshalb es freylich immer eine relative und zugleich schwere Sache bleibt. Doch giebt es in diesem gewisse Veränderungen, die uns doch viel vorzügliches bestimmen.

§. 401.

Die Zeichenlehre giebt uns die Anleitung, was wir aus der Verschiedenheit des Pulses urtheilen sollen, wie das Athmen sich nach diesem richtet, und dieses wieder nach jenem, und wie viel auf beyderseitiger richtigen oder fehlerhaften Bewegung beruhe. Daher Bohn (*n*) sehr belehrend sagt: Der Arzt soll auf den Puls als die vorzüglichste Lebenswürkung, wornach wir die Kräfte der Kranken messen, die größte Aufmerksamkeit verwenden und zwar in der Rücksicht, wie ein gewisser Aerztlicher Poet singt: (*o*) die viel umwölkten Täuschungen des Urins enthült die freye Entscheidung des Pulses. Daß er der sicherste Zeuge der Gesundheit ihrer Beschaffenheit und aller Umstände sey, das heißt: daß er uns aufrichtig die Menge und Beschaffenheit des Blutes und die Kräfte des Herzens sage, lehrt uns Vernunft und Erfahrung. Daher ist es auch gar nicht unwahrscheinlich und öftern Beobachtungen durchaus angemessen, daß der natürliche gesunde Puls in dem einen Menschen ganz anders schlage als in dem andern, nach eines jeden Beschaffenheit, oder

(*n*) Am angeführten Ort. S. 176.

(*o*) Vrinæ fraudes aperit discretio pulsus.

daß er im natürlichen Zustand nach den verschiedenen Subjeckten, auch verschieden gehe. Denn bey dem einem schlägt das Herz bald stärker, bald schwächer, bald geschwinder, bald seltener, es sey nun aus natürlichen Ursachen, z. B. aus Alter, oder nach dem verschiedenen Geschlecht, oder nach einer gewissen ganz eigenen Dispostion, oder Indiosyncrasie des Körpers, oder nach dem verschiedenen Bau der ganzen Maschiene, oder aus nicht natürlichen, z. B. in der Zeit einer kurzen Entfernung nach der Malzeit, bey Leidenschaften, oder nach den verschiedenen Stoß, den das Herz frey oder gehindert anwendet, das Blut an den Ort zu bringen, wo der Puls sich äussern kann. Selbst der ausserordentliche Bau der Handwurzel Pulsader, wo man doch gewöhnlich den Puls untersucht, durch den man gar oft getäuscht wird, wenn man sein Urtheil darnach fällen will. Denn oft liegt sie unter den Sehnen der Muskeln so tief, daß man sie kaum fühlen kann, sie liegt an einem andern Ort als sie gewöhnlich zu liegen pflegt, so muß sich ihr Schlag auf ganz verschiedene Weiße äussern. Einige haben aber von Natur höchst kleine, andere weite, andere harte, andere noch andere Gefäße, alle diese werden uns einen verschiedenen Puls dem Gefühl nach geben. Daher muß man sich vom Puls ja nicht täuschen lassen. Reizbarkeit und Empfindbarkeit leiden sehr oft auch in Abnahme und Zunahme, welches wenn wirs wahrnehmen, uns alsdenn Grund angiebt, wie wir unser Urtheil fällen sollen. Allein alles geschehe mit der äussersten Vorsicht. Denn oft scheinen sie ganz zu erliegen.

Mit

Mit einem mahl, schnell raffen sie sich auf und würken, und beschämen den voreiligen Arzt in seiner Todesprophezeihung. Allein oft scheinen sie noch völlig, mit größter Munterkeit und Lebhaftigkeit zu würken, und ehe wirs uns versehen, ist ihre Kraft, ihre Lebhafte Würkung verschwunden. Dieses gilt endlich auch noch von den natürlichen Ausleerungen des Schweisses, des Urins und des Stuhls. Sie sind nach ihrer verschiedenen Menge, Geruch, Farbe und übrigen Consistenz von mancherley Bedeutungen eines guten oder schlechten Ausgangs, und die ein Arzt nie übersehen muß. Allein auch sie trügen, denn die Erfahrung hat oft gelehrt, daß bey einem starken, gleichen ꝛc. Pulse viele gestorben, hingegen bey einem schwachen und aussetzenden viele genesen sind. Sehr oft hat man bey Mutterbeschwerden und Ohnmachten von einer äussern Ursach entstanden, in Fieber, die vollkommen todbringend zu seyn schienen, nicht die geringste fühlbare Veränderungen des Pulses wahrnehmen können. Oft ist der Schweiß schlecht, klebrigt und übel riechend gewesen, der Kranke genaß, oft war er gut und schien wohlthätig zu seyn, und der Kranke starb, oft war die Diarrhö willkommen und rettete, oft tödete sie, der Urin war oft schlecht, übel aussehend, mit einem schlechten Sediment und der Kranke besserte sich, da er hingegen bey dem best scheinenden starb. Es bleibt deshalb das alte Sprichwort immer wahr. der Puls geht gut, der Urin ist dem gesunden gleich, und doch — stirbt der Kranke. Hierbey schiene also freylich viel widersprechendes in den Phäno-

men zu seyn, allein die verschiedenen sich in unserm Körper befindlichen Kräfte, unterstützen einander sehr oft, daß wenn die eine sinken will, die andere sie wieder hebt, allein auch die eine sinkende die andere schwache mit darnieder stürzt.

§. 402.

Endlich erschwert die Vorhersage nichts mehr als der Eintritt unvorhergesehener Dinge. Es kann die Krankheit in ihrem besten Gang seyn. Alles kann so erfolgen wie es die Natur der Krankheit mit sich bringt und wie der Erfolg auch von der Würkung der Mittel zu erwarten war, und der Arzt konnte nicht anders als gut urtheilen, und die Hofnung zur Erhaltung geben, allein unerwartet trat eine Veränderung ein, das ganze System wurde erschüttert, es schwankte und stürzte wohl gar ein. Im Gegentheil pflegt es auch zu geschehen, das aber doch erwünschter ist; der Kranke liegt ohne Hofnung, der Arzt giebt ihn auf, und schnell wird noch eine Kraft rege, er fängt noch an zuleben. Nichts als Täuschungen würde mancher sagen. Allein bedenkt man, daß oft die nöthigen Zeichen, der gleichen unerwartete Vorfallenheiten zu entdecken mangeln, so wird man auch billiger urtheilen. (p) Sehr viele Zeichen verschiedener Krankheiten sind von Natur so verwirret und versteckt, schließen nur in Rücksicht auf den Ausgang bisweilen etwas zufälliges in sich, so daß sie gar keine Merkmale äussern, durch deren Hülfe

(p) Bohn am angeführten Ort. S. 171.

Hülfe man etwas gewisses vorher wissen könnte. Der Theil der Zeichenlehre nemlich die Vorhersage führt durch einleuchtende und bald mehr, bald weniger in die Sinne fallende Dinge, zur Erkenntniß der dunkeln und verborgenen Sachen, und braucht sie nur bey der Vorhersage, als wahrscheinliche Muthmaßungen, daß heißt nicht als solche untrügliche, daß die Sache gar nicht anders und gegen alle Vermuthung auch erfolgen könne. Wenn daher dergleichen Hülfs- und Erläutrungs-Mittel fehlen, und alles was die Krankheit betrift unsern Sinnen verborgen bleibt, dürfen wir uns also wundern, wenn unsere Vorhersage zuweilen zweifelhaft ist, oder gar fehlt? Wie oft pflegt es zu geschehen, daß viele schon dahin sterben, ehe sie so zu sagen noch recht krank werden, d. h. ehe sie eine in die Augen fallende und empfindbare Krankheit anfällt. Wir staunen früher bey den völligen Vollendungen, ehe wir noch im Stand sind ihren traurigen Ausgang zu ahnden; obgleich keiner ohne Krankheit stirbt, sie sey nun früher oder später vorhergegangen, viele aber auch ohne angebliche Krankheit, wie wir in Leichnamen sehen, oft aber auch nichts sehen, auch nicht einmal eine, nicht die geringste Spur. Wie viele sterben am Schlag, an Erstickungen, an Ohnmacht, entweder von einen Polypen, von Anhäufung verschiedener Feuchtigkeiten, von einem Riß eines verborgenen Geschwürs der Lunge, der Leber, oder eines andern innern Theils, und andern ähnlichen, ganz von dem gewöhnlich abweichenden Ursachen? Wie viele sterben aus einer schnellen Störung der Lebensgeister, der Würkung des Gehirns

und Nerven, des gehinderten Blutlaufs, aus Würkung eines von aussen in die Säfte gekommenen Körpers. Z. B. Gift und andern reizenden Dingen, die öfters noch eher töden, als man sie noch kaum recht erkannt hat.

§. 403.

Hieraus erhellet wie schwer also dieses Geschäft sey, und wie wichtig diese Zeichen sind, die man sich bey der Vorhersage bedient und bedienen soll, wie viel Vorsicht aber auch dabey erfordert werde, um alles zu umschauen, was nur einigermaßen Licht und einen Aufschluß geben kann. Alles beobachte man theils in Ansehung der Sammlung der Vorkenntniß, nemlich alle Zeichen und Umstände nach zuforschen und aufzusuchen, woraus man nur einigermaßen auf den Ausgang der Krankheit schliessen kann, theils in Ansehung der Vorhersage selbst, was man hoffen, oder fürchten soll, und was man dem Kranken aussagen und würklich offen darlegen soll. (q) Dabey vergesse man aber nie die goldene Regel des Hippokrates (r). Mein Rath ist, daß man höchst vorsichtig handele, so wohl bey der Ausübung der ganzen Kunst, als auch bey der Vorhersage. Denn man merke wohl hiebey, daß wenn jemanden die Vorhersage eingetroffen ist, und freylich bey dem Kranken, der Verstand hat, hat man große Verwunderung erregt, ist sie hingegen nicht eingetroffen, und er hat gefehlt, mit was für einen schwarzen

Haß

(q) Bohn, am angeführten Ort. S. 180.

(r) T. 11. Prædict. 3.

Haß man ihn verfolgen wird. Daher rathe ich ernstlich, daß man sowohl alle übrige Vorhersage, als auch die bey jeder Krankheit besondere sehr vorsichtig einrichte, ob ich gleich hören und sehen muß, daß viele in der Arzeneykunst über Sachen, die erzehlt, geschrieben, und doch würklich gethan worden sind, weder richtig urtheilen, noch sie richtig wieder erzehlen.

§. 404.

Obgleich schon in den Vorhergehenden, besonders bey der Beurtheilung der Krankheiten vieles, die Vorhersage betreffend mit vorkömt, so muß ich doch noch einige Regeln angeben. Hat man nicht höchst gewisse und ganz unirrbare Kennzeichen des Lebens und des Todes, so bestimme man dessen Verlängerung oder Abkürzung nie gewiß, sondern verspreche sie mit anständiger Bescheidenheit.

§. 405.

Unüberlegt und voreilig handelt der Arzt der gleich Verlängerung des Lebens und Wiederherstellung der Gesundheit verspricht. Dieses ist eine Versuchung in welche der junge Arzt gar zu häufig gerathen, alte sich aber manchmal auch vergessen oder übereilen können. Kommt der junge Mann vom Catheder wohlbestanden, mit den Docktor Hut geschmückt, und in seinen Heften wohl beritten zurück, so denkt er nun alles heilen zu können, und verspricht beym ersten Anblick des Patienten Leben und Gesundheit. Fängt

er

er aber nun an, so wills da und will dort auch nach den besten Heften nicht gehen, und nun wünschte er gern sein Versprechen wieder zurück. Durch solche Uebereilung wird er sich auf seine ganze künftige Praxis schaden. Daher handele man hübsch vorsichtig, bedenke zwar die oft schnelle Erwachungen der Kräfte der Natur; aber auch ihre Erliegenheit und die oft unerwarteten und ganz zufälligen Vorfallenheiten (§. 402.) und anderes mehr, was uns die Heilung erschwert, die besten Aussichten verschlimmert, oft den aufstehenden darwieder schlägt und den gesunden plötzlich tödet. —

§. 406.

Man hat zwar das zu einer Klugheits Regel gemacht, lieber allezeit mehr schlimmeres vorherzusagen, als besseres, weil man damit eher durchkomme. Dieses thut der Charlatan, nie aber der rechtliche Arzt, wenn er seine Kunst und die Würkung seiner Mittel kennt. Denn will er alles mit seinem Machtspruch tod haben, oder nur gefährlich machen, so ist entweder Unwissenheit oder die Absicht, wenn er den Kranken rettet mehr Geld zu gewinnen. Man wird ihm aber am Ende nichts mehr trauen, und würklich sorglos werden, weil man schon das Todesförmlichen kennt, und bey Gefahren sich würklich in Gefahr stürzen, oder der Kranke versucht noch Hülfe zu finden bey andern Aerzten, er find sie auch würklich, weil vielleicht der vorige Arzt schon zur Besserung, sich aber izt unwissend vorbereitet hatte, der andere versucht noch ein

Mittel

Mittel, die Natur hilft würken, der Zeitpunkt sich zu erhohlen ist da, und der Kranke — lebt. Und wer ist oft der große, das Leben bringende Arzt gewesen? — Ein Pfuscher oder Quecksalber ꝛc. Wie unangenehm und selbst schimpflich ist's alsdenn dem Ehrliebenden Arzt. Dadurch zieht man sich auch noch viel anderes unangenehmes zu. Oft glauben die Anverwandten man hat durch diese Ankündigung dem Kranken so erschreckt, daß sich seine Krankheit verschlimmert habe, und ihm um deswillen den Tod zuziehen werde. Sie ziehen nun auf den Arzt heftig los, daß sie keinen Todesbothen, sondern einen Lebensretter verlangt haben, und reden dann in der Folge dem Arzt das Schimpflichste nach. Endlich warum will man auch die Kranken ohne Noth in Angst und schrecken, ja Furcht und Zittern setzen?

§. 407.

Deshalb auch einige Aerzte die Todes Ankündigungen ganz wiederrathen, wenn man es auch würklich überzeugt wäre, und dazu die sichersten und gewissesten Anzeigen hätte. Dieses halte ich aber nicht für klug und heilsam. Denn fürchtet sich der Kranke vorm Tod, und er stirbt doch, so hat er sich nicht mit ihm bekannt gemacht, und wird oft nach Leib und Seel unglücklich. Fürchtet er sich nicht, warum soll ichs ihm verbergen? Hat man also mit furchsamen sterbenden zu thun; so muß man s ihnen freylich nicht gerade ins Gesicht sagen: Du bist der Mann des Todes; sondern gebe ihm zu verstehen, das man sein Leben fürchte, oder

führe abwärts solche Beyspiele eines dritten an, der bey ähnlichen Umständen in Gefahr des Lebens gekommen sey, daß vielleicht der Kranke die Frage selbst aufwerfen muß, ob er in Gefahr sey? Auch kann man bedingungsweiße, sollte auch der Tod erfolgen, welches der Arzt nicht in seinen Händen habe zu hindern, so würden sie doch schon mit dem Tod bekannt seyn, sich nicht fürchten, und mache man sich früher mit ihm bekannt, desto besser lasse es sich sterben, es sey wie? wenn? oder wo? Sehr oft habe man gesehen, daß Leute die sich zu bereitet haben, denn erst haben angefangen zu genesen. Man versichere von seiner Seite alles zu thun, um ihn wenn es Gottes Wille wäre zu erhalten, in dessen Hand leben, gesund und Tod stehe ꝛc. So bin ich überzeugt, wird man keinen Kranken schrecken, sondern ihm wohlthun. Doch verwegenen, unbesonnenen und höchst sorglosen, und fast möcht ich sagen, einfältigen Kranken sage man das Todes Urtheil ins Gesicht. Sonst macht man sich fremder Sünden schuldig, und Vorwürfe können das Gewissen eines fühlbaren Arztes beunruhigen. Wagt man es aber nicht selbst zu sagen; so ist es Pflicht und Beruhigung für den gewissenhaften Arzt, wenigstens es den Anverwandten oder Wärtern zu sagen, daß sie es suchen dem Kranken bey zubringen. Ist das geschehen, dann kann er seine Hände in Unschuld waschen.

§. 408.

Endlich soll der Arzt auch seine Eigenschaften noch klüglich und vorsichtig anwenden bey der Heilung der Kranken, wo wegen Manchfaltigkeit der Kranken und der Krankheiten er seinen Scharfsinn zeigen kann. Denn bey der Indikation, der Diät und des Verhaltens, bey Anwendung der Mittel, sowohl Vorbauungs-Mittel, als der verschiedenen eigentlichen Heil-Mittel, im Stand der Krankheit und der Nachkur, und bey andern Vorfallenheiten ist unendlich viel zubeobachten, um als ein kluger Arzt durchzukommen. Alles dieses wird schicklicher einen Hauptheil der besondern Politik ausmachen, womit ich alsdenn, den zweyten Theil anzufangen gedenke.

Drukfehler.

S. 19. Charletanerie l. Charlatanerie,

25. Mantmaur l. Montmaur,

66. Plecrad l. Price,

147. wem l. von wem,

172. Laden l. Leiden-

192. Broyn l. Brown.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

XX I.84
XII,86

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Stark, Johann Christian, / Baldinger, Ernst Gottfried, / Delius, Heinrich Friedrich <<von>>,

D. Johann Christian Stark's. Der Arzeneywissenschaft ordentlich. öffentl. Lehrers, des hiesigen Herzogl. Hebammeninstituts Subdirektors, der lateinischen Jenaischen Gesellschaft Ehrenmitglieds etc., Versuch einer wahren und falschen Politik der Aerzte zu Vorlesungen bestimmt

Jena 1784

Med.g. 450
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10086374-2
VD18 11072644